Alexander Ziver



A. F. C. Vilmar.

Dritte vermehrte Auflage.

Marburg.
N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.
1886.

Prof. Alex. Ziwet
gt.
1-12-1923

Vorwort des Verfassers.

Dies kleine Buch giebt, ganz ähnlich meiner „Geschichte der deutschen Nationalliteratur“ Vorträge wieder, welche ich zu wiederholten Malen in verschiedener Ausdehnung bald vor einem kleinen, bald vor einem größeren Kreise freundlicher Zuhörer gehalten habe. Man wünschte einen Führer durch den, wie es Vielen scheinen wollte, allzu dichten Wald der Sammlungen von Volksliedern, welche seit Erlachs Sammlung von (meist angeblichen) Volksliedern erschienen sind, und die eben genannte Sammlung gab vor fast dreißig Jahren die erste Veranlassung zu einem solchen, damals vorzugsweise kritisch gehaltenen, Vortrage. Ähnliches wiederholte sich nach dem Erscheinen von Uhlands Volksliedern, und abermals mit Rücksicht auf Simrocks und auf Mittlers Sammlung. Die Aufgabe bestand darin, den wesentlichen Charakter des volksmäßigen Liedes an dessen ältern Erscheinungen nachzuweisen, und hier und da dessen geschichtliche Entwicklung und Umgestaltung, sowie dessen Zusammenhang mit der modernen Kunstdichtung anzudeuten. Diese Nachweisung mußte der Natur der Sache gemäß vorzüglich an dem ältern historischen Volksliede, in dessen engerem und weiterem Sinne, vollzogen

werden, weshalb denn dieses auch den größten Raum in Anspruch zu nehmen hatte. — Man ließ sich den gewählten Führer gefallen; ob, was der mündliche Vortrag in den bezeichneten Fällen erreichte, auch dem Drucke gelingen wird, muß der Erfolg lehren. Ein großer Teil der sprachlichen und ein kleinerer Teil der sachlichen Erläuterungen, welche im mündlichen Vortrag gegeben wurden, ist übrigens im Drucke weggeblieben, weil dieselben dem Buche einen allzu schwerfälligen Charakter zu geben schienen. Ob mit diesen Weglassungen zu viel oder zu wenig geschehen ist, muß ich dem Urteil der freundlichen Leser überlassen; die Wünsche und Bedürfnisse meiner Zuhörer waren in den verschiedenen Kreisen derselben nicht gleich, und anders wird es sich auch mit den Lesern nicht verhalten.



Einleitung.

Vilmar's literarhistorische Arbeiten besitzen ihre eigenartigen Reize und Schwächen. Besonders bewunderswürdig bleibt Vilmars feines Verständnis für das Volkstümliche in der Poesie, unübertrefflich ist die Art wie er ein einfaches Volkslied zu deuten und ins richtige Licht zu rücken wußte. Er war ein unerreichter Cicerone im Gebiete der Volkslyrik und -Epik und die darauf bezüglichen Stellen seiner Literaturgeschichte ebenso wie sein Handbüchlein sind wahre Perlen feinsinniger, von seltener psychologischer Schärfe und poetischem Verständniß zeugender ästhetischer Hermeneutik. Vilmar verstand es meisterhaft, ein verschollenes Kabinetstück alter Poesie unter der Staubdecke zu erkennen und in seiner vollen Schönheit dem erstaunten Leser vor Augen zu stellen. Er war ein Pfadfinder in der Kunst des Schönen; viele früher wenig gekannte Blüten unserer Literatur schätzt und bewundert man erst, seit Vilmar auf sie aufmerksam machte. Darin vor allem beruht sein bleibendes Verdienst, das trotz großer Mängel seiner Leistungen für alle Zeiten seinen Namen in Ehren halten wird.

Vilmars eigentliche geistige Heimat war das Volksgemüt mit seinen lieblichen Blumengarten voller Lieder, Sagen, Märchen und Symbolen. Hier war er zu Hause wie Wenige,

hierhin kehrte er immer wieder zurück. Als am Abend des Lebens eine jähe Katastrophe seine letzten Hoffnungen in die Tiefe gerissen, da flüchtete sein Geist in die lieblichen Auen des Volksliedes und in diesem Asyl entstand sein „Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes“, unter allen Werken Vilmar's das vollendetste und lieblichste. — Es war kein leichtes Werk, das kleine Büchlein zu schaffen; mit richtigem Blicke aus den großen und unbeholfenen Sammlungen eines Erlach, Zuccalmaglio ꝛc. das ächt volkstümliche vom halb oder ganz unbrauchbaren zu scheiden; die zahllosen Fälschungen, welche besonders Zuccalmaglio und auch die Herausgeber des Wunderhorns begangen, mit richtigem Gefühle zu vermeiden, wie es Vilmar in seinem Handbüchlein mit sicherem Takte vermocht hat. Selbst tüchtige Volksliedkenner, wie F. L. Mittler, haben sich verleiten lassen, unächtes Gut als Volkslieder zu reproduciren! Vilmar hat bis auf ein Beispiel nirgends ein untergeschobenes Lied als Volkslied angeführt, gewiß aus dem Grund, weil er die Unächtheit desselben rechtzeitig erkannt hatte. Solche Kritik übt aber nur derjenige überall richtig, der das Wesen des Volksliedes von Grund aus kennt; dem das Volkslied seine tiefsten Geheimnisse in stillen Stunden ernsten Studiums anvertraut hat. Ja, das einfache schlichte Volkslied ist schwer, sehr schwer zu erforschen; nur dem, der mit ernster Anstrengung seinen Spuren folgt, offenbart es seine ächten, aber tief gelegenen Schönheiten. Zu den Wenigen, welche dieselben ganz und voll geschaut, gehört Vilmar und dieser eine Umstand sichert ihm die Unsterblichkeit.

Mit diesem Lobe, welches selbst die Gegner Vilmar'scher Literaturhistorik ihm lassen müssen, verbinden sich mancherlei empfindliche Mängel. Ein Hauptfehler in den Büchern V.'s ist die völlige Unkenntnis des Verfassers betr. die einschlägige Literatur. Vilmar hat es absichtlich verschmäht, neue Erscheinungen, die ihm zu Gesichte kamen, bei seinen Arbeiten zu benutzen, mit einer Art souverainen Selbstbewußtseins gab

er seine Forschungen einer Antiquirung preis, die er leicht hätte vermeiden können; so sind z. B. in seinem Handbüchlein das 1867 erschien, viele wirklich bedeutende Volksliedersammlungen nicht, oder fast nicht benutzt, ich erinnere an Meier's Volkslieder aus Schwaben, Hoffmann's schlesische Volkslieder u. A. Von der Fülle deutscher Balladenpoesie sind fast keine Proben gegeben; so wäre die seltsame Ballade vom Wassermann und seiner schönen Braut aus irdischem Geschlechte (Hoffmann, schles. Volkslieder 1 ff.); die merkwürdige „Ahnung aus den Sternen" (ib. 6.); die herrliche im besten knappen Stil gehaltene Romanze vom letzten Gruße des sterbenden Ritters (ib. 8), sowie das interessante Fragment „wechselseitige Rache" (ib. 51) sicher der Beachtung wert gewesen. Aus Meier's Sammlung hätte Vilmar vor allem das interessante Lied von Christus und der Maid im Blumengarten (Meier Nr. 208) in dem eine alte tiefsinnige Klosterlegende noch heute fortlebt (vgl. Böckel, Volksl. aus Oberhessen. 107) zur Besprechung bringen sollen. Aber auch aus Sammlungen, welche Vilmar benutzte, sind nicht alle interessanten Stücke ausgewählt; so fehlt das sehr merkwürdige, meines Wissens nur von Meinert (Volkslieder aus dem Kuhländchen) mitgeteilte Lied vom Wechselbalge, der seinen wahren Vater sucht; ein Lied, das um so merkwürdiger ist, als es einem weitverbreiteten in Deutschland überall (Schleswig-Holstein: (Müllenhoff 310. 312.) Mark: (Kuhn Nr. 183. 184.) Meklenburg: (Bartsch, I, 42, 46) Hessen (Lynker 44—48, 71) in Dänemark (Thiele, Danmarks folkesage I, 211. II, 276 ff.) Bretagne (Villemarqué, Barzaz-Breiz I, 25) Schottland, (Fiedler, schott. Volksdicht. 256) selbst auf den Inseln des malayischen Archipels vereinzelt vorkommenden Glauben (Rosenberg, der mal. Archip. 167) entspricht. Daneben hätte das Lied vom Möringer (Uhland 773), dessen Luftfahrt und Rückkehr gelegentlich der Hochzeit seiner Gattin an weitverzweigte Sagen anknüpft, ebenso das vom Brennenberger, dessen

Herz seiner angebeteten Frau zur Speise gereicht wird (Böhme, altdeutsches Liederbuch 87) genannt werden können; eine Besprechung hätten ferner verdient der alte Hildebrand (Böhme 1 ff.), der Jäger aus Griechenland (Böhme 17), sämtlich wegen ihres eigentümlichen Sagengehaltes beachtenswert. Wie fesselnd hätten aus Vilmars Feder solche Erörterungen werden müssen! Das Tanhäuserlied besonders hätte eine Erörterung in erster Linie verdient. Über demselben ruht trotz des lebhaften Interesses, welches ihm durch Wagners Oper zugeführt wurde, noch immer ein tiefes Dunkel. So scheint es völlig ungegründet, wie dies gewöhnlich geschieht, den Tanhäuser des Volksliedes mit dem Minnesänger zu identificieren. Es gab vielfach z. B. in der Schweiz Familien, welche den Namen Tanhäuser führten (Tobler, schweiz. Volksl. II, 163). Das Lied vom Tanhäuser, welches in seinen ältesten Überlieferungen bis ins 16. Jahrhundert zurück geht, ist noch heutzutage in einigen Gegenden nicht ganz ausgestorben. So erhielten wir von Rochholz (Drei Gaugöttinnen 147—149. Tobler II, 159 ff.) einen sehr interessanten Text aus dem Diktate einer alten Frau im Argau. Derselbe ist besonders merkwürdig durch die beiden Schlußstrophen, in denen Tanhäuser wie Kaiser Barbarossa im Berge sitzend geschildert wird, wo sein langer Bart um den Steintisch wächst, bis er ihn 3mal umflochten und der jüngste Tag anbricht. Einen anderen Text aus dem Sanct-Gallischen veröffentlichte Tobler (I, 102 ff.). Das Tanhäuserlied soll nach der Versicherung eines 80jähr. Mütterchens aus der Gegend zwischen Sargans und Ragatz dort in ihrer Jugend unter dem Namen „Tiergetlied" allgemein bekannt gewesen sein. In Steiermark, Kärnten und Tyrol ist das Tanhäuserlied jetzt noch beliebt, jedoch erhielt sich hier nur der zweite Teil, der Gang des Sünders nach Rom, im Volksmunde.*) Aus Tirol ist noch

*) Steiermark: Schlossar, Volksl. aus St. 351; Kärnten: Pogatschnigg-Hermann, II Nr. 593.

im Jahre 1880 eine Variante bekannt geworden, welche als letzter Überrest des alten berühmten Liedes hier einen Platz verdient; um so mehr als Schlossar's teure und nicht gerade vollkommen mustergültige Sammlung wenig verbreitet ist. Sie lautet: (Schlossar 434).

„Es wollt' ein Sünder gehen
wol ein durch die Rome Stadt
Balthauser war sein Name
den er vom Papst erhalten hat.
Der Sünder wollt zwar beichten:
Vor sieben Jahr allhie,
Hat er begangen ein schwere Sünde
Und verziehen wird sie ihm nie.
Der Papst, der nahm ein Zweiglein
Das Zweiglein, das war dürr:
So wenig wirst du heilig
So wenig als das Zweiglein grünt.
Das stand ein kurzes Zeitlein an:
Da wurd' das Zweiglein grün.
Es traget schöne Röselein
Und andre Blümlein mehr.
Der Papst, der macht sich auf
Und eilt' dem Sünder nach:
Es wollt' ihn niemand wissen
Und niemand gesehen han.

In dem Tanhäuserliede liegen, wie mir scheint, 3 Sagenstoffe verschiedener Art verbunden vor. Die Erzählung von den Erlebnissen eines gewissen Tanhäuser, die Mythe vom Venusberg, und die Legende von der wunderbaren Enthüllung göttlicher Gnade durch das Stabwunder. Der erste Bestandteil entzieht sich gänzlich unserer Beurteilung aus Mangel zuverlässiger Quellen, was man, wie z. B. Zander (die Tanhäusersage und der Minnesänger Tanhäuser. Königsberg 1858) aus den Liedern des Minnesängers herausgelesen hat, ist zu vager Natur um sichere Resultate darzustellen. Besser unterrichtet sind wir über die Mythe vom Venusberg. Dieselbe

war keineswegs eine ausschließlich deutsche Lokalmythe; besonders ist die Lokalisirung desselben am Hörselberg durchaus unmotiviert; denn es fehlt in deutschen Gauen nicht an Venusbergen und Sagen von Sterblichen, welche darin verschwunden (s. Schnezler, bad. Sagenbuch I, 365. Pez, Chiemsee Klöster 273.) Die ältesten Zeugnisse, welche wir über den Venusberg besitzen, deuten entschieden nach Süden, nach Italien.*) Arnold von Harff aus dem Jülich'schen Lande brach, 24 Jahre alt, am 7. November 1496 auf und pilgerte in Begleitung zweier Kölnischen Kaufleute nach Italien, wo er Rom besuchte, von dort über Spoleto, Foligno marschierte und an letzterem Orte den „Venusberg" sah. (Pilgerfahrt ed. Groote 37). Aeneas Silvius schreibt in einem seiner Briefe (Buch I, Nr. 46) an seinen Bruder, er solle einem Deutschen Auskunft erteilen, wo der Venusberg in Italien gelegen sei. Man wird also wohl berechtigt sein, der Sage eine Lokalisirung in Italien eher zu gestatten, um so mehr als dort auf klassischem Boden der Name Venus nichts Unverständliches war wie in Deutschland. Es wäre gar nicht unmöglich, daß der Venusberg wirklich italischer Sage entstamme und durch die Landfahrer besonders aber die fahrenden Schüler seine Berühmtheit erlangt habe. Denn diese sind es, welche wiederholt in Verbindung mit ihm im Anfang des 16. Jahrhunderts genannt werden. Als beliebte Erdichtung der fahrenden Schüler zu Anfang des 16. Jhd. erwähnt der Tübinger Humanist Bebel in seinen „facetiae" ihre angeblichen Abenteuer im Venusberg, woselbst sie die Magie erlernt hatten. Im Liber vagatorum, dem ersten Handbüchlein zur Kunde der streifenden Verbrecher und Bettler in Deutschland, aus dem Anfange des 16. Jahrhundert stammend, wird von den Vagierern einer Landstreichersorte

*) Die noch älteren Belege aus der Morin des Hermann v. Sachsenheim verlegen den Venusberg in weite nebelhafte Ferne, desgl. das niederl. Gedicht und Volksbuch Margarethe v. Limburg. (Bergh, volksromans 36) und Meister Altswert ed. Keller 80.

berichtet, daß sie vorgaben, aus Frau Venus Berg zu kommen und die schwarze Kunst zu kennen (Weim. Jahrb. IV, 73). Uz Eckstein, Pfarrer und reformatorischer Satiriker in der Schweiz sagt, von den Landfahrern in seinem „Der Bauern Reichstag" (Scheible Kloster VIII, 779).

Einer ist zum heil'gen Grab gsin,
Der ander by St. Katherin,
Der dritt uß Venusberg kumpt.

In den Predigten Geiler's von Kaisersberg (1508) wird der Hexen gedacht, welche auf den Venusberg fahren. Die Sage vom Venusberge war in allen diesen ebenangeführten Belegen an keinen Ort geknüpft, als eine traditionelle Sage der Landfahrer und Charlatane stellt sie denselben dar wie ein in weiter nebelhafter Ferne gelegenes Zauberland. Eine Zeitung aus dem 16. Jahrhundert handelt „von zweien Kriegsleuten und einem Schiffsmann, welche sich so weit verfaren, bis sie in ein heiße siedende See kommen, was wunder des Teuffels gespenst sie auff einer Insel da gesehen und wie sie endlich in und aus dem Venusberg durch zulassung Gottes wieder entkommen sein. (Weller, älteste dtsche. Zeitungen. 334.) Sehr bekannt war die Venusbergsage besonders im 16. Jahrhundert, Kirchhoff (Wendunmuth ed. Oesterley I, 167); Hans Sachs (Werke ed. Keller III, 96.) Paracelsus (Grimm, Mythol. 1230). Luther (opera ed. Jena I, 121) gedenken ihrer. Sie muß auf das Volksgemüth einen tiefen Eindruck gemacht haben, es fehlt nicht an Hexenprocessen in denen die Unholde versichern im Venusberge geweilt zu haben. (z. B. Mone. Anzeiger. VII, 426. (Urk. v. 1620) desgl. ein hessischer Hexenproceß von 1628. Wolf, Ztschr. f. Mythol. I, 272 ff.). Einen merkwürdigen Fall von Geisteskrankheit, der auf dem Glauben an die Wirklichkeit der Sage beruht, schildert J. Horning im Jahre 1608 aus der Umgegend von Thurnau in seiner „Cista medico-epistolaris. Norimb. 1646 p. 81." Noch im Simplicissi-

mus giebt der Held sich für einen fahrenden Schüler aus, der aus dem Venusberg gekommen sei und wunderbare Kenntnisse mitgebracht habe. (Buch V, Kap. 7). Wir sehen hier, wie mächtig die Sage das Lied umflutet; wie sie dasselbe auf ihren Wellen von Mund zu Mund, von Dorf zu Dorf getragen. Wer weiß, ob ohne die fahrenden Schüler das Tanhäuserlied solche Verbreitung gefunden, ja ob es ohne sie entstanden wäre. Das Tanhäuserlied scheint mir, wenn ich so sagen darf, das Ordenslied der fahrenden Schüler, der Fremdlinge aus dem Venusberg.

Einer anderen vielverzweigten Legendengruppe gehört der letzte Teil der Sage an, der an und für sich auch ein abgeschlossenes Ganze — wie im tiroler Balthauserlied — bilden könnte. Man kann ihn zu der großen Zahl von Erzählungen rechnen, in denen menschliche Unschuld durch ein plötzliches Wunder Gottes an den Tag gebracht wird. Es fehlt in der Volksliteratur nicht an ähnlichen Wundern von blühenden dürren Stäben. In einer holsteinischen Überlieferung stößt eine zur Hinrichtung schreitende Hexe ihren Stab in den von Regen weichen Boden und spricht zu den Zuschauern gewendet „So wahr Gott weiß, daß ich unschuldig bin, so gewiß wird er diesen Stock grünen lassen." Darauf litt sie den Tod, der Stock aber schlug aus, bekam Blätter und Zweige und ward ein Eichbaum, der noch lange zu sehen war. (Müllenhoff 140). Ähnliche Sagen giebt es in Österreich (Vernaleken, Mythen und Bräuche 117 ff.); Tyrol (Holland, altd. Poesie in Bayern 510); Pommern (Temme 292); Mecklenburg (Bartsch, II, 260, II, 462 ff.); Hessen (Lynker 193). Eine sinnige schwedische Sage, auf welche Grimm (Mythol. 888) aufmerksam macht, kommt der Tanhäusersage am nächsten. Ein Priester sagt zum spielenden Neck: „Eher wird dieser Rohrstab in meiner Hand grünen und blühen, als du Erlösung erlangst". Trauernd wirft der Neck die Harfe hin und weint. Der Priester reitet fort und bald

beginnt sein Stab zu grünen, er kehrt um, verkündet dem Neck das Wunder und dieser spielt die ganze Nacht über frohe Weisen. In einem wendischen Volksliede (Haupt-Schmaler I, 285 ff.) will ein Schuldiger nur dann an das Lebendigbleiben eines gerichteten Unschuldigen glauben, wenn 3 trockene Stäbe, die er im Hause habe, Sprößlinge treiben, was geschieht. In einer bayrischen Sage (Panzer II, 45) pflanzt ein verirrter Ritter seinen Stab in die Erde und erbaut, als derselbe plötzlich wieder grünt, dort eine Kapelle. Von einem Bischofe zu Tongern erzählt die Sage, daß ihm ein Pilger die Kunde von seiner Wahl zum Bischof durch ein Stabwunder bekräftigt habe (Wolf, niederl. Sagen. 226); von dem Jungfrauenheere, das Karl dem Großen zu Hülfe zog, berichtet die Kaiserchronik, wie durch Gottes Wunder ihre in der Erde aufgepflanzten Speere grünten; den Wald, der aus den Lanzen gewachsen, sähe man noch, meint der treuherzige Chronist. (Kaiserchronik ed. Maßmann II, 390. III, 1016). Vom heil. Basilius wird in einem neugriechischen Volksliede gesungen, daß sein Stab, auf den er lehnte, ergrünt sei (Fauriel, chants pop. de la Grèce mod. II, 248). Im Mittelalter war die Legende weit verbreitet, nach welche die Verlobung der Jungfrau Maria mit Joseph durch ein Stabwunder getroffen wurde, indem eine trockene Gerte in der Hand des letzteren Knospen trieb. (Chron. rimée de Phil. Mousket pp. Reiffenberg I, 408. Dazu Holland, altd. Poes. in Bayern. 371). In der Nacht vor dem Kampfe mit den Sarracenen, so fabelt die Karlssage, blühten die Speere der dem Tode geweihten Helden (Phil. Mousket I, 197) und auf Karls Fahrt nach Jerusalem grünte und blühte die Dornenkrone beim Gebete des Königs. (Albericus trium font. b. Leibniz, access. hist. II, 1, 139). Wir ersehen aus den soeben vorgebrachten Belegen, daß auch das Stabwunder als solches kein der Tanhäusersage eigentümliches, vielmehr in der Volkslitteratur gang und gäbe ist. Gerade dieser Umstand mußte dem Volks-

liede sehr zu Gute kommen und seiner Verbreitung förderlich sein. —

Wir haben mit dem kleinen Excurse über das Tanhäuserlied diese Materie nur berühren wollen, um zu zeigen, eine wie lohnende Ausbeute die Volkspoesie darbietet für monographische Behandlung einzelner Lieder. Fein ausgeführte, auf Vergleichung des sämtlichen folkloristischen Materials mit Seitenblicken auf die ethnographische und kulturhistorische Forschung basirte Abhandlungen, das ist es, was vor Allem — nächst neuen Stoffsammlungen — unserer Volksliedforschung Not thut. An ästhetischen oder systematischen Darstellungen unserer Volkspoesie fehlt es nicht; erst neuerdings hat Weddigen eine „Geschichte der deutschen Volkspoesie. München 1884" vom Stapel gehen lassen, ohne irgend wie neue Wege eingeschlagen zu haben; dann ist kürzlich Kinzel mit einem Büchlein „Das deutsche Volkslied des 16. Jahrhunderts. Berlin 1885" hervorgetreten, ebenfalls ohne irgend welche beachtenswerte neue Darstellung zu versuchen, während Schuré's „Geschichte des deutsches Liedes, eingeleitet von Adolf Stahr. Minden 1884" unbegreiflicher Weise eine 3. Auflage erlebte, ein Erfolg, den weder geistvolle Behandlung des Stoffes noch Kenntnisse noch irgend sonst etwas diesem Werke verbürgt. Das einzig Lesbare am ganzen Buche ist die Einleitung Schwebel's. Den 3 schwachen Leistungen Weddigens, Kinzel's und Schuré's gegenüber behauptet Vilmar's „Handbüchlein" mit vollem Rechte seinen alten Platz. Nächst Vilmar ist aber immer noch Talvj's Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen, Leipzig 1840, ein vorzügliches empfehlenswertes Buch. Obwohl nun bald ein halb Jahrhundert alt, bleibt es für das tiefere Studium der Volkspoesie unumgänglich. Uhlands Forschungen, enthalten in Band 3 und 4 seiner Schriften, sind für diejenigen Themata, welche sie behandeln, unbedingt das beste, was überhaupt auf dem Gebiete der Volkskunde existiert; leider ist besonders die lieb-

liche Abhandlung Uhlands ein Fragment geblieben; freilich ein Torso von unvergänglicher Schönheit. —

Ein großer, vielleicht der größte Übelstand des Handbüchleins ist ferner, daß sein Gesichtskreis auf Deutschland beschränkt blieb, ein Umstand, der allerdings durch die völlige Unbekanntheit der Volksliteratur außerdeutscher Nationen zu Vilmar's Zeiten entschuldigt wird. Heute, wo die Schranken zwischen den Völkern gefallen sind, wo in Paris zwei Sammlungen von „Literatures populaires de toutes les nations“ erscheinen (bei Leroux und Maisonneuve) dürfte die Geschichte e i n e r Volkspoesie als solcher nicht mehr geschrieben werden. Mehr und mehr erweitert sich der Blick; jahraus, jahrein arbeiten eifrige Sammler auf den entlegensten Gebieten, in Frankreich existirt eine folkloristische Zeitung; (Mélusine p. p. Rolland et Gaidoz) und ein folkloristischer Almanach; in Spanien giebt es zur Zeit nicht nur einen spanischen Folkloristenverein, sondern sogar Zweigvereine in fast jeder Provinz; in Portugal existiert ebenfalls eine folkloristische Zeitschrift und mehrere kleinere Publikationen; England besitzt seine folklore society; Italien zwei Zeitschriften, das Archivio per lo stud. delle tradiz. popol. von Pitrè und das neapolitanische Organ „Giamb. Basile“; in Dänemark, Schweden, Norwegen, in Rußland, bei Südslaven und Neugriechen, überall giebt es Vereine, die teils selbst Werke aus dem Gebiete der Volkskunde publizieren, oder die Herausgabe solcher fördern — nur Deutschland, das Vaterland der Folkloristik, ist eben sehr stumm und stille geworden. Die Zahl guter Werke aus der Volkskunde, welche alljährlich die Presse in Deutschland verläßt, ist zu zählen. Besonders an Volksliedersammlungen erscheint kaum noch etwas bedeutendes. Das ist traurig, sehr traurig, denn es giebt noch vielerlei, das zu retten und zu erhalten wäre aus dem langsamen Ruin, dem Volkslied und Volksglaube, Volkssitte, -Sage und -Märchen unrettbar entgegengehen. Möchten doch besonders gebildete Männer, die

ihr Beruf unter das Volk führt, aufmerksam sammeln und auf den Volksmund horchen; sie können ohne Mühe sich große Verdienste erwerben. Möchte doch der Schullehrer, der Ökonom, der Pfarrer dem Volke lauschen und seine Lieder, Sagen, Märchen aufschreiben und herausgeben. Jede Veröffentlichung an Volkstraditionen, welche neues Material zu den bisher vorhandenen fügt, ist eine Leistung, für welche die Nachwelt nicht dankbar genug sein kann. Möchten diese Mahnworte nicht ungehört verklingen und der Leser ermuntert werden selbst zu sammeln; Freude und Lust werden nicht ausbleiben und der Anerkennung sind Sammler stets gewiß. Jeder aber, der jemals gesammelt hat, lege nicht seine Stoffe in den Pult, sondern veröffentliche sie; denn auf dem Gebiete der Volksüberlieferungen fehlen noch zahllose Garben, die Verluste, welche Jahrhunderte lang Mißachtung unserer Forschung gebracht, sind durch die Publikationen noch lange nicht gefüllt. Es muß auch bei uns wieder ein fröhliches Leben beginnen, das Sammeln und Veröffentlichen muß wieder wie zur Zeit der Gebrüder Grimm einen neuen Lebenshauch in die im Kleinkram erstarrende Germanistik bringen. Wer unter dem Volke lebt wird kein Pedant, es wäre vielen hochgelehrten Männern aus der deutschen Philologie kein Schade, wenn sie einmal unter das Volk gingen. — Die Folkloristik hat eine große Aufgabe, die, wenn auch noch in weiter Ferne, doch bei kräftiger Beteiligung sicher zu erreichen ist. Ihr fällt es in Verbindung mit der Ethnographie und Kulturgeschichte zu, die Wissenschaft vom Menschen zu bilden und die altersschwache Philosophie abzulösen. Ein großes Ziel, das nur mit großem Kraftaufwande zu erreichen ist. Allenthalben, in allen 5 Weltteilen gilt es zu sammeln ohne Rast und Ruh, denn es will allenthalben Tag werden und die Nebelgeister des Volksglaubens verflüchtigen sich mehr und mehr. Die Mahnrufe, die ein weitgereister, welterfahrener, hochbedeutender Denker, wie Bastian in seinen Schriften er-

tönen ließ, treiben zu hastiger Arbeit auf dem Felde der Volkskunde; allenthalben, wo das Dampfroß sich zeigt, wo die Dampfschaufel die Wellen furcht und die alten Urwaldriesen unter dem Beile fallen, überall verstummt der alte orakelnde Volksmund und der nüchterne Kampf ums Dasein beginnt und mit ihm die poesielose abgestorbene Periode der Civilisation. Überall, nicht nur in Europa, sind die Erforscher der Volkskunde zu spät gekommen, überall hat man erst dann nach der Volksüberlieferung gefahndet, als sie schon halb verschollen war — und wieviel ist dadurch auf ewig verloren! Wie mancher Schlüssel zu Problemen der Menschen- und Völkerkunde ist mit solchen Volksüberlieferungen auf immer im Strome der Vergessenheit versunken! Hätte man früher solche Forscher gehabt die, wie Bastian in seinem „Der Mensch in der Geschichte", Andree in den „ethnographischen Parallelen" und Mannhardt in den „Wald- und Feldkulten", den Volksglauben der ganzen Welt unter große Gesichtspunkte zu fassen wußten; die das, was man früher nur in eine nationale Mythologie zu bringen wußte, zum größten Teil als Eigentum des menschlichen Geistes nachwiesen; es wäre besser für die Erhaltung der Volksüberlieferungen gesorgt worden. Es fehlt auch heutzutage nicht an Reisenden, die Jagden, Sonnenhöhen, Anekdoten u. A. interessanter finden als Sitten und Glauben fremder Völker; doch sind jetzt gerade diese entschieden im Niedergang und das ethnographische Interesse gewinnt mehr und mehr an Ausbreitung. Stanley, der große Afrikareisende, ist ein tüchtiger Volksforscher, in seinem großartigen Werke „Durch den dunkeln Weltteil" sind die herrlichsten Notizen über Volkssagen 2c. verwoben.

Doch genug! vielleicht gelingt es noch eine Geschichte des Volksliedes auf der einzig richtigen Basis völkervergleichender Studien zu schaffen. Schwer ist das Werk, sehr schwer durch die Masse des Stoffes und die Zerstreutheit der erforderlichen Materialien noch schwerer aber durch die entsetzlichen Lücken,

welche die Sorglosigkeit früherer Jahrhunderte in die Kenntnis der Volkskunde gerissen hat. So lange jedoch das große Werk nicht versucht ist — und wer weiß ob es, wenn versucht, auch gelingt? — so lange wollen wir bei Vilmar bleiben, der auf beschränktem Gebiete zwar nicht viel, aber Abschließendes und Schönes geleistet hat.

Was die Bearbeitung der vorliegenden Auflage des Handbüchleins anbetrifft, so rührt dieselbe von Herrn Prof. Crecelius in Elberfeld her, ich selbst habe auf Veranlassung des Verlegers die Revision durchgesehen, hier und dort kleine Bemerkungen (meist mit B bezeichnet) zugefügt, da Prof. Crecelius durch längere Abwesenheit in Italien verhindert war dieselbe zu lesen.

Marburg, den 24. Juli 1885.

Dr. **Otto Böckel.**

Inhalt.

Alle wahre Kunst, die des Wortes, wie des Bildes und des Tones, ist tiefes Bedürfnis des menschlichen Geistes, nicht Spiel der Willkür. Diejenigen Erscheinungen der Poesie sind also immer die bedeutendsten und ansprechendsten, welche die wenigsten Spuren der Willkür, die meisten Zeugnisse eines tiefen, reinen Bedürfnisses an sich tragen. Und wo könnte es sich deutlicher offenbaren, daß Poesie aus einem solchen kräftigen, gesunden Naturdrange des Geistes hervorgehe, als da, wo dieselben Dichtungen weit und breit in ähnlicher Gestaltung entstehen, wie die Keime des Frühlings und die Blüten des Mais aller Orten in gleicher Weise unaufhaltsam hervorbrechen, und wie der Finkenschlag und Nachtigallensang aus der Brust der Sänger mit voller ungehemmter Lust hervorquillt, wo alle oder doch eine große Mehrzahl Gleichgesinnter und Gleichgestimmter dasselbe Bedürfnis fühlen, wo sie in den angeschlagenen Ton sofort mit einstimmen; wie im Vorfrühling bei Sonnenuntergang von einem unbelaubten Baumgipfel das einsame Lied der Drossel erklingt, bald aber derselbe Klang von Wipfel zu Wipfel in immer lauteren, helleren, jubelnden Tönen getragen wird, bis der ganze Wald gleichsam in einen frölichen Frühlingsgesang zusammenstimmt, oder wie im grünen Dunkel des Gebüsches

der Amselschlag dem Amselschlag mit langhingezogenem Wiederhall antwortet.

Ein solches Einstimmen und Mitsingen setzen auch unsere Volkslieder voraus: in ihren bestimmten Kreisen sind sie eines solchen frölichen, aus der tiefsten Brust der Genossen hervorklingenden Wiederhalles gewiß; es sind Lieder der Gemeinschaft und Geselligkeit, und so kündigen sie sich auch an: als Lieder der Landsknechte, der freilich rohen, aber in Streit und Sturm, in Kampf uud Krieg, in Lieb und Leid, in Not und Tod treulich verbundenen, leichtsinnig fröhlichen Kriegs-Genossen, die mit lustigem, weitschallenden Gesange auf und ab durch alle Gauen des deutschen Vaterlandes zogen, und voll brennender Kriegslust heute vor Bünterlin (Pontarlier), morgen vor Nancy, und dann wieder vor Pavia im Tiergarten standen, freudig ihre Haut zu Markte trugen, ihre Malzeit mit Spießen anrichteten und mit Hellebarden schmalzten, und auch die blutigen Wunden und die schwerste Verstümmlung (wenn ihm ein Flügel vom Leib gehauen war) mit lustigen Scherz- und Spottliedern begleiteten, wie einst in der grauen Vorzeit des gewaltigen Heldentums der Sage der grimme Hagen von Tronei und Walther von Lengers am Wasichenstein des ausgestochenen Auges und der abgehauenen Hand mit trotzigem Scherze gespottet hatten. Andere Lieder kündigen sich an als Reiterliedlein, und sie atmen den frischen, freien nnd leichten Sinn des „Hänselein, das über die grüne Haide ausritt", an den mutigen Rossen, die da wohl „kunten zelten und traben", an dem lustigen Dahinfliegen durch den grünen Wald und die weite, breite Heide, über die Rennsteige und Weinstraßen, an dem hohnneckenden Kampf mit den Städtern und dem geordneten Reichsregimente, freilich auch an Beute und — Raub; mit einem Worte, sie atmen den Sinn und Mut der Reitergesellen, der uns aus Götz von Berlichingen und Hans von Selbitz, aus Lerse und Georg als ein Hauch des frischesten,

wahrsten Lebens entgegenweht. Ebenso sind die Bergreihen Gemeinschaftslieder der frommen und fleißigen Knappschaften, die zusammen standen zum Morgengebet im Zechenhaus, zusammenstanden im dunkeln Schoß der Erde am mühseligen Tagewerke; zusammen an Feiertagen zu heiterm Gesang von dem funkelnden Erze der Tiefe und von den lieblichen Jungfrauen und treuen Gattinnen der heitern Oberwelt, die zusammenstanden, auch wenn der letzte Feiertag herankam und das einstürzende Gewölbe der finstern Halde die im Leben Verbundenen auch im grauenvollen Tode vereinigte. — Eben so verhält es sich mit den Jägerliedern, den Trinkliedern, den Mailiedern und endlich auch mit den zahlreichen Liebesliedern, welche alle zusammen in der Zeit als sie entstanden als „gute Gesellenliedlein" zusammengefaßt wurden; die fröhliche Gesellschaft der zusammen Gehörenden, am Tische des Handwerks wie des Trinkhauses, auf der Jagd wie auf dem Tanzboden ist der Kreis, in dem sie entstehen, der sie versteht und der ihnen freudig mit lautem Wiederhall antwortet. Ein allgemeines, formloses Publikum, wie den heutigen Dichtern, stand den Sängern der Volkslieder nicht vor Augen; es ist ein bestimmter, aber dem Dichter in Leben, Sinn und Sitte nahe verwandter Kreis, den sie vor sich haben, und daher rührt die konkrete Anschaulichkeit, die Wahrheit, welche aus diesen Liedern, selbst aus denen geringeren Wertes uns so ansprechend entgegen tritt, zum größten Teile her. Der Name Volkslieder, den wir seit Herders Zeit für diese Dichtungen gebrauchen, war damals gar nicht vorhanden; es gab eben nur Landsknechtslieder, Reiterliedlein, Bergreihen und gute Gesellenliedlein.

In diesen engeren Verhältnissen, diesen fest geschlossenen Kreißen der Geselligkeit mit denen, welche nicht durch Wahl und Willkür, sondern durch die gegebene Ordnung der Dinge zusammen gehörten, fühlten sich denn die Beteiligten wohl und

behaglich; und während das 15. und 16. Jarhundert, was die politische Weltlage und die übrigen öffentlichen Verhältnisse, ja was das sociale Leben selbst zum Teil betrifft, an Unruhe, Verwirrung und Unbehaglichkeit unserer so viel bekrittelten und verurteilten Zeit schwerlich allzu weit nachstanden, ja sie in manchen Punkten entschieden an Ungunst der Verhältnisse übertrafen, so ist doch kein Ton des Mismuts, der Verstimmung, des gereizten Verdrusses in diesen Liedern herauszuhören; Töne, welche uns in der modernsten Lyrik, bei aller Anerkennung, die man ihnen zollen mag, oft nur allzu unsanft berühren und uns im besten Genusse auf die unangenehmste Weise stören. Hat doch ein geistreicher Kritiker der neueren Zeit sich des etwas derben aber vollkommen zutreffenden Vergleichs bedient: grobe Speisen und schlecht zubereitete Suppen esse man immer mit Appetit, wenn man nur hungrig sei; aber in der besten Suppe dürfe nur ein einziges Haar sich finden, um auch den besten Appetit sofort gänzlich zu zerstören; so wolle er sich anheischig machen, in jedem einzelnen Gedicht der Neuzeit das Haar nachzuweisen, welches den Appetit daran von Grund aus verderbe. Ein solches Haar findet sich nun in den Liedern, von denen hier die Rede ist, nicht, und zwar darum nicht, weil sie ganz und gar in ihrem Kreise, aus dem sie entstanden sind, bleiben, in diesem Kreise, in dem man sich so wohl fühlte, daß man alles andere darüber vergaß. Kein Überschritt der gesetzlichen Schranken, kein Schielen nach Dingen, welche über den nächsten, durch Freude und Gesang auszufüllenden Horizont hinauslagen, kein Sich-Überheben und Forcieren, kein ungeduldiges Aufbäumen und Wichtigthun ist in diesen Liedern zu finden; sie sind anspruchslos, einfach, ja kunstlos, aber was sie sind, sind sie ganz, und sie sind nur das, was sie sein wollen und sollen. Diese Resignation, diese anspruchslose Freude an der nächsten Nähe sollten unsere jungen Dichter von dem alten Volksliede lernen, und sie können es an dem-

selben zunächst und am besten; sie sollen und können an demselben lernen, was es heißt, sich die poetische Unschuld, die dichterische Keuschheit bewahren, die eben auch nur bewahrt und geschirmt sein will, die nicht erworben, und noch viel weniger, ist sie verloren, jemals wieder gewonnen werden kann.

Ich sprach schon vorher von der Wahrheit, welche diesen Liedern inne wohne; es ist dies nun eben eine solche Wahrheit, welche aus einfachen, natürlichen Verhältnissen hervorgeht: eine einfache, natürliche, bescheidene Wahrheit zeichnet sie aus vor so vielen Erzeugnissen der späteren, vor so vielen Erzeugnissen unserer Zeit. Wahrheit enthalten ja auch viele unserer modernen lyrischen Erzeugnisse, aber man muß sagen leider enthalten sie Wahrheit, eine solche nämlich, von welcher schon Platen gesagt hat „die uns nur Scheußliches und Niegeschehenes zollte, das man und wär es auch geschehen, mit Nacht bedecken sollte". Solche Wahrheit enthalten auch die mystères und die ewigen Juden, solche Wahrheit auch die „Hundepack"-Poesieen des unpolitischen Dichters, welcher früher weit Edleres geschaffen hatte, als diese; solche Wahrheit enthalten die Dichtungen der ganzen Heineschen Schule, und nicht am wenigsten die Erzeugnisse des Hauptes dieser Schule selbst, wie:

Spitzbübin war sie, er war ein Dieb,
Sie hatten beide einander so lieb:
Wenn er Schelmenstreiche machte,
Sie warf sich aufs Bett und lachte — —

Des Morgens um sechse ward er gehenkt,
Um sieben ward er ins Grab gesenkt;
Sie aber schon um achte
Trank roten Wein und lachte.

Und doch gibt es noch weit Ärgeres, es gibt wahrhaft Ekelhaftes, aber immerhin Wahres von diesem, von der Götttin der Frivolität mit dreifachem Lorbeer gekrönten Dichter. Wer nach solchen Warheiten lüstern ist, darf in der alten

Volkspoesie nicht darnach suchen — er sucht umsonst; ja ihm werden diese Gedichte stumpf, matt, dürftig und kindisch, ohne Salz und Leben erscheinen. Wir Anderen haben dagegen gerade darum an diesen Gedichten unsere Freude, weil wir solcher Wahrheit nicht in denselben begegnen, wohl aber der Wahrheit, welche aus Treue und Liebe, aus herzlicher, jugendlicher unbefangener Freude am Leben, aus kräftiger reiner Gesinnung und harmloser Stimmung, welcher aus ruhiger Zufriedenheit und mit einem Wort aus dem sichern Bewußtsein der gegebenen Schranken des Lebens hervorgeht. Auch in der Poesie gibt es einen Sündenfall: ja es gibt auch in der Poesie lockende Früchte an dem Baume der Erkenntnis, die lustig sind zu sehen, und gut zu essen; aber brich sie nicht; brichst du sie, so hast du allerdings einen Genuß, den wir Andern nicht haben, du hast eine Wahrheit, der wir entbehren, du weißt mehr als wir, was gut und böse ist; aber aus der alten Heimat, aus dem Paradiese der Dichtung treibt auch dich der Racheengel mit flammendem Schwerte unwiderruflich, und Erde wirst du wieder werden, von der du genommen bist: die Unsterblichkeit deiner Poesie ist verscherzt: roher Stoff wird sie sein, nicht für den singenden Mund der kommenden Geschlechter, sondern für die Raritätenstücke der Sammler und den Wust der Litterarhistoriker bestimmt und aufbehalten. — Unser Volkslied liegt, um das aufgegriffene Bild beizubehalten, noch jenseits des poetischen Sündenfalles.

Daß diese Volkslieder nun eben im vollen Sinne des Wortes Lieder sind, nicht bloße Gedichte, vielmehr singbare, ja mit der Melodie und dem Gesange notwendig und unauflöslich verknüpfte Lieder, habe ich wohl nicht nötig, besonders hervorzuheben. Will man sich jedoch dieses Vorzuges der Volkslieder recht bestimmt bewußt werden, so halte man irgend ein Produkt der Neuzeit, und zwar eins der besten, zartesten, anmutigsten, welches im Innern vielleicht manche bedeutende

Vorzüge vor dem verglichenen Volksliede hat, neben ein solches: z. B. mehrere der wirklich vortrefflichen Lieder Franz Gaudys, etwa das schöne „Tapisserie“: Eins zwei drei vier fünf sechs sieben Stiche grün u. s. w.; man liest das Gedicht, man bewundert es, man freut sich sein, es wird uns lieb; aber singen — nein singen können wir es doch nicht; und doch wird ein Gedicht nur durch den Gesang unser ganzes volles Eigentum, daß wir dasselbe gewissermaßen mit dem Dichter teilen; nur durch den Gesang genießen wir dasselbe ganz, mit Leib, Seele und Geist, nur durch den Gesang haben wir volle, unvergängliche Freude daran, und nur durch den Gesang endlich wird die Dauer des Liedes, ja gewissermaßen seine Unsterblichkeit, gesichert. Gesungen muß ein Lied worden sein, von Vielen gesungen und lange gesungen, wenn wir es für ein rechtes Volkslied halten sollen.

Freilich solche Lieder haben wir viele gehabt, welche von Vielen gesungen und lange gesungen worden sind, ohne daß wir sie darum für Volkslieder zu halten hätten; wo die oben kurz berührte Eigenschaft fehlte, da macht allerdings der Gesang allein das Lied noch nicht zum Volkslied. So ist bis tief in das vorige Jarhundert hinein ein aus der asiatischen Banise entlehntes Lied überall als Lieblingslied gesungen worden:

Sollen nun die grünen Jahre
Und der Unschuld Perlenkleid
Auf die schwarze Totenbahre
In die dunkle Ewigkeit?
Soll mein Blut die Erde färben?
Soll Banise nicht mehr sein
Und so jämmerlich verderben?
Himmel das ist Seelenpein!

Schluß.

Str. 7. Nun die Zeit befiehlt zu scheiden,
Und mein Stundenglas zerbricht;
Ich soll Tod und Messer leiden,

Es verdunkelt Aug und Licht.
Dieses ist die letzte Stunde.
So vergeht der Jugend Pracht!
Wort und Silb erstirbt im Munde.
Welt und Prinz zu guter Nacht!

Ich habe indes wohl nicht nötig zu bemerken, daß die rein willkürliche, lediglich fingierte Grundlage dieses Liedes, von dessen poetischer Haltung ganz abgesehen, demselben den Charakter eines Volksliedes nicht zukommen läßt; eben so wenig sind die auch sehr allgemein gesungenen Lieder der kränkelnden Sentimentalität „Alles schläft, nur silbern schallet Mariannens Stimme noch" und „Es war einmal ein Gärtner ꝛc." aus Sigwart, oder das Lied des Fräuleins Christiane vom Hagen „Hier ruhst du Karl, hier werde ich ruhen," Volkslieder; eben so wenig die aus vielen Opern und Operetten von Weiße an bis auf den heutigen Tag entlehnten Lieder; auch nicht „Guter Mond", oder „Dir folgen meine Thränen", selbst nicht „Freut euch des Lebens"; indes muß das Sangbare dieser Lieder, ja ihre Eigenschaft, daß sie fast unwillkürlich zum Singen auffordern, doch an ihnen anerkannt werden, und in so fern bilden sie wenigstens eine Mittelstufe zwischen der Kunstdichtung und dem Volksliede.*)

Die vorher berührte Klassifizierung der Volkslieder läßt sich für den Zweck, welchem diese Blätter dienen wollen, am einfachsten so darstellen, daß wir sie in drei Hauptabteilungen zerfällen:

I. Historische Volkslieder.

II. Liebeslieder.

III. Lieder der Geselligkeit.

Jede von diesen Hauptabteilungen befaßt dann wieder mehrere Unterabteilungen. So sind die historischen Volks-

*) Eine Zusammenstellung solcher Lieder mit Nachrichten über die Verfasser und Componisten verdanken wir Hoffmann v. Fallersleben (Unsere volkstümlichen Lieder. 3. Aufl. Leipzig 1869).

lieder entweder 1. streng historische Volkslieder, das heißt, solche, welche eine wirkliche, einzelne Begebenheit darstellen, oder 2. historische Volkslieder im weiteren Sinne, welche nicht einzelne Begebenheiten, sondern Zustände der Zeit, des Volkes, schildern, oder endlich 3. historische Volkslieder im weitesten Sinne, nämlich solche, in denen, wie in der ersten Abteilung, zwar Begebenheiten dargestellt werden, die aber doch nur im Allgemeinen auf einem bestimmten Ereignisse fußen, ihren Stoff im Besondern vielmehr aus den allgemeinen Zuständen dichterisch schöpfen; diese Klasse enthält zum überwiegenden Teile die Schilderung trauriger Begebenheiten, meist zweier Liebenden, und greift somit in die zweite Abteilung über: es sind größtenteils Lieder der Todestrauer, Todeslieder.

Die Liebeslieder zerfallen in die von selbst sich ergebenden Abteilungen der Abschiedslieder, der Lieder, welche die Untreue oder die Treue oder das Liebesglück besingen. In die dritte Abteilung gehören dann die Scherzlieder, so wie die meisten Jägerlieder, Mailieder, Tanzlieder, Trinklieder und dergleichen. Daß zwischen der zweiten und dritten Abteilung eine strenge Scheidung nicht statt findet, begreift sich leicht.

Die Zahl der historischen Volkslieder im strengeren Sinne ist sehr groß. Freilich darf bei weitem nicht alles, was in der sehr ungenügenden Sammlung von O. L. B. Wolff, oder in den Sammlungen von Rochholz (Eidgenössische Liederchronik 2. A. 1842), Soltau (Einhundert historische Volkslieder. 1836), Körner (Historische Volkslieder. 1840), Hildebrand (Soltaus deutsche historische Volkslieder, zweites Hundert. 1856) und R. von Liliencron (die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert 1865—1869. Vier Bände nebst einem Nachtrag enthaltend die Töne und das alphabetische Verzeichnis) enthalten

ist, geradezu Volkslied genannt werden, am wenigsten in dem bestimmten Sinne, welchen wir mit dem Begriffe Volkslied außerhalb der historischen Kreise verbinden. Reimsprüche, oder ausgedehnte in Reimpaaren verfaßte Erzählungen dürfen überhaupt nicht Lied, am wenigsten Volkslied genannt werden. Unkundigen wurde es allerdings mitunter durch die Titel solcher Reimstücke nahe gelegt, sie für Lieder zu halten. Dies gilt z. B. von der berüchtigten „Nachtigall" des Wilhelm Clebitz, einem Reimstück, welches zu Gunsten des Herzogs Johann Friedrich von Gotha und seines Schützlings Wilhelm von Grumbach im Jahr 1566 verfaßt ist (Wolff S. 138 f. Lessings Werke 9, 78 f.) und nichts weniger als etwas Nachtigallmäßiges an sich trägt. Aber auch abgesehen von diesen Produkten, welchen die Bezeichnung Volkslied nur mittels argen Mißbrauchs gegeben worden ist*), zeigen die eigens oder streng historischen Lieder eine große Verschiedenheit unter sich. Viele derselben sind chronikartige Herzählungen, und fallen deshalb aus dem Tone der singbaren Lyrik oft gänzlich heraus; manche unter diesen sind dazu übermäßig lang, wenngleich die große Länge diesen Liedern nicht in dem Grade Eintrag that, wie es nach unserm jetzigen Geschmacke denselben Schaden zu thun scheint; es sind nachweislich Lieder von dreißig, ja vierzig Strophen gesungen, nicht etwa nur vorgesprochen und vorgelesen worden, gesungen zwar zunächst nur von einem einzelnen fahrenden Sänger und Spielmann (im 17. Jahrhundert Marktsänger und Bänkelsänger genannt), aber nachgesungen von zahlreichen „guten Gesellen" — wie es ja in den wenigen nach alter Art gesangreichen Gegenden unseres Vaterlandes, welche noch übrig sind, bis auf diesen Tag zu geschehen pflegt. Andere, und ihre Zahl ist nicht ganz gering, sind nichts mehr, als trockene Beschreibungen

*) ein Mißbrauch, von welchem sich v. Liliencron in der Vorrede zu seinem zweiten Bande in erfreulicher Weise losgesagt hat.

oder Aufzählungen, wie z. B. ein, freilich gewiß niemals gesungenes, Lied, welches die Begebenheiten auf dem Grimmenstein zu Gotha im Jahr 1567 zum Gegenstande hat, (dieselben, auf welche sich die eben genannte „Nachtigall" bezieht), und, abgesehen jedoch von einzelnen guten Zügen, in größter Ruhe und Trockenheit beschreibt, wie Grumbach und Brück gevierteilt, Stein und Baumgartner enthauptet, Hans Zair gehängt worden sei (Soltau S. 425 f. Körner S. 189 f.). Noch andere verfahren, die Kenntnis der Begebenheit freilich voraussetzend, so summarisch, daß man den wahren Gehalt des Ereignisses aus dem Liede gar nicht entnehmen kann, wie z. B. das in anderer Hinsicht anerkennenswerte Lied auf den Untergang des Königs Ludwig von Ungarn in der Schlacht bei Mohacz 1526 (Görres Altteutsche Volks- und Meisterlieder 1817. S. 252), und daran schließen sich manche Lieder, welche den modernen Gedichten ähnlichen Inhalts darin gleichen, daß sie nur über die Begebenheit sprechen, die ihnen zum Grunde liegt, die Begebenheit selbst aber nicht zum Worte kommen laßen.

Ich muß mich demnach für diese Blätter auf eine verhältnismäßig nur sehr geringe Auswahl nur derjenigen historischen Volkslieder beschränken, welche mit dichterischer Lebhaftigkeit den Vorzug verbinden, allgemein und eine lange Zeit hindurch gesungen worden zu sein.

Beginnen wir mit einigen Reiterliedern, welche uns in das übermütige, oft wilde und nicht selten rohe Fehdeleben des süddeutschen Rittertums — nur zu oft Raubrittertums — mitten hinein versetzen, und die Anschauung dieser Zustände weit besser vermitteln, als auch der sorgsamsten Geschichtsschreibung gelingen kann.

Eppelin von Gailingen.

1. Es was*) ein frisch freier Reutersman :,:
Der Epple von Geilingen ist ers genant. :,:

*) was war,

2. Er reit zu Nürnberg auß und ein;
ist der von Nürnberg abgsagter Feind.

3. Er reit zu Nürnberg fürs Schmids Haus:
„hör, lieber Schmid, tritt zu mir herauß!

4. Hör, lieber Schmid, nu laß dir sagen:
Du solt mir meim Roß vier Eisen aufschlagen.

5. Beschlags mir wol und bschlag mirs eben!
ich will dir ein guten Lon drumb geben."

6. Da greif er in die Taschen sein,
gab ihm vil der roten Gülden fein.

7. „Schmid, du solt nit vil davon sagen!
dein Herren müßen mirs wol bezalen."

8. Er reit wol für das Wechselhaus,
nam ihn ihr silberins Vogelhaus.

9. Er reit wol auf den Geiersperg,
und machet ihn ihr Vogelhaus lär.

10. Sie schickten ihm ein Boten hinnach:
wo Eppele wolt ligen die Nacht?

11. „Hör, lieber Bot, so ich dich muß fragen:
was hörst du vom Epple von Geilingen sagen?

12. Das magst wol für ein Warheit jehen:
du habst ihn mit dein Augen gsehen."

13. Da reit er unter das Frauentor,
da hieng ein Par Reuterstifel vor.

14. „Torwächter, lieber Torwächter mein!
wes mag diß Par Reuterstifel sein?"

15. „Sie seind eins freien Reutersman,
Epple von Geilingen ist ers genant."

16. Er nam die Stifel auf sein Gaul,
Und schlugs dem Torwächter umb das Maul.

17. „Seh hin, Torwächter, da hast du dein Lon!
das zeig dein[en] Herren von Nürnberg an!"

18. Der Torwächter was ein bhender Man,
sagts seinen Herrn' und der Gmeinde an.

19. Sie schickten sibenzig Reuter ongfär,
wo der Epple hin kommen wär?

20. „Söldner, eur Gfangner will ich nit sein!
eur seind sibenzig, ich nur allein."

21. Sie triben ihn auf ein hohen Stein,
Der Epple von Geilingen sprangt in den Main.

22. „Ihr Söldner, ihr seind nit Ehren wert!
euer keiner hat ein gut Reuterpfert."

23. Wie bald er sich auß dem Sattel schwang!
und zog ihm selbs das Par Stifel an.

24. Da reit er über ein Auen, was grün,
begegnet ihm ein Kaufman, der daucht sich kün.

25. „Hör, lieber Kaufman, umb laß dir sagen:
wir wölln einander umb d Taschen schlagen."

26. Der Kaufman was ein bhender Man,
er gurt dem Epple sein Taschen an.

27. Des Kaufman er gar wol vernam.
Ein Bäurin ihm auf der Straßen bekam.

28. Die Bäurin er fraget auf der Stätt:
was man vom Eppele sagen tät?

29. Die Bäurin im ein Antwurt gab:
der Eppele wär ein naßer Knab.

30. „So sag mir, liebe Bäurin schon,
was hat dir der Eppele Leids geton?"

31. Epple von Geiling sich bald bedacht,
wie bald er da ein Feur aufmacht!

32. Er nam das Schmalz und macht es warm,
stieß ihr die Hend drein biß an die Arm

33. „Seh hin! da hast du den rechten Lon,
und sag, der Eppele hab dirs geton."

34. Er schickt sein Knecht gen Farnbach*) hinab:
Man solt ihm bereiten ein gutes Mal.

35. Da kam der Epple von Geilingen ein,
da bot ihm der Wirt ein külen Wein.

36. Der Epple lugt zum Fenster hinauß,
da schub man ihm vil Wägen fürs Haus.

37. „Lieber Wirt, tu mir die Türen auf
und laß mich sprengen über auß!“

38. Da sprangt er über acht Wägen auß,
am neunten gab er den Gibel auf.

39. „So ligt mein Mutter am Rhein, ist tot,
drumb muß ich leiden große Not.“

40. Da zog er auß sein gutes Schwert,
erstach damit sein reisig Pfert.

41. „Eppele, hätst du das nit geton,
beim Leben wolten wir dich lon!“

42. Den Epple von Geilingen namens an,
brachten gen Nürnberg den gfangnen Man.

43. Und fürten ihn auf den Rabenstein,
man legt ihm den Kopf zwischen die Bein.

Die Begebenheiten, welche in diesem Liede berichtet werden, fallen noch in das 14. Jahrhundert, das Lied aber, wie es vorliegt, gehört dem Anfang des 16. Jahrhunderts an. Indes liegt demselben augenscheinlich ein weit älteres, warscheinlich den Ereignissen ziemlich gleichzeitiges Lied so zum Grunde, daß am letzteren wenig mehr als die Sprachform verändert sein wird. Auf jene Zeit weist auch die Gesangform hin: jede Zeile wird doppelt gesungen, und damit eine Art Strophenbau hergestellt. Das Lied hat einen raschen

*) Farrnbach liegt zwischen Fürth und Langenzeen, 3 St. von Nürnberg.

Fortschritt: was sich von selbst versteht und alle Zwischenglieder werden keck übersprungen, bei keiner Begebenheit wird verweilt, und von den Begebenheiten selbst werden uns nur die Spitzen gezeigt; so z. B. will die zweite Strophe sagen: trotzdem, daß Eppelin ein offener (abgesagter) Feind der Nürnberger war, ritt er doch, auf die Schnelligkeit seines Rosses vertrauend und seiner Reitergewandtheit sicher, in Nürnberg aus und ein, um die Nürnberger zu verhöhnen; so ließ er sich in der Stadt selbst sein Pferd beschlagen, und nahm ihnen sogar ihr silbernes Vogelhaus vom Wechselhause am Geiersberg (in Nürnberg, beim neuen Thor) weg, welches sie erst nach fast siebenzig Jahren wiederbekamen. Er höhnt den Boten, den Thorwächter, die Söldner, und kommt lange Zeit unversehrt davon: nur seine Reiterstiefel mochten ihm einmal abgebeutet, und dann, ihm zum Spott, im Thore aufgehängt worden sein; er holte sich dieselben indes wieder. Von seinen Raubthaten und seinen Grausamkeiten wird nur je eine berichtet, hinreichend für das Lied, um das Ende des kühnen Räubers zu motivieren. Als er endlich überrascht und das Haus, in dem er sich befindet, mit Wagen verbarrikadiert wird, wagt er noch einmal einen kühnen Reitersprung, aber am neunten Wagen bleibt er hängen, und gibt nun seinen Reiterstolz auf, sein Leben verloren. Da bricht denn auch das bittere Gefühl der gänzlichen Hülflosigkeit und Vereinsamung in einem schmerzlichen Ruf nach seiner längst in der Ferne verstorbenen Mutter, wobei man die fernen Verwandten seines Geschlechtes mit denken muß, bei ihm durch, und er ersticht sein edles Roß, welches ihm nicht zur Befreiung geholfen hat. Die Verfolger aber rufen: „hättest du dein Pferd nicht erstochen, wer weiß, du entgingest uns dennoch wieder! so aber, da du dein Pferd nicht mehr hast, bist du unser, und mußt das Leben lassen!"

Sprachliche Erläuterungen werden kaum nötig sein; daß „reit" und „greif" die damaligen und an sich richtigen

Formen für unser heutiges „ritt" und „griff" sind, ist bekannt, eben so, daß Str. 16,2 „schlugs" die Anschleifung des Wortes sie ist, welche wir nur noch für es übrig haben. Str. 12,1 „jehen" (Präsens „ich gich") bedeutet s. v. a. sagen, aussprechen. Str. 27,2 ist „jemanden bekommen" eine ältere Form für das moderne: jemanden entgegen kommen, begegnen, und Str. 29,2 ist „naßer Knabe" identisch mit unserm: Säufer, Trunkenbold. Die Redensart Str. 38,2 den „Gibel aufgeben" ist offenbar eine sprichwörtliche Formel und dem Sinne nach hinreichend verständlich; Gibel wird in andern sprichwörtlichen Redensarten für: festes Haus, dann für: Sicherheit, Glück gebraucht.

Die Eckelin genannt Gayling (deren ältere Linie, die der Gayling von Altheim, noch jetzt blühet) hatten ihr festes Haus, Wald, bei Gunzenhausen; aus Eckelin ist im Laufe der Tradition Eppelin als Vorname (Apollonius) geworden. Sie waren berüchtigte Raubritter, so daß ihre eben genannte Burg des Raubes wegen schon vor 1375 gebrochen worden war. Unser Eppelin wurde im Jahre 1381, damals schon 70 Jahre alt, gefangen genommen und nicht in Nürnberg, sondern in Neumarkt, auch nicht mit dem Schwerte, sondern mit dem Rade hingerichtet. Das Lied zeigt eine sichtliche Neigung für den kecken Reiter, und die Sage von ihm, welche ihn zu einem Zauberer gemacht hat, der von einem Berge zum andern, und von der Burg zu Nürnberg bis in das Thal habe mit seinem Rosse springen können, ist noch jetzt in Nürnberg nicht erloschen. Vgl. Grimm Deutsche Sagen 1, Nr. 129 (S. 198—199), vgl. Panzer, bayr. Sagen II, 179. Das Lied von ihm, welches von diesen sagenhaften Ausschmückungen noch nichts weiß, ist oft gedruckt und noch am Ende des 16. Jahrhunderts gesungen worden. Unter den neueren Sammlungen findet es sich bei Körner S. 195 f., bei Uhland 1, Nr. 135 S. 341 und bei v. Liliencron 1, S. 92—96.

Der Lindenschmid.

Es giebt zwei Lieder, welche das Ende des Lindenschmids besingen, weit verbreitet gewesen und bis tief in das 17. Jahrhundert gesungen worden sind*). Zur Vergleichung mögen sie beide hier folgen.

A.

1. Es ist nit lang daß es geschach
daß man den Lindenschmid reiten sach
auf einem hohen Rosse;
er reit den Reinstrom auf und ab,
hat sein gar wol genoßen, ja genoßen.

2. „Frisch her, ihr lieben Gsellen mein!
es muß sich nur gewaget sein,
wagen das tut gewinnen;
wir wöllen reiten Tag und Nacht,
biß wir ein Beut gewinnen."

3. Dem Marggrafen von Baden kamen neue Mär,
wie man ihm ins Gleit gefallen wär,
das tät ihn sehr verdrießen:
wie bald er Junker Casper schreib;
er solt ihm ein Reislein dienen.

4. Junker Casper zog dem Bäurlein ein Kappen an,
er schickt ihn allzeit vorne daran,
wol auf die freie Straßen,
ob er den edlen Lindenschmid fünd,
den selben solt er verraten.

5. Das Bäurlein schiffet über Rein,
er keret zu Frankental ins Wirtshaus ein:
„Wirt, haben wir nichts zu eßen?
es kommen drei Wägen, seind wol beladen,
von Frankfurt auß der Messen."

6. Der Wirt der sprach dem Bäurlein zu:
„ja Wein und Brot hab ich genug,
im Stall da stehn drei Rosse,

*) Sagen vom Lindenschmid sind noch lebendig, z. B. in Neckarsteinach bei Heidelberg, woselbst bald die Hinterburg, bald Burg Schadeck als Wohnsitz des Lindenschmid bezeichnet wird. Vgl. Archiv f. hess. Geschichte XIV, 55. 56. (B.)

die feind des edlen Lindenschmid,
er närt sich auf freier Straßen."

7. Das Bäurlein dacht in seinem Mut:
die Sach wird noch werden gut,
den Feind hab ich vernommen;
wie bald er Junker Caspar schreib,
daß er solt eilends kommen.

8. Der Lindenschmid der hätt einen Son,
der solt den Rossen das Futter tun,
den Habern tät er schwingen:
„steht uf, herzliebster Vatter mein!
ich hör die Harnisch klingen!"

9. Der Lindenschmid lag hinderm Tisch und schlief,
sein Son der tät so manchen Rief,
der Schlaf hat ihn bezwungen.
„Steh auf, herzliebster Vatter mein!
dein Verräter ist schon kommen."

10. Junker Casper zu der Stuben ein trat,
der Lindenschmid von Herzen ser erschrack.
„Lindenschmid, gib dich gefangen!
zu Baden an dem Galgen hoch,
daran so soltu hangen."

11. Der Lindenschmid der war ein freier Reutersman,
wie bald er zu der Klingen sprang:
„wir wölln erst ritterlich fechten!"
es waren der Bluthund also vil,
sie schlugen ihn zu der Erden.

12. „Kan und mag es dann nicht anders gesein,
so bitt ich umb den liebsten Sone mein,
auch umb meinen Reutersjungen;
und haben sie iemands leid getan,
darzu hab ich sie gezwungen."

13. Junker Casper der sprach nein darzu:
„das Kalb muß entgelten der Kuh,
es sol dir nicht gelingen;
zu Baden in der werten Stadt
muß ihm sein Haupt abspringen."

14. Sie wurden alle drei gen Baden gebracht,
sie saßen nit länger denn eine Nacht;
wol zu der selbigen Stunde
da ward der Lindenschmid gericht,
sein Son und der Reutersjunge, ja Junge.

B.

1. Was wöllen wir singen und heben an?
das best das wir gelernet han,
ein neues Lied zu singen;
wir singen von einem Edelman,
der heißt Schmid von der Linden.

2. Der Lindenschmid hatt einen Son,
der schwang den Rossen das Futter vor
über ein kleine Weile;
er lag dem Marggrafen in dem Land
und war ihm vil zu geschwinde.

3. „Frau Wirtin, ist der Wein hie gut?
ist hie noch Stallung und Futter gnug?
vil Wägen werden kommen;
sie faren von Augspurg ab und zu,
fränkisch Gut haben sie geladen.“

4. „Allhie ist der küle Wein gut,
hie ist auch Stallung und Futter gnug,
drei Rößlein stehn darinnen;
sie kommen eim reichen Edelman zu,
der heißt Schmid von der Linden.“

5. So bald als sie das Wort auß sprach,
Junker Casper in den Stadel trat,
den Lindenschmid wolt er fangen.
Er schlug und stach alles was er sach:
„Lindenschmid, gib dich gefangen!“

6. „Sol ich denn dein Gefangner sein,
das klag ich Gott von Himmelreich
und seiner werten Mutter;
wär ich drei Meilen jenseit dem Rein,
wolt ich dir wol entreiten.“

7. „Auf jenseit den Rein komst du nit,
das ist dir desto lieber nit,
es ist dir misselungen;
du hast mir großen Schaden getan,
darumb gib dich gefangen!

8. Wirtin, zäpft uns ein külen Wein,
und laßt uns frisch und frölich sein,
laßt uns eßen und trinken!
auf daß dem hübschen Lindenschmid gut
sein junges Herz nicht versinke."

9. „Was sol ich frisch und frölich sein?
es trifft mir an das Leben mein;
ich mag weder trinken noch eßen.
Ich bitt nur umb das Waßer allein,
daß ich mein Wunden mag wäschen."

10. „Ach Lindenschmid, sei wolgemeit!
daß Waßer sol dir sein bereit
damit du dein Wunden solt wäschen:
biß Freitag kommt der Meister ins Land,
der fürt das Waßer in der Scheiden."

11. „Ach kan und mags nicht anders gesein,
so bitt ich für den jüngsten Sone mein,
der Reuter ist noch junge;
hat er euch etwas Leids getan,
darzu ist er gedrungen."

12. Junker Casper der sprach nein darzu:
„das Kälblein muß folgen der Kuh,
da wirds nicht anders gesprochen;
und wenn der Jüngling sein Leben behielt,
seins Vatters Tod würd gerochen."

13. Auf einen Freitag das geschach,
daß man den Lindenschmid richten sach
so fern auf grüner Heiden.
Da sach man den edlen Lindenschmid
von guten Gesellen scheiden.

Die erste Recension hat es auf eine geordnete Erzählung der Umstände und Veranlassungen angelegt, durch welche die Gefangennehmung des Lindenschmids bedingt wird; diese Erzählung wird von der zweiten Recension vorausgesetzt, und nachdem nur in der kürzesten Weise der Sohn des Lindenschmids, in dessen Begleitung der Vater dem Markgrafen von Baden Schaden zugefügt habe, erwähnt worden ist, tritt das zweite Lied unvermittelt in die Erzählung der Thatsachen ein, welche den eigentlichen Inhalt seiner epischen Darstellung bilden. Man kann sagen, das zweite Lied lasse raten, wer Str. 3 gesprochen, lasse raten, wie mit einem Male, alsbald nach der Antwort der Wirtin, Junker Caspar in den Stadel komme, der Zusammenhang aber ergiebt für einen Jeden, welcher mit dem Sänger zu denken und zu singen vermag, daß hier nur von einem Kundschafter und dessen gelungener Kundschafterei die Rede sein könne — wie diese Kundschafterei angelegt, vollzogen und gelungen sei, brauchen wir nicht zu wissen, d. h. nicht vorgesungen zu bekommen; es kann das eben so gut in nackter Prosa vor dem Singen des Gedichtes erzählt werden. Das zweite Lied hat demnach unverkennbar eine strengere epische Anlage als das erste: es ist ihm um die letzten Reden des Besiegten und Gefangenen zu thun. Dagegen hat das erstere Lied die schönen Strophen 8 und 9, welche dem zweiten Liede, seiner Anlage gemäß, fehlen; bei ihm bilden die letzten Reden des Lindenschmid nur einen Teil, freilich die Spitze des Ganzen, während sie im zweiten Liede die Hauptsache, den Mittelpunkt, bilden. Für uns dient das erste Lied vornehmlich als Erklärungsstoff für das zweite Lied.

Die Strophenform ist in beiden Liedern dieselbe, eine der ältesten, welche wir, abgesehen von der sogenannten Nibelungenstrophe, für den deutschen Volksgesang kennen: die fünfzeilige Strophe, bestehend aus zwei kurzen Reimpaaren, so daß zwischen das zweite Paar eine reimlose Zeile (Waise)

eingeschoben wird, und somit die beiden ersten Strophenzeilen die beiden Stollen, die drei letzten den Abgesang bilden. Es findet sich diese Strophenform zuerst in dem noch dem 12. Jahrhundert angehörigen volksmäßigen Gedichte von Salomo und Morolf, seit dem 15. Jahrhundert aber in einer sehr großen Anzahl von Liedern, auch geistlichen Volksliedern, wie z. B. in dem Lied für die Wallfahrt nach St. Jago in Spanien, dem sogenannten Jakobslied; ferner ist eins der Hauptlieder, oder wohl das Hauptlied, auf die Schlacht von Pavia in dieser Form verfaßt, und die Melodieen dieser Lieder, „wie man S. Jakob singt", „im Ton der Pavierschlacht", „wie man den Lindenschmid singt", und anderer Lieder gleichen Baues, ziehen sich durch eine sehr große Anzahl von Volksliedern bis weit in das 17. Jahrhundert hin. — Sprachliche Erläuterungen bedürfen diese Lieder nicht; in Str. 3, 5 des ersten Liedes ist „einem eine Reise dienen" ein in jener Zeit häufig ja regelmäßig gebrauchter Ausdruck für die Erfüllung der Kriegspflicht eines landsässigen Edelmanns.

Die Begebenheit, welche den Liedern zu Grunde liegt, mag sich zwischen 1490—1504 zugetragen haben; in diesem Zeitraum wird ein Lindenschmid als Dienstmann des Kurfürsten von der Pfalz urkundlich erwähnt. Das erste der beiden Lieder gibt sich im Eingange als kurz nach den Ereignissen gedichtet, aber wir kennen es bis jetzt nur aus Drucken des 17. Jahrhunderts, wiewohl es den Charakter des beginnenden 16. Jahrhunderts in Sprache, Ausdrucksweise und Versbau sehr bestimmt darstellt. Das zweite Lied ist bis daher nur aus dem Frankfurter Liederbuch von 1582 bekannt. In der neueren Zeit ist das erste Lied mehrfach abgedruckt worden; es findet sich in Meißners Apollo 1794 S. 173, in Eschenburgs Denkmälern 1799 S. 450 f., im Wunderhorn 1. S. 125, in Kretzschmars Volksliedern 1, Nr. 10 und sonst; beide Lieder bei Uhland 1, Nr. 139, S. 358 f., v. Liliencron 2, S. 289 f., Böhme altd. Liederbuch 459 ff.

Ein Reiterlied, Albrecht von der Rosenburg.

1. Was wöllen wir singen und heben an?
Von einem fränkischen Edelman
ein neues Lied zu singen:
Albrecht von der Rosenburg ist ers genant,
Gott helf daß ihm wol gelinge!

2. Albrecht von Rosenburg was ein freier Reutersman;
die von Nürnberg hatten ihm vil zu Leid getan,
es bleibt nit ungerochen:
sie hatten ihm wider Gott, Ehr und alle Billigkeit
sein Haus und Schloß zerbrochen.

3. Albrecht von der Rosenburg was ein freier Reutersman;
er sprengt die von Nürnberg mit zwei und vierzig Pferden an,
darnach stund sein Verlangen;
er hat sie tapfer über die Köpf geschlagen,
den Baumgarten hat er gefangen.

4. Wolauf, ihr werten Reuter gut,
straft den von Nürnberg ihren großen Übermut!
wolauf und laßt uns reiten
und reiten wol auf Weißenburg zu!
wir haben eine gute Beute.

5. Ach Marggraf, Marggraf, was hastu getan?
Du hast den Gefangenen los gelan,
das bringt dir kleinen Frommen;
der weißen Pfenninge hastu nit vil,
der roten kanstu nit überkommen.

6. Albrecht von Rosenburg, der hat ein Roß, das kan zelten und traben,
darauf tät er manchen Nürnbergischen Pfeffersack jagen
wol auf dem Behmer*) Walde;
er hat ein Roß, das ist so genge beritten,
als das Hirschlein vor dem grünen Walde.

7. Wer ist der uns diß Liedlein sang?
ein freier frischer Reuter ist er genant,
er hats gar wol gesungen;
er hat bei Albrecht von Rosenburg gedient,
ist ihm ganz wol gelungen.

*) Beheim ist Böhmen.

Das kleine Lied, dem nicht sein poetischer Gehalt, sondern die Lebhaftigkeit seines Ausdruckes Bedeutung gewährt, ist, ohne Zweifel eben um dieses Umstandes willen, weit verbreitet und wenigstens vierzig Jahre lang gesungen gewesen; Fischart führt es im Gargantua gleichsam sprichwörtlich an. Der Versbau ist wieder der „Lindenschmids Ton" oder „Pavier Ton". Charakteristisch ist es, wie sich die Begebenheiten in der Auffassung des Rosenbergischen Reiters abspiegeln: nicht anders, als wie sich die Schicksale und Thaten des Herzogs Ernst im älteren Volksgesange darstellten. Der Gedanke des Reiters ist nur auf das Nächste, auf das, was er sieht und zur Hand hat, gerichtet, auf die schönen schnellen Rosse, das lustige Reiten und das kecke Dreinschlagen, wann und wo und gegen wen es immer galt, — um den richtigen Stand der Sache, ja um das, was im öffentlichen Leben Recht ist, kümmert er sich nicht, und eben dies, dieser eng begrenzte Horizont, ist es, welches dem Gedicht seine Lebendigkeit gibt. Die Burg der Rosenberge, Bocksberg, war allerdings 1523 gebrochen worden, aber nicht durch Nürnberg, sondern durch den schwäbischen Bund unter Georg Truchseß von Waldburg, und war gebrochen worden um mörderischer Anfälle und zahlreicher Räubereien willen, welche von dieser Burg aus durch ältere Stammesverwandte Albrechts waren verübt worden, und an denen freilich Albrecht von Rosenberg unschuldig war. Um dieser seiner Unschuld willen forderte Albrecht von Rosenberg Entschädigung, nnd da er diese nicht erlangen konnte, suchte er sie dadurch von der Stadt Nürnberg, welche zu derselben gar nicht verpflichtet war, zu erzwingen, daß er im Juni 1544 als Wegelagerer den bekannten Nürnberger Patricier, Hieronymus Baumgartner, gefangen nahm und bis zum 4. August 1545 in Haft hielt. Das Lied scheint nach Str. 5, welche sich, und doch wieder teilweise irrtümlich, auf den Markgrafen von Ansbach bezieht, erst nach der Befreiung Baumgartners verfaßt zu sein. Luther, dessen naher

Freund Baumgartner war, richtete auf die Kunde von seiner Gefangennehmung ein Trostschreiben an seine Gattin,*) und mit welchem Jubel seine Rückkehr von der ganzen Nürnberger Bürgerschaft sei begrüßt worden, berichtete Veit Dietrich an Melanchthon. Das Lied ist erhalten durch das Frankfurter Liederbuch v. 1582. Daraus ist es in neuerer Zeit abgedruckt bei Uhland 1, Nr. 144 S. 376 f. und v. Liliencron 4, S. 258 f. Der letztere teilt aus einer Handschrift des 16. Jahrh. noch ein anderes längeres Lied auf dieselbe Begebenheit mit.

Nächst diesen Reiterliedern heben wir aus den historischen Volksliedern im engsten Sinne nur einige wenige aus der großen Zahl derjenigen heraus, welche geschichtliche Ereignisse von allgemeinerer Bedeutung darstellen.

Der Tod des Königs Ladislaus von Ungarn und Böhmen.

Ein hüpsch Lied von Künig Lasla.

1. Nun wil ich aber heben an
das allerbest und das ich kan,
ich wils gar frölich singen;
hilf richer Christ von Himelrich,
daß mir nit misselinge!

2. Von einem Künig lobesam,
Künig Lasla ist sin Nam,
ein Künig uß Oesterriche,
ja spricht man in der Christenheit.
man findet nit sin geliche.

3. Er was in sinen jungen Tagen,
die Ungern hießen ihn ein tütschen Knaben:
das haben wir wol vernomen,
daß er zu Ofen ist ußgeritten,
zu Prag ist er umbkomen.

*) Luthers Briefe v. de Wette S. 672 (d. d. 8. Juli 1544).

4. Er schickt uß nach wiblicher Er,
er wolt erwerben fründschaft mer,
gar ferr in Frankriche,
nach einer Jungfrou süberlich,
man fand nit ihrs geliche.*)

5. Der Künig von Frankrich ein brief ußsand,
der kam Künig Lasla in sin Hand,
wie er ihn lesen solte,
und wie ihm der Künig von Frankrich
sin tochter geben wolte.

6. Er schreib: „Künig Lasla du vil lieber Sun,
du weist wol, was du solt tun,
die Ketzer solt du vertriben,
so wird dir Lob und Er gesagt,
wo du in dem Land solt bliben.

7. Künig Lasla des Briefs uf dem Tisch vergaß,
zuhand ihn ein falscher Ketzer las,
er erschrak der Mär gar sere,
wie bald er zu dem Rockenzan lief,
er verkündt ihm dise Märe.

8. Und da der Rockenzan die Mär erhort,
er ruft den Ketzern uf ein Ort,
er begunt ihnn die Red zu melden;
da huben die falschen Ketzer an
Künig Lasla zu schelten.

9. Sie schulten ihn uß ihres Herzen Grund:
„wie dunkt üch umb den tütschen Hund?
solt er uns hie vertriben?
wir wöllen ihm nemen sin junges Leben,
er mag uns nit entwichen!

10. Und do der Rat nun was volbracht,
den sie über Künig Lasla hetten gmacht
wie sie ihn töten wolten,

*) König Ladislaus befand sich bei seinem Tode in Prag, wo seine Vermählung mit Magdalena, der Tochter des Königs Karl VII. von Frankreich vollzogen werden sollte.

sie hatten all zusamen geschworen,
wie sie einander helfen wolten.

11. Sie gewunnen die Rigel und ouch die Thür,
unter einer Deck zugen sie ihn herfür,
Künig Lasla den vil werten;
der erst der nam ihn bi dem Har,
und warf ihn uf die Erden.

12. Er fiel wol nider uf sine Knie,
„Gnad mir edle Herren alhie,
Gnad mir mines Leben,
und alles das ich ie gewan,
das wil ich üch hie ufgeben!“

13. Er sach sie all barmherzig an;
„nun hab ich nienen ein getrüwen Man,
der mir sin Red hie täte!
sind sie mir denn all trülos worden,
min aller besten Räte?

14. Gürsig, lieber Vater min,
nun laß mich bi dem Leben min,
ich wil dies nimmer gedenken!
Schweinitz sol din eigen sin,
Presla wil ich dir schenken!

15. „Schwig, Künig Lasla, es mag nit gesin,
Schweinitz das ist vorhin min,
Presla wil ich gewinnen,
hilft mir das ganze Behem Land,
ein Künig bin ich darinnen.“

16. „Nu schnidt mir ein graue Kutten an,
un ich wil in ein Kloster gan,
uß mines Vaters Riche;
es blib ein Künig wer da wöll,
immer und ewigliche!“

17. Ein guter Rat half ihn nit ser;
sie haben vergeßen Trüw und Er,
die Herren uß Behem Lande,

daß sie Künig Lasla getötet haben,
des haben sie große Schande.

18. Uf die Erd haben sie ihn gestreckt,
mit einem Küssen haben sie ihn ersteckt,
sin Gemecht haben sie ihm zerbrochen;
wir wöllens Gottes Sune klagen,
er laßts nit ungerochen.

19. Und da er nun gestorben war,
er glüet wie ein Rosenblatt
wol under sinen Ougen,
daß ihm das Blut über die Wang abrann,
daran hatten sie keinen Glouben.

20. Er lag biß an den dritten Tag,
daß er da nit begraben ward;
man ließ ihn niemands schouwen,
und da man ihn zu dem Grabe trug,
da weinten Mann und ouch Frouwen.

21. Da sprach ein Ketzer under ihnn:
„nu hebt ihn uf und tragt ihn hin,
den Künig uß tütschem Lande!
solt er uns hie vertrieben han
das wär uns ein große Schande!

22. Und do sprach sich der Gürsig:
„der behemisch Künig bin ich,
Künig Lasla ist gestorben
durch sins falschen Gloubens willen,
darumb ist er verdorben!"

23. Da sprach zuhand der Rockenzan:
„eins nüwen Sitten nim ich mich an,
Oesterrich wil ich zerstören;
den ihren Glouben weiß ich wol,
ihr Herzog wil ich werden!"

24. Der Gürsig der ist hochgeboren,
recht als ein Suw die erst beschoren,
er ist ihr wol geliche,
mit rouben und stelen, mit Verräterei
damit ist er worden riche.

25. Künig Lasla was ein junger Man,
er wolt den Gürsig bi ihm han,
er hat ihn ußerkoren:
ja sprich ichs uf die Trüwe min,
er ist ihm trüwlos worden.

26. Künig Lasla du vil edels Blut,
Gott Vater halt dich in siner Hut,
mit sinem lieben Kinde,
daß du also verscheiden bist
von dinem Hofgesinde!

27. Und der uns dises Liedlin sang,
ein gelerter Man ist er genant,
er hats gar wol gesungen
von Künig Lasla lobesam,
dem ist nit wol gelungen!

Dieses Lied gehört zu den im 16. Jahrhundert am weitesten verbreiteten historischen Volksliedern, und es hat diese weite Verbreitung und die allgemeine Gunst, in welcher es stand, einesteils zwar seiner unleugbar geschickten dramatischen Anlage zu verdanken, durch welche es vor anderen, dieselbe Begebenheit erzählenden Liedern hervorgehoben wurde, andernteils aber auch dem Umstande, daß es, wie der Augenschein zeigt, ein Parteilied war, ein Lied der deutschen Katholiken gegen die böhmischen Hussiten. Der gegenseitige Haß bricht unverhüllt flammend und ätzend hervor in „deutscher Hund" von der einen, „falscher Ketzer" von der anderen Seite. König Ladislaus, der nachgeborene Sohn des deutschen Königs Albrecht II., starb am St. Clemenstage, 23. November 1457, noch nicht 18 Jahre alt, in Prag nach kurzer Krankheit. Die deutsche und katholische Partei hielt ihn für ermordet durch böhmisch-hussitische Treulosigkeit, und schrieb diesen Mord, weil kurz nachher Georg Podiebrad zum Könige von Böhmen erwählt wurde, geradezu auf seine und seiner Gattin Rechnung (in unserm Liede erscheint er als Gürsig, d. i. Georg in czechischer Sprache), den Plan zu der

Ermordung aber gab sie dem hussitischen Bischof Rokyczana Schuld. Daß dies Parteivorstellung war, braucht kaum bemerkt zu werden; übrigens existiert ein Lied auf den Tod des Königs Ladislaus, welches von der Ermordung nichts weiß, und ein anderes, welches dieselbe, ebenso speziell wie unser Lied (dem die Tradition nachher gefolgt ist) sie als eine Erstickung unter einem Bettkissen darstellt, als eine Vergiftung beschreibt. — Unser Lied, abermals in der fünfzeiligen Strophe, gehört noch dem 15. Jahrhundert an, und ist bis tief in das 17. Jahrhundert dem Volke bekannt geblieben, und wenn nicht von ihm gesungen, doch ihm vorgesungen worden, übrigens auch der geschichtskundigen Welt niemals aus den Augen gekommen. Es findet sich außer den ungemein zahlreichen Drucken des 16. und 17. Jahrhunderts z. B. in Senckenberg Selecta juris et historiarum 1739. V. S. 42—49; im Wunderhorn 2, S. 119 f.; bei Körner S. 15—20; bei Liliencron 1, S. 501 f.; Böhme 448. Die andern Lieder, trotz mancher guten Züge doch im Ganzen weniger lebendig als das gegenwärtige, finden sich z. B. bei Pez scriptores rerum Austriacarum 1725, 2, S. 679 f., bei v. Hormayr Taschenbuch für vaterländische Geschichte 1833 S. 156 f., bei Soltau S. 133, bei Mone Anzeiger 1839 S. 66—70, und bei v. Liliencron 1, S. 492 f. 497 f.

Hierauf möge ein Lied auf den Herzog Ulrich von Würtemberg folgen, sodann eins auf Franz von Sikkingen und zwei auf die Schlacht von Pavia.

Von Hertzog Ulrich.

In des Schüttensamen Ton.

1. Ihr Jungen und ihr Alten,
nun merkend ein neu Gedicht!
wie well wir uns nun halten
in diser großen Geschicht,
die so schwärlich wider unsern Herren ist?
wir wellen bei dir beleiben
im Namen Jesu Christ.

2. Ihr Edlen und ihr Vesten,
nun laßt uns frölich daran!
das ist noch das allerbeste,
ich hör von dem gmeinen Man
in Städten, in Dörfern, wo ich gan:
Hertzog Ulrich von Würtemberg,
wir wellen dich nit verlan!

3. Wir wellen bei dir beleiben
mit unser Hab und Gut,
nun laß dich nit vertreiben,
du unverwesens Blut!
wir well dich bhalten bei Land und Leut,
oder wellen dir helfen zalen
allesamt mit unser Heut.

4. Man hat dir ietz ein Wal aufgeben
der bösen Karten so vil,
nun lug bei Leib und auch bei Leben
und halt kein böses Spil!
du frummer Fürst so erentreich,
du hast kein Bauren in deinem Land,
der schändlichen von dir weich.

5. Erschrick nit ab dem Hutten,
und hab des kein Verdrieß!
es trägt mancher ein Butten,
trüg lieber ein langen Spieß,
und hülf dir retten Leib, Er und Gut;
wir wellen bei dir beleiben
biß wir waten in unsrem Blut.

6. Du soltest ietz vil Gelts außgeben*)
und dannocht Unrecht han**)

*) Der Kaiser hatte Ulrich nach Augsburg vorgeladen und vorgeschlagen: er solle den Hutten ein Sühngeld zahlen, auf 6 Jahre sein Land verlassen, während dieser Zeit solle eine vom Kaiser und der Landschaft einzusetzende Behörde die Regierung führen. Ulrich verwarf dies und wurde 11. Okt. 1516 in die Acht erklärt.

**) Nach dem Vorschlag des Kaisers sollte Ulrich gegen Zahlung des Geldes wegen des „aus Unfall und hitzigem Gemüt" vollbrachten

eh well wir wagen Leib und Leben,
und treulich bei dir bestan!
solten ander Leut dein Land regieren,
so würden sie sich gewärmen,
und müsten wir erfrieren.

7. Nun wer dich als ein Ritter,
du edler Degen kün!
laß ander Leut nit wittern,
so magst du bleiben grün.
Behalt das Meßerheft in deiner Hand!
du bist der recht natürlich Herr
übers würtembergisch Land.

8. Du bist darzu geboren,
darumb ist es eigen dein;
du hast es noch nie verloren,
reit frölich auß und ein,
du küner Degen zu Fuß und Roß!
wir wellen dir helfen behalten
Land, Leut, Städt und auch Schloß.

9. Wann du hast ein werte Ritterschaft.
die treulich bei dir stat,
ja die iez mit Heeres Kraft
mit Harnasch und mit Wat
geritten auß im Namen dein,
und wo du wilt auf Erden,
da wellen sie bei dir sein.

10. Sie kennen wol den Übermut,
den man mit dir nun treibt:
man eischt von dir ein großes Gut
für des jungen Hutten Leib,
wann es ist, als ichs verstan:
ich will niemants urteilen,
ich will es Gott walten lan.

Todschlags entlastet sein, obwohl der Hutten ohne Missethat, redlich und adelichen Gemütes, Thuns und Wesens gewesen wäre.

11. Darumb soltu noch nit verzagen,
solt füren eins Helden Mut;
ich will dir die Warheit sagen:
welcher dir etwas tut,
der muß ein Bauren nemen beim Har;
ein frischer grüner Wase
muß sein unser aller Bar.

12. Wer iez mit dir krätzen will,
ist not, daß er die Nägel spitz;
dein Bauren im Land die schweigen still
und stecken voller Hitz;
sie kratzten lieber heut denn morn:
Herzog Ulrich von Würtemberg,
blas auf dein Jägerhorn!

13. Und laß es weit erschellen
im Würtemberger Land!
des Hutten Büchsen die knellen,
das tut den Schwaben so and:
er hat sich in das Ries gelegt;
da man die jungen Gänslen zeucht;
er hat noch keins erschreckt.*)

14. Mein treu und weiser Fürste
ist willig Dienst bereit,
wer ihm Beistand tun türste
in Widerwärtigkeit;
wölt Gott, ich möcht ihm geholfen han!
ich wölte iez nit sorgen,
was er mir gäb zu Lon.

15. Die Treu hat er erfaren,
und hat gleich also getan:
er will sich selbs nit sparen,
will reiten oder gan,
will allzeit vornen an den Strauß;
am Samstag vor Sant Gallen Tag
zog er mächtig hinauß.

*) Im Rieß hatten die Huttenschen bei Wending eine Streitmacht zusammengezogen.

16. Er ist hinauß geritten
als Dieterich von Bern,
mannhaft ohn alles Zittern,
er ist seins Leibs ein Kern;
da gnadet er also züchtiglich
allen seinen Untertan,
sie wären arm oder reich.

17. Der uns das Liedlin neues singt,
der nennt sich Hans Umperlin,
er hat zwelf lebendige Kind,
und seind die sibne klein,
darzu hat er gar wenig Korn.
Das Liedlin will ich schenken
meinem Fürsten hochgeborn.

Das Lied stammt, wie der Inhalt zeigt, aus dem Jahre 1516, als Herzog Ulrich wegen der schmählichen Ermordung des Johann von Hutten (Mai 1515) in die Acht erklärt und seines Landes beraubt werden sollte, und als Ulrich von Hutten seine in der Humanistenwelt mächtig wirkenden Strafschriften (die Klage über Johann von Hutten, seine erste und zweite Rede gegen Ulrich, und seinen Phalarismus) gegen diese Greuelthat ausgehen ließ. Ulrich von Hutten ist Str. 5 und Str. 13 gemeint: mit seinen Schriften erschreckt er, meint der Dichter, noch kein Gänslein im Rieß (Gegend von Gunzenhausen bis Oettingen, damals und noch jetzt durch ihre Gänsezucht berühmt). Der Dichter billigt des Herzogs That nicht (Str. 10), enthält sich aber des Urteils, welches er Gott anheimstellt, als treuer Unterthan jedoch stellt er sich unbedingt zu seinem, wenn gleich mit schwerem Verdacht auch in seinem, des Dichters, Sinne, beladenen Fürsten, und es gehört dieses Lied zu den trefflichsten Zeugnissen einer großartigen Unterthanentreue, welche überhaupt vorhanden sind. Daß die Einwohnerschaft von Würtemberg so gesinnt war, wie der Dichter hier sagt, ist bekannt, und es hat sich diese Gesinnung während der

fünfzehnjährigen Verbannung des Herzogs und Occupation seines Landes (1519—1534) auf das Glänzendste bewährt; daß auch Ulrichs von Hutten Schriften auf den Adel, selbst den fränkischen nicht wirkten, ist gleichfalls bekannt: die Aufseß, die Bibra und Andere standen gleich vom Anfange auf des Herzogs Seite (Str. 9). Gedruckt ist das Lied wohl niemals worden; es mochte in jener Zeit vielleicht nicht einmal möglich sein, es zu veröffentlichen, und wird nur unter den einverstandenen Treuen handschriftlich umgegangen, auswendig gelernt und unter Vertrauten gesungen worden sein, wie dergleichen Lieder auch in späteren Zeiten und bis auf diesen Tag nur unter den ihren verjagten Fürsten treu gebliebenen Unterthanen zu ihrem Troste und ihrer Erhebung handschriftlich verbreitet worden sind und noch verbreitet werden. Ein fleißiger Sammler solcher Dokumente am Ende des 16. Jahrhunderts, Valentin Holl (ein Schwenkfelder) hat uns dieses Lied aufbewahrt. Der Verfasser desselben nennt sich, dem damals in solchen Liedern üblichen Gebrauche gemäß, in der letzten Strophe: Hans Umperlin, welcher zwölf lebendige Kinder habe und unter diesen sieben unerwachsene — er sei nicht reich, und nur dies Lied könne er seinem hochgebornen Fürsten schenken.

Die siebenzeilige Strophe dieses Liedes, welche in der Ueberschrift als der „Ton des Schüttensam" bezeichnet wird, war gleich der fünfzeiligen, eine für das Volkslied des 15. und 16. Jahrhunderts sehr gebräuchliche; den Namen führt sie von einem Liede, dessen Inhalt dem Liede auf Eppelin von Gailingen ähnlich ist: Schüttensam war ein Raubritter in der Gegend von Nürnberg, gleich Eppelin, und hatte mit diesem gleiches Schicksal. Uebrigens ist diese siebenzeilige Strophe, mit einer kaum merklichen Ausnahme, auch die Strophe des am weitesten verbreiteten Volksliedes jener Zeit, des Liedes „Ich stund an einem Morgen", welches weiter unten zur Besprechung kommen wird. Die Sprache des Liedes

ist im Ganzen sehr verständlich. Str. 1, 3 ist „well wir" s. v. a. wollen wir (so auch 1, 6 u. ö). Str. 1, 6 ist „beleiben" die vollere, ältere Form des spätern „bleiben". Str. 3, 4 ist „unverwesenes Blut" das unvergängliche, nicht zu zerstörende Geschlecht; und V. 7 ist „Heut" die singularische Dativflexion von Haut. Str. 7, 3 bedeutet: „laß andere Leute nicht wie ein Wetter, Hagelschlag, über dich kommen." Str. 9, 1 ist „Wann" soviel wie unser heutiges „denn". Str. 9, 4 ist „Wat" das Gewand, damals zumal das Kriegsgewand. Str. 10, 3 ist „eischt" die ältere Form für heischt. Str. 12, 7 bezieht sich auf das Wappen von Würtemberg: drei Jagdhörner. Str. 13, 4 „es thut and" eine im Volksmunde noch jetzt nicht unübliche Redensart: es thut wehe, schmerzt; hiervon das Wort ahnden, strafen. 14, 3 ist das, übrigens in unserm Abdruck ergänzte, weil von dem Reim geforderte Wort „türste" so viel als: es wagt, unternimmt. 16, 4: einen Helden einen Kern zu nennen, war im 15. Jahrhundert sehr üblich, wie man aus dem Heldenbuch sehen kann, wo diese Bezeichnung häufig vorkommt; es zeigt sich durch den Gebrauch dieses Wortes und durch die Erwähnung Dietrichs von Bern unser Dichter mit der alten Heldendichtung vertraut, deren Gesinnung er in seinem Liede auf die vorliegenden Verhältnisse angewendet, mit ausgezeichnetem Erfolge als eine in den deutschen Herzen niemals erlöschende in der neuen Zeit geltend macht.

Abgedruckt ist das Lied bei Uhland 1, Nr. 180 S. 482—489 und Liliencron 3, S. 193 ff. 27 Strophen, von welchem 14—16 und 20 bis 26 hier, als weniger erhebliche Einzelheiten berührend, weggelassen worden sind. — Die übrigen Lieder für Herzog Ulrich, deren es noch mehrere, mitunter recht gute, nebst einigen Sprüchen giebt, kommen diesem Liede nicht gleich.

Das Ende Franzens von Sickingen.

1. Drei Fürsten*) hond sich eins bedacht,
hond vil der Landsknecht zusamen bracht,
für Landstall seind sie zogen
mit Büchsen vil und Kriegeswat:
den Franzen sol man loben, ja loben.

2. Zu Landstall er sich finden ließ,
das bracht den Fürsten kein Verdrieß,
sie huben an zu schießen.
Der Pfalzgraf ihm hofieren hieß:
darab hätt Franz verdrießen, ja verdrießen.

3. An einem Freitag es beschach,
daß man den Lewen*) treffen sach
die Maur zn Landstall erste.
Der Franz mit Trauren dazu sprach:
„erbarm dich Gott der Herre“, ja Herre.

4. Die Fürsten waren wolgemut,
sie schußen in das Schloß so gut,
den Franzen tätens treffen:
vergoßen ward sein edels Blut,
ich wil sein nit vergeßen, vergeßen.

5. Und als der Franz geschoßen ward,
behend das Schloß er übergab,
den Fürsten tät er schreiben:
für seine Landsknecht er sie bat,
er mocht nicht länger bleiben, ja bleiben.

6. Die Fürsten kamen in das Schloß
mit Knechten zu Fuß und auch zu Roß,
den Franzen tätens finden:
er redt mit ihnen ohn Verdruß,
die Warheit will ich singen, ja singen.

---

*) Landgraf Philipp v. Hessen, Kurfürst Ludwig von der Pfalz und der Kurfürst von Trier.

**) Wir haben unter dem Löwen wohl ein Geschütz zu verstehen, welches das hessische Wappen des Löwen trug.

7. Als nun die Red ein Ende nam,
da starb von Stund der werte Man,
das muß doch Gott erbarmen!
kein beßer Krieger ins Land nie kam,
er hats gar vil erfaren, erfaren.

8. Er hat die Landsknecht all geliebt,
hat ihnen gemachet gut Geschirr,*)
darumb ist er zu loben;
sein Samen ist noch bei uns hie,
es bleibt nit ungerochen, ungerochen.

9. Die Fürsten zugen weiter dann
gen Trackenfels, also genant,
das haben sie verbrennet.*)
Gott tröst den Franzen lobesan!
sein Land wird gar zertrennet, zertrennet.

10. Also wil ichs beleiben lan,
es möcht noch kosten manchen Man,
ich wil nit weiter singen,
gefällt vielleicht nit iederman,
wir müssen bald von hinnen, von hinnen.

11. Der uns das Liedlein neus gesang,
ein Landsknecht ist er ja genant,
er hat es wol gesungeu:
die Sach ist ihm gar wol bekant,
vom Landstall ist er kommen, ja kommen.

Die trockne fast starre Objektivität dieses Liedes birgt nicht allein eine große Teilnahme an Sickingen, sondern einen tiefen Schmerz um den gefallenen Helden und lieben Anführer, und es will freilich dieser Schmerz mit dem Sänger empfunden — es will das Lied mitgedichtet, mitgesungen sein, um dessen Wert zu begreifen. Ähnliches leisten sogar auch einige der kleinen prosaischen Schriften, welche alsbald nach Sickingens Fall (7. Mai 1523) erschienen. Außer

*) er hat sie gut bewirtet und unterhalten.
**) Sickingens Burg Drachenfels gieng am 10. Mai über.

diesem Liede — es ist abgedruckt bei **Uhland** 1, Nr. 182 S. 493 und **Liliencron** 3, S. 418 — gab es noch ein anderes, wie es scheint, mehr verbreitetes Lied auf Sickingen, des Anfangs: „Franz Sickingen das edel Blut, der hat gar viel der Landsknecht gut", vielleicht einem älteren Liede auf Nicolaus von Abensberg nachgedichtet; es ist dasselbe jedoch bis dahin nicht wieder aufgefunden worden.

Die Schlacht von Pavia.

I.

1. Was wöll wir aber heben an,
ein neues Lied zu singen,
wol von dem König auß Frankenreich:
Mailand das wolt er zwingen,
das gschach da man zält tausend fünf hundert Jar,
im fünfundzwanzgsten ists geschehen;
er zog daher mit Heeres Kraft,
hat mancher Landsknecht gesehen.

2. Er zog für ein Stadt, die heißt Mailand,
die selbig tät er zwingen,
darnach für ein Stadt die heißt Pavia,
er meint, er wolts gewinnen;
darin lag mancher Landsknecht frisch.
das hätt der König verschworen:
er sprach, sie solten die Stadt aufgebn,
sie wär sunst schon verloren.

3. Wir hätten kürzlich einen Rat,
einer fragt den andern:
nun zeugt der König nimmer ab,
darnach steht sein Verlangen.
Nennt sich einer mit Namen Graf Eitelfritz:*)

*) Im Jahre 1524 konnten sich die Kaiserlichen gegen den König von Frankreich nicht mehr im offenen Feld halten und beschränkten sich auf die Behauptung einiger festen Plätze. Pavia verteidigte Antonio Leyva, unter welchem Graf Eitelfritz von Zollern 12 Fähnlein Landsknechte befehligte.

die Stadt wöll wir nicht aufgeben,
wir bauen zwei Bolwerk die sein fest,
es kost recht Leib und Leben.

4. Sie sein mit mancher Hand gemacht,
zwei Bolwerk wol erbauen;
wir liegen die winterlange nacht
zu Pavia auf der Mauren,
da wöllen wir warten des külen Wein:
thut der König die Mauren zerbrechen,
es kumbt ein Fürst aus Österreich,
den Schaden wird er rächen.

5. Wir lagen die winterlange Nacht,
vor Kält kunt wir nicht bleiben,
wir kunten nit erwarten des külen Wein;
gar eilend tät wir schreiben,
und schriben dem Fürsten auß Österreich,
er sol nicht auß beleiben,
sol bringen manchen Landsknecht frisch,
den König zu vertreiben.

6. Der Fürst hätt kürzlich einen Rat
mit seinen Fürsten und Herren;
wie bald er nach Herr Jörgen schrib,
er war ihm nicht zu ferre.
Marx Sittich von Ems des selben gleich,
er ruft sie an in Treuen,
sie sollen ihm treulich beistan,
den König zu vertreiben.

7. Sie wurden kürzlich underricht
zu Insprucl auf dem Tage,
würd manches Fänlen aufgericht;
im teutschen Land hört mans sagen,
darunder zog mancher Landsknecht frisch,
tät in seinem Harnasch erklingen.
Wir zogen all gen Mailand hinein.
Gott wöll, daß uns gelinge.

8. Alsbald der König das vernam,
tät sich nit lang besinnen,
wie bald er die Stadt zum Sturm beschoß
er meint er wolts gewinnen.
darvor verlor er vil manchen Man,
das tät dem König Zoren;
er sprach, sie sollen die Stadt aufgebn,
sie wär doch sunst verloren.

9. Der Stürm hat er fünf getan,
und hat sie all verloren,
da zog Herr Jörg, Marx Sittich von Ems daher,
die zwen Herren außerkoren
legten sich für Pavia in das Feld,
Pavia tät sich des freuen.
Der König lag mit Heereskraft davor,
man kert sich nit an sein Treuen.

10. Die Landsknecht machten ihr Ordnung fest;
ein Rat der wurd beschloßen:
ein verlornen Haufen man machen sol,
ein Hauptman außgeschoßen;
Hauptman Edel ist er genant.
Man ruft ihn an mit Treuen;
nim den verlornen Haufen zu Hand,
laß dich dein Leben nit reuen.

11. An Sant Matheis Tag, da der Tag herbach,
da fieng wir an zu ziehen;
ich weiß, wie den Schweizern die Sach gefiel,
sie begunten gar bald fliehen;
da zogen wir in Tiergarten hin ein,
darnach stund unser Verlangen;
sie hießen uns all Gotwilkummen sein
auß Kartaunen und mit Schlangen.

12. Valtein Kop war auch darbei,
mit manchen guten Schützen,
darzu mancher frummer Landsknecht,
nach Eren tät ers nutzen.

das Handgschütz hätt er gar bei ihm,
mit samt zweien Knechten:
„schießt drein, schießt drein, ihr frumme Landsknecht,
gar ritterlich wöll wir fechten.“

13. Herr Jörg schrei Baltein Koppen an,
sol ihm das Gschütz her bringen.
Velte Kop tät wie ein ehrlich Man,
und sich nit lang besinnen:
er fürts daher mit ganzer Macht,
ganz wol tät er sich rüsten.
Wir schoßen all zu halben Man
ward den Franzosen verdrießen.

14. Herr Jörg ein edler Ritter fest,
stund da mit seiner Helleparten;
er sprach: es kummen uns fremde Gäst,
der selben wöll wir warten.
gegen ihm zog der Langemantel da her:
„Herr Jörg, versich dich eben,
du mußt hie mein Gefangner sein,
ob du wilt fristen dein Leben.“

15. Herr Jörg sprach: „muß ich dein Gefangner sein.
oder kost es mich mein Leben,
so hab ich getrunken des külen Wein,
mein Leib wil ich dir nicht aufgeben,
ich hab so manigen Landsknecht frisch,
stehn da in ihren halben Hosen;
stecht drein, stecht drein, ihr frummen Landsknecht,
das sind die rechten Franzosen!

16. Marx Sittich von Ems griff zum ersten an,
mit seinen frummen Landsknechten,
wann er stund selber vornen dran,
gar ritterlich tät er fechten.
Die Schlacht die wärt eine kleine Weil,
da ward sie schon verloren,
wurd mancher Franzos zutod geschlagen,
manch Küresser außerkoren.

17. Ein Graf genant aus teutschem Land,
mit Namen der von Salmen,
er griff den König selber an.
die Landsknecht waren zerspalten,
der Vicereg des selben gleich.
Manch Sper wurd in der Mitt zerspalten,
da stach wir all mit Freuden drein,
der lieb Gott sol sein walten.

18. Die Schlacht wärt anderthalbe Stund,
da war sie schon vergangen,
wurd mancher Schweizer zutod geschlagen,
manicher wurd gefangen;
die Landsknecht bliben dahinden stan,
als vil wil mich bedunken;
die Summ man nit erzälen kan,
die im Waßer sein ertrunken.

19. Schweizer, „du scheist mir ein Dreck auf dNas,
und funfzehn in Knebelbarte";
ich mein, wir haben dich bar bezalt
zu Pavia im Tiergarten;
du sprichst, ich berühm mich eigner Schand,
das ist warlich erlogen;
du hast dem Franzos verloren Leut und Land,
bist schändlich von ihm gflohen.

20. Du hast geschriben in teutsche Land,
wie du die Schlacht habest gewunnen,
du habest uns von unserm Gschütz gejagt,
wären schändlich darvon entrunnen;
das wöll Gott heut noch nimmer;
kein Landsknecht ist geflohen,
das dein hast du dahinden glan,
da wir zusammen zogen.

21. Also habt ihr vernummen wol,
wie es den Schweizern ist ergangen,
sie hätten geschworen einen Eid,
sie nämen unser keinn gefangen;

sie ruften Maria Gotts Mutter an,
daß wir ihr täten warten.
Ich mein, wir haben sie bar bezalt
zu Pavia im Tiergarten.

22. Der uns das Liedlein neues sang,
von neuem hat gesungen,
das hat getan ein Landsknecht gut,
den Reien hat er gesprungen,
wann er ist auf der Kirchweih gewest,
der Pfeffer ward versalzen,
man richt ihn mit langen Spießen an,
mit Hellebarten gschmalzen.
Allein Gott die Er.*)

Die Schlacht bei Pavia am 25. Februar 1525 war der höchste Triumph der deutschen Landsknechte, welche in derselben unter George von Freundsberg (im Liede: Herr Jörg) ihre Überlegenheit über die, seit mehr als einem Jahrhundert für unüberwindlich gehaltenen Schweizer glänzend bethätigten. Das Lied atmet denn auch in jeder Strophe, fast möchte man sagen, in jeder Zeile die Siegesfreude und den Siegesstolz dieser Truppen, welche sich bis dahin, trotz der Tage von Marignano (September 1515), von den Schweizern hatten auf die derbste Weisen müssen verhöhnen lassen (Str. 10), von denen sogar die Prahlerei ausgegangen war: die Landsknechte würden vor ihrem bloßen Anblick schon fliehen (Str. 21). Diese hell aufleuchtende Siegesfreude giebt denn auch dem Liede eine rasche Bewegung und eine Frische, die man nicht verkennen darf, wenn man gleich den sonstigen dichterischen Wert des Liedes nur in sehr mäßigen Anschlag bringen kann; es nähert sich das Lied in der Aufzählung so vieler Einzelheiten beinahe schon den bereits im 16. Jahrhundert zahlreichen, im 17. Jahrhundert noch häufiger werdenden Zeitungsliedern, welche die Begebenheiten in trockenster Prosa trocken aufzählten; hier wird jedoch diese Auf-

*) Vgl. Böhme, altd. Liederbuch 482. Woselbst auch die lange vermißte, von Böhme glücklich wiedergefundne Melodie des Liedes. (B.)

zählung an den überwiegend meisten Stellen durch einen jedesmal beigefügten lebhaften Zug wieder gut gemacht. Übersehen wird man auch nicht, daß der landsknechtische Sänger sich nicht in Gebiete verirrt, welche ihm fremd waren, z. B. nicht in die Politik, sondern daß er streng seinen Landsknechts-Gesichtskreis inne hält — es ist in dem Liede kein falscher Ton, wie in den meisten Kriegsliedern des 17. Jahrhunderts, die oft aus lauter falschen Tönen zusammengesetzt scheinen, und wie das sogar unter den neueren, sonst guten, Kriegsliedern, einige nicht vermieden haben.

In der hier weggelassenen Überschrift des Liedes nennt sich der Verfasser desselben Hans von Wirzburg, durch welche Angabe wir nicht mehr erfahren, als was uns das Lied selbst schon gesagt hat: der Dialekt weist auf einen Verfasser aus Franken hin. Zugleich aber sagt uns dieselbe Überschrift, daß das Lied „in einem neuen Ton" gedichtet sei, und dies ist richtig: unter den Volksliedern, welche bisher vorhanden gewesen waren, findet sich diese Strophenform nicht; sie ist eine Variation des Hildebrandstones (damals Benzenauer oder auch Bruder Veit genannt), welcher gleichfalls achtzeilig ist, aber die ungeraden Zeilen klingend, die geraden stumpf reimen läßt, während hier das umgekehrte Verhältnis stattfindet. Gesungen worden ist dieses Lied, nicht bloß ein Druckblatt geblieben, und zwar muß es ziemlich weite Verbreitung gefunden haben, denn es sind mehrere Lieder in derselben Strophenform mit Berufung auf den Ton des Pavierliedes gedichtet worden. Gleichwohl muß es neben diesem Liede noch ein fünfzeiliges Lied auf die Schlacht von Pavia gegeben haben, welches nicht nur gleiche, sondern vermutlich noch weitere Verbreitung gehabt hat, als das gegenwärtige, denn auf einen solchen fünfzeiligen Pavierton weist eine ziemlich große Anzahl von später gedichteten Liedern hin. Ja die ausdrückliche Angabe, daß dieses Lied in einem neuen Tone gedichtet sei, legt uns die Vermutung nahe, daß das

fünfzeilige, in einem allbekannten Tone verfaßte Lied bereits vorhanden gewesen sein möge, als Hans von Wirzburg das gegenwärtige Lied dichtete. Man darf deshalb nicht mit Soltau, welcher unser Lied zuerst wieder veröffentlicht hat (1, Nr. 49 S. 287 ff.), sagen, es sei dieses Lied das echte Pavierlied, das fünfzeilige aber ein unechtes (Vorrede LXI). Das fünfzeilige Pavierlied ist indes bis jetzt nicht wieder zum Vorschein gekommen, und teilt dieses Schicksal mit einigen, im 16. Jahrhundert gerade am meisten gesungenen Landsknechtsliedern, wie „Es geht ein frischer Sommer daher', da werdt ihr hören neue Mär", und „Gott grüß dich Bruder Veite, hörst du kein neu Geschreie"; auf ein drittes, zu Sickingens Lobe gesungenes, demselben Geschick verfallenes Lied wurde schon vorher hingewiesen.

Zum genauern Verständnis des obigen Liedes von der Pavierschlacht können noch folgende Bemerkungen dienen. Str. 1, 1 steht „wöll wir" für „wöllen (wollen) wir. Im älteren Hochdeutschen wirft die 1. Person der Mehrzahl das n häufig ab, wenn das Subjekt „wir" darauf folgt. So hatten wir schon im Lied von Herzog Ulrich Str. 1, 3 „well wir" für „wellen wir". In unserm Lied kommt es öfters vor (3, 6; 5, 2; 11, 2; 12, 8; 14, 4; 17, 7). Str. 3, 6 ist hätt s. v. a. hatte (ebenso 3, 1 hätten = hatten u. ö.); im Mittelhochdeutschen lautet das Präteritum von haben hâte hête und hete; die letztere Form reicht auch in die neuere Zeit hinein, teils het teils hät geschrieben. In gleicher Weise lautet das Präteritum von thun im Mhd. tete tėt; daher Str. 2, 2 u. o. tät für that. Str. 8, 1 steht alsbald im Sinne von „sobald als"; 8, 6 ist Zoren unser Zorn; „es thut mir Zorn" bedeutet „es bringt mich in Zorn". 9, 8 Treuen steht für dräuen, drohen. Str. 10, 3 bezeichnet der verlorne Haufe, die aus 5000 Mann bestehende Abteilung, die unter Alfons Guasta zuerst in den zwischen dem französischen Belagerungsheer liegenden Tier-

garten eindrang, wo der Hauptschauplatz der Schlacht war. Guasta, ein Verwandter des kaiserlichen Oberbefehlshabers Marchese Pescara, ist unter dem Hauptmann Edel zu verstehen, welcher zum Anführer des verlornen Haufen ausgeschossen (ausgesondert, ausgewählt) wurde. Der Tiergarten war ein großer Park vor der Stadt, der mehr als eine deutsche Meile im Umkreis hatte, nach Außen umgab ihn eine Mauer aus gebrannten Steinen. Da die Franzosen im Vertrauen auf deren Festigkeit sie nachlässig bewachten, so faßten die Kaiserlichen den Plan, während der Nachtzeit nach Legung von Breschen die Mauer zu durchbrechen, sich im Tiergarten mit der inzwischen davon benachrichtigten Besatzung von Pavia zu vereinigen um das feindliche Lager in der offenen Flanke anzugreifen. Beim Einzug in den Tiergarten wurden die Kolonnen stark von dem zu ihrer Linken aufgefahrenem französischen Geschütz belästigt (es begrüßte sie mit einem „Gottwillkommen" Str. 11, 7). Gegen dieses richtete sich das Handgeschütz der Kaiserlichen unter Valentin Kopp, welches auf halbe Mannshöhe gerichtet wurde (Str. 13, 7) und die Landsknechte unter Frundsberg und Marx Sittich drangen auf dasselbe ein. Hierbei stießen die letzteren auf die unter den Herzogen Richard von Suffolk und Franz von Lothringen stehende s. g. schwarze Bande, eine verwegene Schar deutscher Landsknechte. Einer ihrer Hauptleute, Georg Langmantel aus Augsburg, forderte Frundsberg zum Zweikampf heraus (Str. 14, 5), allein dessen Landsknechte gaben dies nicht zu, sondern stachen den Landesverräter nieder. Die schwarze Bande, die nicht weichen wollte, wurde fast ganz vernichtet, es fielen Suffolk und Lothringen. Da rückten die Schweizer vor, die aber bei den von allen Seiten einlaufenden schlimmen Nachrichten, nicht ihre frühere Kaltblütigkeit bewährten, sondern sich zur Flucht wendeten. Zuletzt behauptete nur noch König Franz mit seiner Umgebung das Schlachtfeld, verwundet und hart bedrängt vom Grafen v. Salm, er ergab

sich zuletzt dem Vicekönig von Neapel, Marquis de Lannoy (Str. 17, 5).

Der Ruhm des Tages fiel zum großen Teil den deutschen Landsknechten unter Frundsberg zu. Dieser hatte schon drei Jahre früher bei Bicocca sich den Schweizern gegenüber behauptet. Die letzteren dienten damals im französischen Heere, geführt von Albrecht v. Stein und Arnold Winkelried. Nach der blutigen Einnahme von Novara nötigten sie den französischen Oberbefehlshaber Lautre, auf das Lager, welches die Kaiserlichen im Jagdpark von Bicocca, drei Meilen vor der Stadt Mailand, bezogen hatten, einen Angriff zu unternehmen, der unter schweren Verlusten abgeschlagen wurde: 3000 Schweizer mit ihren beiden Anführern blieben. Daß die deutschen Landsknechte den Tag von Bicocca mit seinen Erfolgen (die Franzosen mußten das Herzogtum Mailand, das sie 1515 erobert hatten, aufgeben) in Liedern feierten, und die unterlegenen Schweizer höhnten, ist selbstverständlich. Eines derselben haben wir noch übrig (nach einem Druck v. 1522 mitgeteilt bei Liliencron 3, S. 404 f.). Auf ein anderes, bis jetzt nicht wiedergefundenes antwortete der bekannte Maler und Krieger Nikolaus Manuel aus Bern mit einem Gedicht (Liliencron 3, S. 406 ff.), worin er den Deutschen vorwirft, sie rühmten sich ohne Grund des Sieges, nur die feste Stellung habe sie geschützt:

> Botz Marter kyri Velti!
> du hast vil Lieder gmacht,
> rümpst dich in aller Welte,
> du habest gewunnen ein Schlacht:
> du lügst als wyt dirs Mul ist
> und rümpst dich dynr eignen Schand,
> der Graben het dirs Leben gfrist,
> keins Landsknechts Gwer noch Hand.

Zum Schluß schleudert Manuel, der als Hauptmann unter Albrecht von Stein den Zug des Jahres 1522 mitgemacht hatte, dem Widerpart das kräftige Hohnwort entgegen:

Du myn Liedlyndichter zart,
ich schyß dir ein Dreck uf dNasen
und dry in Knebelbart.

Hierauf erwidert das Lied von der Pavierschlacht in Str. 19 ff., zum Teil mit wörtlicher Wiederholung der Ausdrücke im gegnerischen Liede; es ist also unter der Schlacht (Str. 20, 2) die von Bicocca zu verstehen: für die Prahlereien und den Hohn über das Verhalten der Deutschen bei Bicocca zahlten diese bei Pavia bar aus. Str. 20, 7 ist glan s. v. a. gelassen (die Schweizer mußten ihr Geschütz zurück lassen.)

Das Lied von Pavia findet sich in vielen Einzeldrucken des 16. und 17. Jahrhunderts, von denen einer buchstäblich genau mit Facsimile des Titels im Deutschen Museum von Ludwig Bechstein (I S. 135 ff.) wiedergegeben ist. Die neuesten Abdrucke stehen bei K. Goedeke u. J. Tittmann (Liederbuch a. d. 16. Jahrh. S. 283 ff.) und bei v. Liliencron 3, S. 436 ff.

II.

1. Herr Görg von Fronsperg
Herr Görg von Fronsperg
der hat die Schlacht vor Pavia gewunnen, :,:
gewunnen hat er die Schlacht vor Pavia in eim Tiergart.
in neunthalben Stunden gewunnen Land und Leut.

2. Der König auß Frankreich
der König auß Frankreich
der hat die Schlacht vor Pavia verloren. :,:
verlorn hat er die Schlacht vor Pavia in eim Tiergart,
in neunthalben Stunden verlor er Land und Leut.

3. Nun grüß dich Gott, du Königstöchterlein im ganzen Frankenreich! :,:
euerm Vater hab ich ab gewunnen in neunthalben Stunden Land und Leut.
ich habs gewagt, frisch unverzagt,
ich habs gewagt, frisch unverzagt,
euerm Vater hab ich abgewunnen in neunthalben Stunden Land und Leut,

4. Im Blut musten wir gan,
im Blut mußen wir gan
biß über biß über die Schuch:
barmherziger Gott, erkenn die Not!
barmherziger Gott, erkenn die Not!
wir müßen sonst verderben also.

5. Lermen lermen lermen
lermen lermen lermen,
tät uns die Trummel und die Pfeifen sprechen; :,:
her her her, ihr frommen teutschen Landsknecht gut!
laßt uns in die Schlachtordnung stan,
laßt uns in die Schlachtordnung stan,
biß daß die Hauptleut sprechen: iezt wollen wirs greifen an!

6. Reiter zum Pferd,
sattel und zaum
der Feind der ist vorhanden. :,:
„Es get wol gegen die Sommerzeit,
daß mancher Knecht zu Felde leit;
ich wil euch dapfer lonen
mit lauter Doppelkronen;
gute Postparten will ich euch geben,
weil ihr mir habt beschützt mein Land und Leut,
darzu mein junges Leben.“

Das Lied ist nach dem Trommelschlag und zur Begleitung desselben verfertigt, muß auch zu diesem Zwecke sehr lange, vielleicht so lange es überhaupt Landsknechte gab, gebraucht worden sein, da es noch im 17. Jahrhundert gedruckt worden ist. Die Siegesfreude bricht in diesem Trommelliede stürmisch hervor; einen auffallenden, schönen und fast ergreifenden Gegensatz gegen die betäubenden Siegeswirbel der Trommeln macht die plötzlich einfallende Reminiscenz an die furchtbare Blutarbeit in Str. 4. Die Erwähnung des „Königstöchterlein aus Frankreich“ (Str. 3) hat keinen historischen Hintergrund, nur einen poetisch-literarischen: es ist damit eine der in jener Zeit vielfach umlaufenden Erzählungen von einer Königstochter in Frankreich gemeint: entweder das

Gedicht des Bühelers,*) welches eine Umkleidung des alten Gedichtes von Mai und Beaflor ist und dann wieder in die noch jetzt umlaufende Geschichte von der geduldigen Helena umgestaltet worden ist, oder auch die Erzählung von der Königstochter und Albertus Magnus, welche Görres Altteutsche Volks- und Meisterlieder S. 195 f. hat abdrucken lassen und die sehr bekannt gewesen sein muß. Die poetische Person muß sich als eine wirkliche Person anreden lassen, hat auch wohl für eine solche gegolten. „Lermen“ (Str. 5) ist die eigentliche Bezeichnung des Trommelschlags: „einen Lermen aufschlagen“ hieß: die Trommel rühren (Lermen, jetzt Lärm, ist bekanntlich kein deutsches Wort, sondern das italienische all arme, französisch allarme; der Ruf zu den Waffen aber wurde durch die Trommel bewirkt). Das „her her her“ (Str. 5) ist der regelmäßige Anruf an die Landsknechte, (Appell) wie „dran dran dran“ der Sturmruf derselben war. Die letzten sieben Zeilen der 6. Strophe sind unvermittelte Anrede des Führers der Landsknechte, hier des Kaisers Karl V.; statt Postparten ist wahrscheinlich „Paßporten“ (Abschiedszeugnisse, Pässe) zu lesen. Vielleicht gehören diese Zeilen nicht ursprünglich zu dem Trommelliede. Abgedruckt ist dasselbe bei Uhland 1, Nr. 187. S. 514 nach einem fliegenden Blatte des 17. Jahrhunderts, wo sich zu demselben noch eine fremdartige Einleitung von zwei Strophen findet, welche, als völlig unpassend, hier weggeblieben ist.

Neben diesen historischen Volksliedern im engern Sinne, welche im 15. und 16. Jahrhundert entstanden, ließen sich nun noch mehrere der teils besseren, teils wenigstens merkwürdigeren Lieder dieser Periode aufführen. Dahin gehört der weit über hundert Jahre lang durch ganz Deutschland verbreitete „Benzenauer“,**) ein Lied auf die im Landshuter

---

*) herausgegeben von Merzdorf, Oldenburg 1867 woselbst eine ausführliche Einleitung über die Verbreitung der Sage. (B.)

**) gedruckt nebst Melodie bei Böhme 469. (B.)

Krieg (Baierischen Successionskrieg 1503—1504) geschehene Eroberung der Feste Kufstein und die Hinrichtung ihres Befehlshabers Hans Pienzenauer (1504), welches im achtzeiligen Hildebrandstone gedichtet ist, und diese altepische Liedesstrophe auch für das historische Volkslied, dann für das Volkslied überhaupt festhielt und fortpflanzte, so daß dieselbe noch jetzt zu unsern beliebtesten Strophenformen des Gesellschaftsliedes, sowie des weltlichen und geistlichen Volksliedes gehört („Auf auf zum fröhlichen Jagen", „Dir folgen meine Thränen", „Befiehl du deine Wege" u. dgl.). Dahin gehören ferner die Lieder auf die Belagerung von Frankfurt*) und von Magdeburg**) aus den Jahren 1550—1560, die Lieder für und wider Landgraf Philipp von Hessen, auf Nikolaus Zriny,***) auf Wilhelm von Nassau†) und einige andere. Indes muß von der Aufführung dieser Lieder abgestanden werden, um den Raum zu schonen. Noch bleibt aber ein Volkslied dieser Klasse zu erwähnen, welches vielleicht das am längsten gesungene unter allen ist: das Lied auf das schreckliche Ende der armen Agnes Bernauerin (1435). Dasselbe ist ohne Zweifel in jener Zeit entstanden, und bis in das vorige Jahrhundert hinein gesungen, aber successiv mit modernen Zuthaten versehen und dadurch teilweise entstellt worden. So belehrend es nun auch wäre, an diesem Liede durch Zergliederung desselben die allmählich fortschreitende Umbildung und Verbildung des älteren Volksliedes nachzuweisen, so würde doch diese Handhabung der Kritik einen unverhältnismäßigen Raum in Anspruch nehmen, und muß deshalb die Mitteilung desselben gleichfalls unterbleiben. Es findet sich dasselbe bei Soltau 1, S. 108 ff. Vgl. Scherer Jungbrunnen 61.

---

*) Soltau 401 ff. 407 ff.

**) Liliencron VI, 499 ff., Böhme 504 ff.

***) Böhme 508.

†) Böhme 511.

Im dreißigjährigen Kriege sind zwar Reimereien in Menge entstanden, welche sich auf die Zeitereignisse bezogen, aber dichterisch angehauchte Lieder, Volkslieder im Sinne der bisher aufgeführten und erwähnten, fast gar keine. Die meisten verlaufen sich von der Begebenheit, welche sie darstellen wollen, in allgemeinen Betrachtungen, in Partei-Expositionen, und entbehren mithin den großen, auch poetisch in den höchsten Anschlag zu bringenden Vorzug des älteren Volksliedes: der strengen Geschlossenheit und Objektivität; viele sind Spottlieder, deren Satire indes bald bis in das Widerliche gesucht, bald platt und trivial ist, und für völlig verunglückt gelten muß; andere sind nichts anderes, wollen auch nichts anderes sein, als gereimte Zeitungen. Alle aber sind in der unangenehmsten Weise bald mit halbgelahrten Anspielungen und Formeln, bald mit der damals aufkommenden Fremdwörterei und römischen Mythologie angefüllt, so daß man sich durch diese Reimstücke durchgängig gelangweilt, jedenfalls nicht angezogen, sondern, oft heftig, abgestoßen fühlt. Welche Gedehntheit herrscht z. B. in dem Gustaf-Adolfs-Liede von 81 Strophen, welches Wendelin von Maltzan (1846) herausgegeben hat, und wenn man das Verzeichnis der Titel dieser Lieder, welches Weller (Die Lieder des dreißigjährigen Krieges. Basel 1855) auf 36 Seiten giebt, durchlieft, so erschrickt man schon hinreichend vor diesen bloßen Titeln; geht man aber zu Dem über, was diese Titel ankündigen, so verwandelt sich das Erschrecken in ein Entsetzen vor der unsäglichen Geschmacklosigkeit dieser Reimereien. Zwei der erträglichsten Gedichte, welche Zustände jener Zeit zum Gegenstande haben, sollen in der folgenden Abteilung mitgeteilt werden.

---

*) Ein sehr frisches, im besten Stil gehaltenes Spottlied auf den „Winterkönig" hat Jakob Grimm in den „Altdeutschen Blättern" von Haupt und Hoffmann" Bd. II, 138 mitgeteilt. (B.)

Auch die späteren Kriege und welterschütternden Begebenheiten haben, mit kaum nennenswerten Ausnahmen, historische Volkslieder nicht zu erzeugen vermocht. Gleims Kriegslieder, die gar gern sich für Volkslieder ausgegeben hätten, wird niemand für Volkslieder, ja nicht einmal für singbare Lieder, kaum für Poesie überhaupt halten. Selbst die Freiheitskriege haben historische Volkslieder nicht hervorgebracht, denn die frischen und kräftigen Lieder dieser erhebenden Zeit, welche an dichterischem Gehalt sich neben das alte Volkslied stellen, ja dasselbe noch übertreffen, sind nicht historische Volkslieder im engern Sinne, sondern stellen vielmehr Zustände und Gesinnungen dar, und gehören somit zu der zunächst folgenden Abteilung. Manche Lieder mögen jedoch auch, verachtet von der Perrücken- und Bücherwelt, unbemerkt verklungen sein, eines besseren Schicksals wert; so wurde z. B. noch im Jahre 1822 ein, im Wesentlichen historisches, Lied auf den Auszug der hessischen Truppen nach Amerika, im Ganzen guten Textes und von sehr ansprechender Melodie, in Kurhessen vom Volke, innerhalb dessen es entstanden war, gesungen*); schon aber im Jahre 1844 ließ sich dasselbe nicht wieder auffinden: der Mund der Sängerinnen von 1822 war für immer verstummt, und außerhalb dieses Mundes hatte es wahrscheinlich niemals existiert. Eine jener vorher berührten Ausnahmen ist das Lied auf den Prinzen Eugen von Savoyen „Prinz Eugen der tapfre Ritter"**). So weit ver-

*) unvergleichbar besser als das braunschweigische Lied auf denselben Ausmarsch nach Amerika, welches Pröhle Weltliche und geistliche Volkslieder und Volksschauspiele (1855) S. 185—187 mitteilt.

**) Es verherrlicht den Sieg bei Belgrad 1717, muß aber z. T. älter und mit Beibehaltung einzelner Zeilen, die auf jene Schlacht nicht passen, umgedichtet sein. Es fiel bei Belgrad kein Prinz Ludwig, wohl aber starb Eugens Bruder, Gr. Ludwig Thomas v. Soissons, in Folge seiner Verwundung vor Landau (1702). Damals kommandierte aber Eugen in Italien, und sein Bruder stand im Heere des Prinzen Ludwig von Baden.

breitet jedoch dieses Lied, und so lange es in dem Munde des Volkes geblieben ist, so reicht es doch bei weitem nicht an die Recke, Frische und Lebendigkeit der älteren historischen Volkslieder heran, vielmehr hat es nicht zu seinem Vorteil eine erkennbare Verwandtschaft mit den Liedern des dreißigjährigen Krieges. Namentlich thut ihm das Eintrag, daß es einen sehr merklichen komischen Strich hat (wie z. B. durch den Gebrauch der, noch dazu entstellten, Fremdwörter: futraschieren, instrugieren, scharmomützen), welcher einer herabgedrückten, von dem Verkehr mit den höheren Sphären des Lebens abgeschnittenen Cultur niemals zu fehlen pflegt, wenn sie allgemeinere Zustände darzustellen unternimmt, und damit in diese höheren Regionen sich zu erheben sucht. Es trägt das Lied den unverkennbaren Charakter der damaligen wunderlich französierten und courtoisierten Kriegs- und Schlachtberichte; diese schon sind hinreichend lächerlich, die Nachahmerei aber in diesem Liede, die weitaus nicht eine Verspottung dieses fremdartigen Gekräusels sein soll, fällt schon in das Abgeschmackte. Schon dieses Lied berechtigte die späteren Dichter (Schiebeler, Löwen, Bürger) zu dem widerlichen burlesken Ton, in welchem sie, und mit ihnen die meisten ihrer Zeitgenossen, Volksstoffe erzählen zu dürfen, ja vielleicht allein erzählen zu können meinten. Besser als „Prinz Eugen“ ist das freilich nicht deutsche, aber doch in deutscher Übersetzung in Deutschland wie in dem ganzen westlichen Europa sechzig bis siebenzig Jahre lang gesungene

Marlborough s'en va-t-en guerre
Mirontonton Mirontaine,
ne sait quand reviendra;

indes ist dieses Lied auch eben darum gut, weil es weit älter als Marlborough und nur auf ihn angewendet worden ist.*)

*) Es ist nämlich die Parodie eines Lieds auf den Tod des Herzogs von Guise (ermordet 1563). Leroux de Lincy, chants hist. II, 248 (B.)

Gewissermaßen könnte man hierher auch Schubarts Lied auf den Abzug der Würtembergischen Truppen nach dem Cap rechnen („Auf auf ihr Brüder und seid stark"), indes nur gewissermaßen, denn es ist dies Lied kein erzählendes, kein episches Lied, vielmehr drückt es nur die Empfindungen der vom Vaterland Abschied Nehmenden, und noch dazu in ziemlich allgemeiner Weise aus; dieser Ausdruck ist, teilweise wenigstens, wohl gelungen, aber eben darum gehört das Lied nicht hierher, sondern in die Abteilung, zu der wir nunmehr übergehen.

Diejenigen historischen Volkslieder, welche nicht einzelne Begebenheiten, sondern allgemeine Zustände ihrer Zeit zum Gegenstande haben, sind gleichfalls in großer, wenn auch selbstverständlich nicht in so ungemein großer Zahl vorhanden, wie die historischen Volkslieder im engeren und strengen Sinne. An Lebendigkeit und Frische geben sie den letzteren nicht nur nichts nach, sondern übertreffen sie darin sehr oft, freilich mitunter auch an Derbheit.

Den Anfang mit der kleinen Auswahl, welche hier mitgeteilt werden soll, möge ein vielgesungenes Lied aus dem Beginne des 16. Jahrhunderts machen, in welchem die älteren Zustände der Entführung und des Jungfrauenraubes dargestellt werden, die jedoch aus dem Gesichtskreise der damaligen Welt noch keineswegs verschwunden waren — man denke an den Herzog Heinrich von Braunschweig und Eva Trott zu Solz. Es könnte dieses Lied zwar auch in der nächstfolgenden Abteilung seine Stelle finden, da es jedoch hier darauf ankommt, wirklich vorhanden gewesene äußere, nicht bloß innere Zustände durch das historische Volkslied zu vertreten, mußte es vorgezogen werden, dasselbe hier einzureihen.

Ulinger.

1. Gut Ritter der reit durch das Ried.
er sang ein schönes Tagelied:
er sang von heller Stimme,
daß in der Burg erklinget.

2. Die Jungfrau an dem Laden lag,
sie hört gut Ritter singen.
„Ja wer ist der da singet?
mit dem wil ich von hinnen.“

3. „O Jungfrau, wölt, ihr mit mir gan,
ich wil euch lernen, was ich kan,
ich wil euch lernen singen,
daß gegen der Burg tut klingen.“

4. Die Jungfrau in ihr Schlafkammer trat,
ihr gelbes Haar sie in Seiden band,
sie kleidt sich in Silber und rotes Gold,
gleich wie eine die von hinnen wolt.

5. Er schwang sein grünen Schild neben ihn
sein schöne Jungfrau hinter ihn,
er eilet also balde
zu einem grünen Walde.

6. Und da sie in den Wald ein kam,
und da sie leider niemand fand
dann nur ein weiße Tauben
auf einer Haselstauden:

7. Ja hör und hör, du Fridburg,
ja hör und hör, du Jungfrau gut,
der Ulinger hat eilf Jungfrauen ghangen,
die zwölfst hat er gefangen.

8. „Ja hör, so hör, du Ulinger,
ja hör, so hör, du trauter Herr!
was sagt die weiße Taube
auf jener Haselstauden?“

9. „Ja jene Taube leugt mich an,
sie sicht mich für ein andern an,
sie leugt in ihren roten Schnabel;
ach schöne Jungfrau, reitt für euch baß!“

10. Er spreitt sein Mantel in das Gras,
er bat sie, daß sie zu ihm saß,
er sprach: sie solt ihm lausen,
sein gelbes Haar zerzausen.

11. Er sach ihr unter die Augen da:
„was weinet ihr, schöne Jungfrau?
weint ihr umb euern traurigen Man?
ich hab euch nie kein Leids getan.“

12. „Ich wein nit umb mein traurigen Man,
ihr habt mir nie kein Leids getan,
ich sich dort einher reiten
ein große Schar mit Leuten.

13. Ja wilt du zu ihn reiten,
oder wilt du mit ihn streiten?
oder wilt du von der Liebe stan,
dein Schwert zu beiden Händen han?“

14. „Ich wil nicht zu ihn reiten,
ich wil nicht mit ihn streiten,
ich wil wol bei der Liebe stan,
dein Schwert zu beiden Händen han.“

15. Sie reit ein wenig baß hindan,
und da sie leider niemand fand,
dann nur ein hohe Tannen,
daran eilf Jungfrauen hangen.

16. Sie wand ihr Händ, rauft aus ihr Haar,
sie klagt Gott ihr Leid offenbar:
„ich bin so ferr in tiefem Tal,
daß mich kein Mensch nicht hören mag.

17. So bitt ich dich, mein Ulinger,
so bitt ich dich, mein trauter Herr,

du wöllest mich laßen hangen
in Kleidern, da ich in gangen."

18. „Das bitt mich nicht, du Fridburg,
das bitt mich nicht, du Jungfrau gut!
dein schwarzer Rock und Scharlachmantel.
stet meiner jungen Schwester wol an."

19. „So bitt ich dich, du Ulinger,
so bitt ich dich, du trauter Herr,
du wöllest mir erlauben
ein Schrei, zwen oder drei!"

20. „Das solle dir erlaubet sein,
du bist so ferr in tiefem Tal,
du bist so ferr in tiefem Tal,
daß dich kein Mensch nicht hören mag."

21. Den ersten Schrei und den sie tät:
„hilf Jesu, Marie Sone!
und kumst du nicht so balde,
so bleib ich in disem Walde."

22. Den andern Schrei und den sie tät:
„hilf Maria, du reine Maid!
und kumst du nicht so behende,
mein Leben hat schier ein Ende."

23. Den dritten Schrei und den sie tät:
„hilf allerliebster Bruder mein!
und kumst du nicht so drate,
mein Leben wird mir zu spate!"

24. Ihr Bruder über den Hof ein reit,
und einer zu dem andern seit:
„mich dunkt in all meim Sinne,
ich hör meiner Schwester Stimme."

25. Er ließ seinen Falken fliegen,
er ließ seine Winde stieben,
er eilet also balde
zu einem finstern Walde.

26. „Was tust du hie, mein Ulinger,
was tust du hie, mein trauter Herr?“
„So sten ich hie und ein Wid wind,
daran ich meinen Folen bind.“

27. „Und stest du hier und windst ein Wid,
da du dein Folen an binden witt,
so red ichs auf die Treue mein:
du solt mir selber der Folen sein!

28. „So bitt ich dich, mein Fridburger,
so bitt ich dich, mein trauter Herr!
du wöllest mich laßen hangen
in Kleidern, da ich iez stande!

29. „Das bitt mich nicht, du Ulinger,
das bitt mich nicht, du falscher Herr!
dein schwarzer Rock und Scharlachmantel
stet meinem Küchenbuben wol an!

30. Er schwang sein grünen Schild neben ihn,
sein schöne Schwester hinter ihn,
er eilet also veste,
da er seins Vaters Königreich weste.

Dieses Lied ist die einfache und deutsche Gestalt des künstlichen und verkünstelten, an sich jedenfalls durchaus unpoetischen Märchens „vom Blaubart“, (in möglichst poetischer Gestaltung in Tiecks Phantasus dargestellt) welches — man kann wohl sagen: leider — aller Welt bekannt ist, während die deutsche und einzig dichterische Form desselben, wenigstens der „gebildeten“ Welt, völlig unbekannt geworden ist. Das deutsche Lied vom Ulinger oder Adelger aber, ohne Zweifel weit älter als das 16. Jahrhundert, geht seitdem im Volksmunde durch alle deutschen Lande. Die hier mitgeteilte Gestalt des Liedes ist die einfachste und gemessenste, in zahlreichen Drucken des 16. Jahrhunderts vorhanden, bei Uhland 1, Nr. 74, S. 141—146.*) Eine zweite Recension (Uhland

*) Eine verwandte, aber in einzelnen Zügen wieder mehrfach abweichende Fassung aus Deutschböhmen, die Jakob Grimm 1815 in

S. 147—151) gleichen Alters hat zwar einige altertümliche Züge, aber auch einige derbere, welche der nachgerade verwilderten Spielmannspoesie angehören; außerdem giebt es eine niederdeutsche Abfassung (Uhland S. 151—153), in welcher die Jungfrau, der von dem Räuber eine dreifache Todesart zur Wahl gestellt wird, das Schwert wählt, aber mit demselben, welches sie sich durch List zu verschaffen weiß, dem Räuber das Haupt abschlägt.*) Eine vierte, niederländische (holländische) Recension (Uhland S. 153—157) ist der niederdeutschen dem Stoffe nach ganz ähnlich, schließt aber mit dem Zuge von Rohheit, vielmehr Wildheit, daß die Jungfrau das abgeschlagene Haupt im Schoße nach Hause trägt: „da ward gehalten ein Banket, das Haupt ward auf die Tafel gesett." Eine ungeschickte Entstellung anderer Art findet sich in Nicolais kleinem feinem Almanach 2, S. 100 f., und daraus**) im Wunderhorn 1, S. 37 f. mit der Überschrift: „Liebe ohne Stand", welche freilich dem Inhalt entspricht; die Wendung, welche in dieser Recension der Erzählung gegeben wird, zerrüttet den ursprünglichen Charakter derselben von Grund aus, und steht zu deren beibehaltenem Umfange in einem schreienden Mißverhältnis: die geraubte Jungfrau rühmt sich, sie hätte können eine Kaiserin werden, und deshalb schlägt ihr der Räuber augenblicklich das Haupt ab. In zwei Gestalten wird das Lied im Kuhländchen (Mähren) gesungen; sie finden sich bei Meinert Alte teutsche Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens 1817. S. 61—68, und eine ganz ähnliche Form findet sich in Schlesien; am Rhein sind wenigstens drei Recensionen noch jetzt vorhanden,

---

Wien aufzeichnete, ist gedruckt bei A. Reifferscheid (Westfäl. Volkslieder. 1879. S. 162.) Vgl. Böhme 58. (nebst Melodie.)

*) Zwei Fassungen, welche wie die bei Uhland aus Westfalen stammen, veröffentlichte A. Reifferscheid S. 161.

**) L. Erk giebt das Lied nach mündlicher Überlieferung aus Hessen im Liederhort S. 90.

von denen eine auch in dem östlichen Rheingebiet bekannt ist; zwei derselben finden sich, indes augenscheinlich aufgeputzt, in der Fortsetzung von Kretzschmers deutschen Volksliedern 1840 2, Nr. 15 und Nr. 28. In einer überarbeiteten Gestalt, welche von Herder herrührte (Herders Volkslieder 1, 79): Ulrich und Ännchen, war das Lied indes bis in den Anfang dieses Jahrhunderts auch in der gebildeten Welt bekannt und in manchen Kreisen lange Zeit beliebt. Diese Überarbeitung folgt unten. Zwölf Recensionen, unter denen die niederländische fehlt, hat Mittler Deutsche Volkslieder 1855 S. 64—81 aufgenommen.*) Einige derselben lassen die geraubte Jungfrau von dem Räuber ermordet und ihren Tod an dem Mörder gerächt werden, was nicht minder eine Verkehrung der ursprünglichen Sage ist, wie das Hauptabhauen durch die Jungfrau.

Daß das Lied noch mit dem Mythus zusammenhängt, sehen wir aus der warnenden Taube, welche offenbar eine Minni (Waldminne, weissagendes weibliches Wesen; Grimm Myth. 2. Aufl. S. 399. 404—405) ist, die von einer zu Weissagungen dienenden Haselstaude herab spricht; doch können wir unser Lied in diese Regionen nicht verfolgen. Daß die Mädchen durch Singen gewonnen werden, ist ein aus der alten epischen Dichtung, wie namentlich aus der Gudrun, bekannter Zug; gleich alt ist der grüne Schild Str. 5 und 30, so wie die Verrichtung der Jungfrau Str. 10, an welcher man kein Anstoß nehmen darf; es wird durch dieselbe in einfacher und wahrhafter Weise motiviert, daß der Räuber der Jungfrau unter die Augen sehen und bemerken konnte, daß sie geweint hatte. Die Frage in Str. 11 hat, wie leicht zu sehen, den Sinn: ob das Mädchen etwa um einen verlassenen Geliebten traure, und die Rückfrage will sagen: bist du, Ritter, mir auch so wohlgesinnt und treu, daß du zu mir

*) Sämmtliche (bis 1877 erschienene) Varianten verzeichnet Böhme 63 (B.)

stehen, das Schwert mit beiden Händen zu meinem Schutze führen wirst? In dieser Frage liegt das anfangs geheime, jetzt stärker hervorbrechende Grauen der Jungfrau vor dem unheimlichen Begleiter, welches sich durch den Anblick der erhängten Jungfrauen zum Todesentsetzen steigert. Hervorzuheben aber ist vor allem, daß unser Lied die an dem Ulinger vollzogene Todesrache nicht erzählt, sondern dem Hörer zu denken, — die Erzählung zu ergänzen, mitzudichten — überläßt, während die übrigen Recensionen in der Tötung des Jungfrauenmörders ihre Spitze suchen.

Die uns auffällige Construction mit und Str. 6 und 15 ist daraus zu erklären, daß diese Partikel an sich nicht etwa einen Nachsatz bildet, sondern die Fortführung des Vordersatzes darstellt: als sie in den Wald kam, als sie etwas weiter ritt, und niemanden fand, da hörte sie die Taube sprechen, da wand sie die Hände. Diese Nachsätze werden, als den Fortschritt der Erzählung störend, unterdrückt, und so kommt es, daß man gemeint hat, in der Spielmannspoesie stehe und oft für jedoch, und bilde Nachsätze — eine Regel, die für den praktischen Gebrauch ja auch ausreicht. Fast eben so auffällig ist uns der Gebrauch, welchen die Spielmannspoesie von und vor der die das macht, wie Str. 21. 22. 23. Es rührt derselbe daher, daß das Pronomen der die das an sich nicht ein Relativum sondern ein Demonstrativum ist und durch die Conjunction und erst zu einem Relativum, in der Bedeutung unseres welcher, gemacht wird. Str. 23 ist drate ein altes, im Volksmund hin und wieder, z. B. in Hessen, noch jetzt übliches Wort, welches schnell bedeutet. Str. 25 sind Winde die Windhunde, welche stieben, spüren. Str. 26 ist Wide ein aus einem Zweige gewundener Strang; Fole ist nach alter Art noch Masculinum, während wir das Wort fehlerhaft, gleich seinem Deminutiv Füllen, als Neutrum behandeln. Str. 30 ist weste alte untadelhafte Form für wußte.

Ulrich und Ännchen.

1. Es ritt einst Ulrich spazieren aus,
er ritt wol vor lieb Ännchens Haus:
„lieb Ännchen, willst mit in grünen Wald?
ich will dir lehren den Vogelsang."

2. Sie giengen wol mit einander fort,
sie kamen an eine Hasel dort,
sie kamen ein Fleckchen weiter hin,
sie kamen auf eine Wiese grün.

3. Er führte sie ins grüne Gras,
er bat, lieb Ännchen niedersaß;
er legt den Kopf in ihren Schoß,
mit heißen Thränen sie ihn begoß.

4. „Ach Ännchen, liebstes Ännchen mein,
warum weinst du denn so sehr um ein?
weinst irgend um deines Vaters Gut?
oder weinest um dein junges Blut?

5. Oder bin ich dir nicht schön genug?"
„Ich weine nicht um meines Vaters Gut,
ich wein auch nicht um mein junges Blut,
und Ulrich, bist mir auch schön genug.

6. Da droben auf jener Tannen
elf Jungfrauen seh ich hangen."
„Ach Ännchen, liebstes Ännchen mein,
wie bald sollst du die zwölfte sein."

7. „Soll ich denn nun die zwölfte sein,
ich bitt, wollst mir drei Schrei verleihn."
Den ersten Schrei und den sie that,
sie rufte ihren Vater an.

8. Den andern Schrei und den sie that,
sie ruft ihren lieben Herr Gott an;
den dritten Schrei und den sie that,
sie ruft ihren jüngsten Bruder an.

9. Ihr Bruder saß beim roten kühlen Wein,
der Schall der fuhr zum Fenster hinein:
„Höret ihr Brüder alle,
meine Schwester schreit aus dem Walde.

10. „Ach Ulrich, lieber Ulrich mein,
wo hast du die jüngste Schwester mein?
„Dort oben auf jener Linde,
schwarzbraune Seide thut sie spinnen.“

11. „Warum sind deine Schuh so blutrot?
warum sind deine Augen so tot?“
„Warum sollten sie nicht blutrot sein?
ich schoß ein Turteltäubelein.“

12. „Das Turteltäubelein, das du erschoßt,
das trug meine Mutter unter ihrer Brust,
das trug meine Mutter in ihrem Schoß,
und zog es mit ihrem Blute groß.“

13. Lieb Ännchen kam ins tiefe Grab,
Schwager Ulrich auf das hohe Rad.
Um Ännchen singen die Engelein,
um Ulrich schreien die Raben allein.

Es bedarf keiner Bemerkung, daß diese wenn auch nicht ungeschickte Bearbeitung doch eine Reihe der am meisten charakteristischen Züge des ursprünglichen Liedes verwischt, ja zerstört hat. Wer versteht in diesem Herderschen Liede, daß Ulrich „den Vogelsang lehren“ will? Wer, wozu die Hasel erwähnt wird? wird nicht alle Poesie dadurch zerstört, daß Ulrich geradezu dem Mädchen ankündigt, er wolle es aufhängen? Und wer denkt sich wohl bei Str. 11, 2 etwas Bestimmtes? Und so noch manches Andere.

Lieder der Reiterbuben.

1.

1. Ich bin ein armer Reiterknab,
ich hab verzert alls das ich hab,
un all mein Hab steht hinder dem Wirt;
da dacht ich mir nach einem guten Rat,
wie ich mein Hab brächt von dem Wirt,
daß er meiner Armut nit inne wird.

2. Ach Wirt, ich will dich bitten schon,
daß du mich wöllest reiten lan,
und reiten vor den Behemer Wald
und reiten auf freier Straßen;
so will ich dich bezalen schon.
daran solt du kein Zweifel han."

3. „Reit hin, reit hin, mein Reiterlein,
es kann und mag nit anders gesein:
bezal du mir den külen Wein,
darzu die gebraten Hennlin gut!
wann du mich dann bezalet hast,
so hab Urlaub, mein werter Gast!"

4. „Ach Wirt, ich will dich immer noch bitten,
hab dir in deinem Haus den Ritten!
du bots mir vil der süßen Wort,
biß ich mein Geld bei dir verzert;
begegnest du mir auf der breiten Heide,
ich will dich bezalen auß der Scheide."

5. „Reit hin, reit hin, mein werter Gast!
du drohest mir sehr, ich achts nit fast;
bezal du mir den külen Wein,
darzu die versotne Hünlen gut!
wann du mich dann bezalet hast,
so hab Urlaub mein werter Gast!

6. Die Wirtin sach den Reiter an:
er deucht sie sein ein höflich Man;
sie bot ihm ihr schneweiße Hand,
darzu die guten Gulden rot,
die hulfen dem guten Schlucker
auß aller seiner Not.

7. Er nahm das Rößlein bei der Hand,
wie bald er sich inn Sattel schwang!
do tät es manchen Hasensprung.
Er kehrt sich gegen die Frau Wirtin umb,
die Wirtin tät den Reiter fast loben;
damit ward der falsche Wirt betrogen.

Str. 4, 2 ist Ritte: Fieber; „hab dir den Ritten“ war eine sehr gewöhnliche Verwünschungsformel. 4, 3 bots ist botest. — Das Lied steht bei Görres Altt. Volks- und Meisterlieder S. 156 unter dem Titel: Soldatenmoral; bei Uhland 1, Nr. 147 S. 380 f.; Böhme 534.

2.

1. Von erst so well wir loben
Mariam die reine Maid,
die ist so hoch dort oben,
kein Bitt sie uns verseit;
merkt auf, ihr Reitersknaben:
so wir in Sorgen traben
und sonst kein Fürbitt haben,
so helf uns die vil zart
die Gottes Muter ward.

2. Sant Jörg, du edler Ritter,
Rottmeister soltu sein,
bescher uns gut Gewitter,
tu uns dein Hilfe schein!
daß uns nit misselinge,
daß wir die Baurn bezwingen,
die uns da welln verdringen,
der sich des Adels fleißt
und doch den Fuchs nit beißt.

3. Kaufleut seind edel worden,
das sicht man täglich wol,
so kumt der Reiter Orden
und macht sie reisig vol;
man sol sie außher klauben
auß ihren füchsinen Schauben
mit Brennen und mit Rauben,
dieselbig Kaufleut gut,
das schafft ihr Übermut.

4. Merkt auf, ihr Reitersknaben,
was unser Orden inhält!
so wir nimmer Pfenning haben,
und uns Futter und Mal entfällt,

müßen so wir fürbaß werben
daß wir nit Hungers sterben,
die reichen Kaufleut erben;
so oft er dir werden mag
acht nit was er dir sag.

5. Wie mochts umb uns ertragen
ein sölchen kleinen Lohn!
das Wildpret well wir jagen
do es im Holz tut ston:
ich mein die stolzen Franzen
die auf dem Pflaster umbschanzen
und ihre Härlein pflanzen;
das ist ein Gwild für mich,
wo ichs im Wald ersich.

6. Vom jagen well wir laßen,
das voglen heben an:
ihr Reiter unverdroßen!
ein Hütten müß wir han,
darzu gut hürne Kloben,
davor die Hölzlen stoben;
den Kauzen sol man loben,
der uns den Vogel bringt,
der in der Ringmaur singt

7. Nach voglen well wir fischen
auch auf dem trucknen Land;
laßt uns dort einher wischen!
stößt uns der recht an dHand,
so sing wir nimmer: „ach leider!
wo nimm wir Winterkleider?"
das sol uns wol bescheiden
der mit seinen Gülden rot
der in die Reus ein gat.

8. Wir haben uns eins vermeßen
in dem edlen Frankenland:
die Baurn die wellen uns freßen,
den Adel wol bekant;

das well Gott nit verhengen!
wir wellens fürbaß sprengen,
recht wie die Säu besengen,
so oft uns das gebürt,
biß Schopf den Galgen rürt.

9. Hilf Gott, daß wir bezwingen
der Bauren Uebermut,
die uns umbs Leben bringen,
vil manchen Reiter gut!
ihrn Hochmut sol man brechen,
soll sie unter die Mähren stechen,
manchen guten Gesellen rächen,
bringt ihn groß Ungemach —
sing uns der Schenkenbach.

Aus Valentin Holl's Handschrift abgedruckt bei **Uhland** 1, Nr. 141, S. 365 ff., Böhme 532. Ob das ganze neunstrophige Lied ist gesungen worden, kann zweifelhaft erscheinen, da sich dasselbe bis jetzt nur handschriftlich hat auffinden lassen, doch ist es sehr wahrscheinlich. Die ersten drei Strophen aber waren schon im Anfange des 16. Jahrhunderts ein allgemein verbreitetes Reiterlied und blieben es durch fast das ganze Jahrhundert. Eine nicht geringe Anzahl von Liedern wurde in diesem Tone gedichtet, z. B. ein Lied von der Niederlage der Bauern im Bauernkrieg 1525, ein Loblied auf Luther „in dem Reütter thon Zum ersten wellen wir loben" (**Wackernagel** das deutsche Kirchenlied III, S. 377 Nr. 452, vgl. **Böhme** 533) u. a. Auch wird dieses Lied nicht selten erwähnt, so von **Luther** (Verlegung des Alcoran 1542 4. Bl. Viij[b]): „Singen doch vnser straſſen Reuber also: Von erst so wollen wir loben Maria die reine Magd, Vnd S. George mus Rotmeister sein." Die Raubgesellen der Ritter bezeichnen sich in diesem Liede selbst als Franken, und das Frankenland war noch im ganzen 16. Jahrhundert, wie schon im 15., durch seine Räuberei übel berüchtigt; — sie bezeichnen ihr Raubhandwerk als adlige Beschäftigung: als Jagd, Vogel-

stellen und Fischfang, und rechnen sich dasselbe gleichsam zum Verdienst an, als verdiente Züchtigung des Übermutes der Kaufleute und der Bauern. — Die beiden hier mitgeteilten Lieder allein schon gewähren dem, welcher Sinn für das Volkslied hat, eine lebendigere Anschauung von den damaligen Zuständen, als bogenlange Beschreibungen zu thun vermögen.

Lieder der Landsknechte.

1.

1. Gott gnad dem großmächtigen Kaiser frumme,
Maximilian! bei dem ist auf kummen
ein Orden, durchzeucht alle Land
mit Pfeifen und mit Trummen:
Landsknecht sind sie genant.

2. Fasten und beten laßen sie wol bleiben
und meinen, Pfaffen und Münch sollens treiben,
die haben davon ihren Stift,
des mancher Landsknecht frumme
im Gartsegel umb schifft.

3. In Wammes und Halbhosen muß er springen,
Schne, Regen, Wind alles achten geringe
und hart ligen für gute Speis;
mancher wolt gerne schwitzen
wenn ihm möcht werden heiß.

4. Also muß er sich in dem Land umb keren.
biß er hört von Krieg und Feindschaft der Herren.
darnach ist ihm kein Land zu weit,
darein lauft er mit Eren,
biß er auch findt Bescheid.

5. Erstlich muß er ein Weib und Flaschen haben,
darbei ein Hund und einen Knaben:
das Weib und Wein erfreut den Man,
der Knab und Hund sol spüren
was in dem Haus tut stan.

6. Das was der Brauch, Gewonheit bei den Alten,
also sol es ein ieder Landsknecht halten:
Würfel und Karten ist ihr Geschrei,
wo man hat guten Weine,
sollen sie sitzen bei.

7. Da sollen sie von Stürmen, Schlachten sagen,
des müßen sie warten Nacht und Tage,
darum so tut ihn lernens not,
wie man mit langen Spießen
Processiones hält.

8. Wenn sie dann ihr Capitel wöllen halten,
mit Spieß und Helleparten sicht mans balde
zum Fänlein in der Ordnung stan;
dann tut der Hauptmann sagen:
„die Feind wöll wir greifen an".

9. Darnach hört man das groß Geschütz und kleine:
„her! her! schreien die frummen all gemeine.
So hebt sich an das Ritterspil,
mit Spieß und Helleparten
sicht man ihr fechten vil.

10. „Lerman! lerman!" hört man die Trummen spechten,
darbei setzens die ihren Rechte:
ein grüne Heid ists Richters Buch,
darein schreibt man die Urteil
biß eim rinnts Blut in dSchuch.

11. In dem Orden findt man gar seltsam Knaben,
sie laufen an Städt und Schloß und Graben,
des muß man iezund haben Acht:
wo der Orden regieret,
werden läre Hofstätt gmacht.

12. Wie möchtens doch ein härtern Orden tragen?
sie leiden groß Not bei Nacht und Tage,
biß sie überkummen eins Herren Huld;
darbei bleibt mancher tote,
wolt bhalten seines Herren Huld.

13. Erst hebt sich an die Klag der treuen Frauen
ein iede tut nach ihrem Man umb schauen
welcher der ihr ist blieben tot,
darf nit vor Schanden lachen,
biß sie ein andern hat.

14. Darnach helfen sie das Requiem singen;
sie spricht: „junger Mann, ich wils euch bringen!“
so hat dann alte Lieb ein End;
in dem Confessione
wird ein neues Regiment.

15. Das ist der Kriegsleut Observanz und Rechte,
sang Jörg Graff, ein Bruder aller Landsknechte;
Unfall hat ihm sein Freud gewendt,
wär sunst im Orden blieben
willig biß an sein End.

2.

1. Der in Krieg wil ziehen,
der sol gerüstet sein;
was sol er mit ihm füren?
ein schönes Fräuelein,
ein langen Spieß, ein kurzen Degen;
ein Herren wöll wir suchen,
der uns Geld und Bscheid sol geben.

2. Und geit er uns dann kein Geld nit,
leit uns nit vil daran;
so laufen wir durch die Wälde,
kein Hunger stoßt uns nit an:
der Hüner, der Gäns haben wir so vil,
das Waßer auß dem Brunnen
trinkt der Landsknecht wann er wil.

3. Und wird mir dann geschoßen
ein Flügel von meinem Leib,
so darf ichs niemand klagen,
es schadt mir nit ein Meit,
und nit ein Kreuz an meinem Leib;
das Geld wöll wir verdemmen,
das der Schweizer um Händschuch geit.

4. Und wird mir dann geschoßen
ein Schenkel von meinem Leib,
so tu ich nachher kriechen,
es schadt mir nit ein Meit:
ein hülzene Stelzen ist mir gerecht,
ja eh das Jahr herumbe kumt,
gib ich ein Spittelknecht.

5. Ei, wird ich dann erschoßen,
erschoßen auf breiter Heid,
so trägt man mich auf langen Spießen,
ein Grab ist mir bereit;
so schlägt man mir den pumerlein pum,
der ist mir neun mal lieber,
denn aller Pfaffen Geprum.

6. Der uns das Liedlein neu gesang,
von neuem gesungen hat,
das hat gethan ein Landsknecht,
Gott geb ihm ein fein gut Jahr!
er singt uns das, er singt uns mer:
er muß mir noch wol werden,
der mirs Gloch bezalen muß.

3.

1. Wolauf, ihr Landsknecht alle,
seit frölich, seit guter Ding!
wir loben Gott den Herren,
darzu den edlen Köning:
er legt uns ein gwaltigen Haufen ins Feld,
es sol kein Landsknecht trauren umb Geld,
er wil uns ehrlich lohnen
mit Stüwern und Sonnenkronen.

2. Der Herzog aus Burgunde,
der selbig treulose Man,
wolt uns den edlen Franzosen
schändlich verraten han;
das schaffet Gott durch seine Güt,
Gott wöll uns den edlen König behüt!
er ist ein edler Herre,
wir dienen ihm allzeit gerne.

3. Beim Bauren muß ich dreschen,
muß eßen saure Milch,
beim König trag ich die volle Fleschen,
beim Bauren ein groben Zwilch;
beim König tritt ich ganz tapfer ins Feld,
zieh daher als ein freier Held,
zerhauen und zerschnitten
nach adelischen Sitten.

4. Es soll kein Landsknecht garten
vor eines Bauren Haus,
denn er muß rotten und hacken,
daß ihm der Schweiß bricht auß;
darzu das Mark in seim Gebein;
vil lieber dient ich dem König allein,
denn einem reichen Bauren,
er gibt uns das Geld mit Trauren.

5. Der uns diß neue Liedlein sang,
von neuem gsungen hat.
das hat gethan ein Landsknecht gut,
ist gelegen vor mancher Stadt,
in mancher Feldschlacht ist er gewesen,
in vilen Stürmen hat er genesen;
dem edlen König zu Eren,
sein Lob ist weit und ferne.

1. Merkt, wie die Schweizerknaben,
die Federhansen klug,
so vast gewütet haben,
getriben groß Übermut,
eh sie sind außgezogen
von Schweiz mit ganzer Macht;
der Sinn hat sie betrogen,
darzu ihr großer Pracht.

2. „Botz Wunden!“ hört mans fluchen,
als dann ihr Gwonheit ist,
„wir wellen den Künig suchen
daheim auf seinem Mist.“

Ein Lied haben sie gedichtet
auß großem Übermut,
den Künig dardurch vernichtet
und auch die Landsknecht gut.

3. Mer haben die Schweizerknaben
der Landsknecht baß gedacht,
wie sie krumme Dätzlen haben,
haben drauf einander bracht;
beims Wein zu aller Zeite
da triben sie groß Gespei:
„Gott grüß dich, Bruder Veite!
weist du kein neus Geschrei?“

4. Auch bräuten sie dem Franzosen,
Heine und Rüde da:
„die Gilg muß bringen Rosen,
botz Wunden willen ja!
her kumt des Maien Zeite,
wir wellen mit Freuden dran,
und wird uns Bruder Veite,
er muß ein Kappen han.

5. Der Künig tut sich verlaßen
auf Bruder Veiten allein,
hat sein nit vil genoßen,
und auch der Bruder sein.“
Ja, sprach Heine mit Namen,
ihr einer wölt, vier bestan:
„es seind halb Krüppel und Lame,
es ist bald umb sie gethan.

6. Der Künig schilt uns Bauren,
tut uns für Bettler han,
darumb wellen wir nit trauren,
uns ligt glatt nicht daran,
wir wellen dem Künig laufen
mit unserm Bettelstab,
in Frankreich zu ihm hausen,
Städt und Land gewinnen ab.“

7. Der Künig hät bald vernommen
der Heine Übermut;
er dacht: ich wills fürkommen,
tröst sich der Landsknecht gut,
darzu thät er auch wecken
den Kernen von Paris,
und zog dem Heine entgegen
wol über den Pontanis.

8. Nun merkt, wie die Heine jahen,
mit üppiglichem Wohn:
„wir wellen den Künig empfahen
mit Bruder Veiten schon,
wir wellen die Brüder grüßen —
nun saumend euch nit lang!
mit unsern langen Spießen,
seht, daß euch keiner entgang!“

9. Heine und Rüdi kamen
gar tratzlichen daher;
die Landsknecht wol vernamen,
die stallten sich zur Wer;
botz Marter und botz Wunden!
wol nach der Vesperzeit
sie einander dapfer funden,
wol hielt sich Bruder Veit.

10. Einander sie da trafen
mit Stich und Schlägen hart;
Heine gund ser hoffen,
meint gwonnen han die Schlacht;
Heine sein Botschaft täte
gen Schweiz von Stunden an,
wie er gesiget hätte;
er was noch weit darvon

11. In Schweiz an manchen Enden
machten sie Freudenfeur;
es tät sich bald verändern
daß ihn ward Lachen teur;

ihr Freud hät sich verkeret,
in Traurigkeit vermischt,
wie vast sich Rüde weret,
ihn half kein Fund noch List.

12. Das ward Rüde verwießen,
daß er ein Irten hätt gemacht,
er hätt nit recht angebißen
ein kleins der ersten Tracht;
der Wirt kam erst des Morgen,
das ward dem Heine saur,
Bruder Veit wolt ihm nit borgen
das zalt der Stier von Ur.

13. Durcheinander sie da drungen
mit Stich und Schlägen hart;
Heine was misselungen,
wie vast sich Rüde wart.
Heine wolt es baß versuchen,
er gewan ein kleine Beut,
es half kein Wunden fluchen,
er must zalen mit der Heut.

14. Heine ist die Schanz misraten,
muß den Spott zum Schaden han;
ihn ward ein Kapp geschroten,
ihn günnets wol iederman;
ich hör nit vast klagen
Graf, Ritter oder Knecht.
Vil Nachbauren sagen:
ihn sei geschehen recht.

15. Noch manchem Heine grauset,
wo man iez sagt darvon;
wol ob achtzehen tausend
musten sie dahinden lon,
die auf der Walstatt bliben,
von Schweiz ein große Zal,
die hat der Franzos triben
in einen engen Stall.

16. Gasconier und Franzosen
ritten mit Geschrei daran,
die Gilg bracht Heine Rosen,
daß ihn das Blut ab rann,
ich glaub ohn allen Zweifel
warlich, daß Bruder Veit
sei gwest der Heine Teufel
wol zu der selbigen Zeit.

17. Vil wehrlos heim seind kommen,
einer heut der ander morn,
still schweigend als die Stummen,
haben Schuch und Hauben verlorn:
ihr Kallen was ihn gelegen,
ihr Pracht ist worden klein:
auf Schlitten, Karren, Wägen
seind etlich kommen heim.

18. Wär Heine do gelungen,
nach dem er meint zu Hand
all Fürsten haben verdrungen
in teutsch und welschem Land;
das meint der Künig zu wenden,
nam zu ihm Bruder Veit,
und tät die Bauren zertrennen;
es war wol an der Zeit.

Diese Lieder sind, wie in den ersten dreien die Schlußstrophen ausdrücklich angeben, gleich den Liedern auf die Schlacht von Pavia, von Landsknechten selbst gedichtet, und es gilt dieß, wenn nicht von allen, doch den bei weitem meisten Landsknechtsliedern. Auch sind sie von ihnen, als getreue und lebhafte Schilderungen ihres Lebens und Treibens, oft gesungen worden. Das kampflustige, tapfere, fröhliche, leichte, aber auch leichtfertige und nur zu oft wilde Volk, welches in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts zu einer eigentlichen Landplage für Deutschland wurde, zeigt sich uns hier selbst, ungeschminkt und wahr, in seiner früheren Gestalt, so, wie wir sie kaum besser können dargestellt bekommen. Zur Sache selbst möge hier nur so viel bemerkt werden, daß

diese von dem Kaiser Maximilian eingerichteten Truppen nicht etwa „Lanzknechte" geheißen haben; Lanzen führten nur die Reiter, die Landsknechte Spieße und Hellebarten, später einige Abteilungen auch Schießgewehr. Sie hatten ihren Namen daher, daß sie die junge Mannschaft des Landes waren; Knecht bedeutete ursprünglich, und hin und wieder noch jetzt, den jungen Mann, den Sohn des Hauses, nicht etwa den Diener oder gar den Sklaven, wie man das Wort jetzt misbräuchlich versteht. Diese Landsknechte nannten sich selbst „fromm", und wurden so genannt, was uns nach unserem heutigen Sprachgebrauch höchst seltsam vorkommt, denn als „fromm" im jetzigen Sinne schildern sie sich eben in diesen drei ersten Liedern wahrlich nicht. Ursprünglich aber bedeutet fromm: förderlich, dem Zwecke entsprechend und denselben fördernd, seine Pflicht erfüllend, also für die Landsknechte: treu zur Fahne sich haltend und tapfer. Das Wort hat erst nach Luther die religiöse Bedeutung bekommen, welche wir ihm beilegen; Luther selbst braucht es ausnahmslos für: nach dem Gesetze lebend, oft in deutlichem Gegensatz gegen den Glauben.

Zur Erklärung der drei ersten Lieder selbst (sie finden sich bei Uhland 1, Nr. 188—190, S. 516 ff., Böhme 518. 521 524. und stammen aus fliegenden Blättern des 16. Jahrh., 1 und 2 aus solchen, die bei Kunegund Hergotin erschienen*) wird nur Weniges nötig sein. In Str. 2 des ersten Liedes und in Str. 4 des dritten Liedes kommt der Ausdruck garten vor, welcher schon im 16. Jahrhundert der gelehrten Welt oft unverständlich war, im Volke aber sich bis in das vorige Jahrhundert behauptet hat. Es bedeutet das Wort: hausieren, betteln; „im Gartsegel umschiffen" heißt:

---

*) Das erste Lied rührt wahrscheinlich von Jörg Graff her (Weimarer Jahrbuch IV, 420) der anfangs Landsknecht, später Meistersinger war und bald nach 1523 starb (B.).

seinen Unterhalt durch Hausieren suchen — „weil Pfaffen und Mönche so reich sind, müssen wir betteln.“ Äußerst üblich war es im 16. Jahrhundert, zumal im Anfange desselben, einen Bettler (damals eine noch wenig gebräuchliche Bezeichnung) einen „Gartbruder“ zu nennen. Str. 10 des ersten Liedes bedeutet „spechten“: sprechen, laut sprechen: ein in Baiern und Franken noch jetzt sehr gebräuchliches Wort. In dem zweiten Liede, welches durch seine naive Gleichgültigkeit gegen schwere Verwundung, Verstümmelung und Tod an die ältesten Heldengesänge, wie an den Kampf Walthers und Hagens am Wasichenstein, erinnert, hat die Redensart in Str. 3 und 4 „nicht ein Meit“ die Bedeutung: nicht im Geringsten; Meit ist eine ganz geringe Münze. Daß dem frommen Landsknecht aber das Abgehauenwerden eines „Flügels“ auch nicht ein Kreuz an seinem Leibe schadet, bezieht sich darauf, daß die Arme die Kreuzgestalt des Menschen bilden, worauf ehedem viel Wert gelegt wurde: um Vergebung der Sünden wurde gebeten, indem man sich „in Kreuzesstal“ (Kreuzgestalt, mit ausgebreiteten Armen) niederwarf; darnach fragt der wilde Geselle nichts, er freut sich vielmehr, daß er alsdann nicht, wie die Schweizer, Geld für Handschuhe auszugeben brauche. Str. 6 ist „Gloch“ so viel wie Zeche; jetzt in „Gelage“ veranstaltet. Im dritten Liede, dessen zweite Strophe einem älteren Liede zugehören muß (denn Herzoge von Burgund gab es nicht mehr, als die Landsknechte errichtet wurden) erinnert der Schluß der dritten Strophe an die, übrigens erst um 1530 recht auffällig gewordene Kleidungsweise der Landsknechte: sie trugen zerschlitzte Wämser und Beinkleider, welchen ein anderfarbiges Zeug untergelegt war, so daß dasselbe durch die Schlitze hindurchblickte; eine Tracht, welche vom 13. bis 15. Jahrhundert die Tracht der Edlen und Reichen gewesen war. Gegen diese Tracht, welche nachgerade zu dem lächerlichsten Pomp und zu einer unsinnigen Verschwendung führte, richteten sich später sehr scharfe Straf-

gedichte und auch des Andreas Musculus bekannter „Hosenteufel“.*)

Das vierte Lied wird einige weitere erläuternde Andeutungen erfordern. Es hat dasselbe eine bestimmte historische Grundlage, die furchtbare zweitägige Schlacht bei Marignano in der Lombardei, am 13. und 14. September 1515, und könnte deshalb auch zu den historischen Volksliedern im engsten und eigentlichen Sinne füglich gestellt werden, wenn es nicht zugleich die Verhältnisse zwischen den schweizerischen Soldtruppen und den deutschen Landsknechten und zwar so darstellte, daß diese Schilderung in dem Liede entschieden in den Vordergrund tritt, weswegen es, dem Zwecke dieser Blätter entsprechend, hier, unter den die Zustände darstellenden Liedern, seine Stelle hat finden müssen. In der gedachten Schlacht standen die deutschen Landsknechte im Dienste des Königs Franz I. von Frankreich, ihnen gegenüber im Dienste der heiligen Liga (Papst Julius II.) die Schweizer Soldtruppen, unter denen sich damals auch Ulrich Zwingli als Feldgeistlicher befand. Die Schweizer standen seit länger als einem Jahrhundert in dem wohl begründeten Rufe der Unbesiegbarkeit, den sie noch wenige Jahre zuvor (1499) in dem gegen Kaiser Maximilian geführten Kriege bethätigt hatten. Dieser Ruf hatte bei ihnen einen Übermut erzeugt, welcher durch eine gänzliche Niederlage bestraft worden war, gilt unser Lied, welches kurz nach der Schlacht bei Marignano, höchstens im Winter 1515—1516, gedichtet sein muß. Heini (Heinrich) ist der damals den Schweizern allgemein beigelegte Name; ihm zur Seite tritt Rüdi (Rudolf), die deutschen Landsknechte werden vertreten durch die Bezeichnung Bruder Veit, nach dem Anfange des ältesten (noch nicht wieder aufgefundenen) Landsknechtsliedes dessen Anfangszeilen Str. 3, 7—8 unseres Liedes vorkommen.

*) Spicker, Andreas Musculus 165 ff. (B.)

Str. 1, 3 ist „fast" noch nicht in der ursprünglicheren Bedeutung: nachdrücklich, kräftig, sehr, zu verstehen; auch in dem Sinne, in welchem wir das Wort brauchen: nahe an etwas heranreichend, beinahe, ist die ursprüngliche Bedeutung noch zu erkennen: es ist das Adverbium von fest. 1, 8 ist „Pracht" so viel wie Prahlerei, gleichfalls im ursprünglichen Sinne des Wortes; eben so Str. 17, 6. Str. 2, 1 erscheint eine der im 15.—17. Jahrhundert sehr üblichen Verwunderungs- und Verwünschungsformen: „botz Wunden" d. h. Gottes Wunden, nämlich Christi Wunden am Kreuz; eben so 4, 4; 9, 5; 13, 7. Die Fluchformel scheint den Schweizern damals noch vorzugsweise geläufig gewesen zu sein, indes gewöhnten sich die Landsknechte dieselbe zeitig genug an, und von dem unaufhörlichen Fluchen bei Christi Wunden und Marter nannte man schon vor der Mitte des 16. Jahrhunderts die Landsknechte „Marterhansen". Str. 2, 7 bedeutet „vernichten": für Nichts erklären. Str. 3, 3 und 5, 7—8 sieht man, wie die stämmigen Schweizer die Deutschen als krummhändige, lahme, krüppelhafte Männchen gehöhnt, und auf den Sieg über diese in ihren Augen armseligen Gegner einander zugetrunken („es darauf einander beim Weine gebracht"), auch ihnen ihr Landsknechtslied höhnend nachgesungen haben; „Gespei" ist schmähende Verhöhnung. Str. 4, 3 ist „Gilg" Lilie, das französische Wappen; „die Lilie muß Rosen bringen" hat den Sinn: die Franzosen müssen bluten; ebenso Str. 16, 3, wo nur die übermütige Drohung der Schweizer auf sie selbst zurückgeworfen wird: die Lilie hat allerdings Rosen gebracht, aber für die Schweizer. Str. 4, 8 und 14, 3 ist „Kappe": die herabgeschlagene Schädelhaut; einem eine Kappe schroten (schneiden) bedeutet: einem die Schädelhaut und einen Teil des Kopfes herabhauen; eine damals sehr gewöhnliche kriegerische Redensart. Str. 6, 5 ist „den König mit dem Bettelstab lausen" dem Sinn nach ganz ähnlich der bekannten Formel „Narren muß man mit der Kolbe

lausen". Um diese Formel richtig zu verstehen, muß man sich erinnern, daß das hier bezeichnete unsaubere Geschäft als etwas für den, an welchem es vollzogen wurde, ganz besonders Wohlthuendes und Behagliches galt (wie vorher in dem Liede vom Ulinger); es liegt mithin in dem Lausen mit Stab und Kolbe eine höchst bittere Ironie, deren Schärfe uns nicht mehr unmittelbar verständlich ist. Str. 7, 3 „vorkommen", mit dem Accusativ konstruiert, ist die alte Form unserer heutigen Dativkonstruktion: einer Sache zuvorkommen. „Kerne" ist Held, hier: Ritter, Ritterschaft. „Montanis" ist Mont Cenis. Str. 8, 1, „jahen" ist Präteritum von jehen d. h. sagen, sprechen, also „jahen" soviel wie: sprachen. „Wohn" ist Wahn, eine Form, welche wir in dem Worte Argwohn beibehalten haben. Str. 8, 6 „saumend" steht für säumet. Str. 9, 2 ist „tratzlichen" soviel als trotzig. Str. 10, 3 „gund" ist Präteritum von „ginnen", wofür meist das Zusammengesetzte „beginnen" vorkommt. Wir gebrauchen das Präteritum in der starken Flexion „begann". Str. 11, 4 ist die Redensart „das Lachen wird einem teuer" ein weit mehr bezeichnender Ausdruck, als das dem Sinne nach gleichbedeutende moderne: das Lachen vergeht einem. In Str. 12 wird die Schlacht unter dem Bilde einer Zeche (Irte) dargestellt: den Schweizern gereichte es zum Verweiß, d. h. Vorwurf, Nachteil, daß sie sich in eine Schlacht eingelassen hatten, und wenn auch der Erfolg des ersten Schlachttages nicht ganz ungünstig war, so war derselbe doch nicht entscheidend — der erste Gang der aufgetragenen Gerichte war kaum recht angebissen; der Wirt kam dann am andern Tage nach, und forderte von Heine, dem Stier von Uri, die Bezahlung, welche diesem schwer genug wurde. Str. 13, 4 ist „wart" die nicht ungewöhnliche Umbildung (Rückumlaut) von „wehrte", und 13, 6 bedeutet: „eine kleine Beute" das Gegenteil von Beute überhaupt: er gewann gar nichts, verlor alles. Str. 14, 1 ist „Schanze" in dem Sinne gebraucht, wie wir noch heute

sagen: in die Schanze schlagen: es ist das französische Wort chance, Wurf mit Würfeln, Würfelspiel, gewagtes Spiel. Der „enge Stall“ Str. 15, 8 ist das Grab, und Str. 17, 5 bedeutet „kallen“ laut und unverständlich sprechen, prahlen. Der Schluß des Liedes (Str. 18) deutet, wie auch der Schluß der sechsten Strophe, verständlich genug an, welcher Absichten man die Schweizer in ihrem Übermut fähig hielt: alle Fürsten zu verjagen; trug sich doch noch vierzehn Jahre später Zwingli ganz ernstlich mit dem vermessenen Plane, den Kaiser abzusetzen.

Das frische und kräftige, die damaligen Zustände mit Nachdruck und Klarheit schildernde Lied findet sich bei Uhland 1, Nr. 178, S. 474—480 (aus Valentin Holls Handschrift.) Vgl. Liliencron III, 170 ff.

Noch möge ein, aus Forsters frischen Liedlein (1549) durch das Wunderhorn (1, S. 22) längst bekannt gewordenes Lied folgen, welches die Zustände der abgedankten und infolge hiervon der Landräuberei sich ergebenden Landsknechte darstellt. (Uhland 1, Nr. 176 a S. 534. Böhme 526).

Der arme Schwartenhals.

1. Ich kam für einer Frau Wirtin Haus,
man fragt mich, wer ich wäre?
„Ich bin ein armer Schwartenhals,
ich eß und trink so gerne.“

2. Man fürt mich in die Stuben ein,
da bot man mir zu trinken;
mein Augen ließ ich umbher gan,
den Becher ließ ich sinken.

3. Man setzt mich oben an den Tisch,
als*) ich ein Kaufherr wäre,
und da es an ein Zalen gieng,
mein Seckel stund mir läre.

4. Da ich zu Nachts wolt schlafen gan,
man wies mich in die Scheure;
da wart mir armen Schwartenhals
mein Lachen vil zu teure.

*) als = als ob.

5. Und da ich in die Scheure kam,
da hub ich an zu nisten,*)
da stachen mich die Hagedorn,
darzu die rauhen Distel.

6. Da ich zu Morgens früh aufstund,
der Reif lag auf dem Dache,
da must ich armes Schwartenhals
meins Unglücks selber lachen.

7. Ich nam mein Schwert wol in die Hand
und gürt es an die Seiten,
ich Armer must zu Füßen gan,
das macht, ich hätt nit zreiten.

8. Ich hub mich auf und gieng darvon
und macht mich auf die Straßen;
mir kam eins reichen Kaufmanns Son,
sein Täsch must er mir laßen.**)

Zum Beschlusse der Landsknechtslieder möge noch eins der späteren, aber wahrlich nicht das geringste aus diesem Liederkreise hier stehen.

Der Fähnrich.

1. Was wöllen wir aber heben an? :,:
das best, das wir gelernet han, :,:
ein neues Lied zu singen.

2. Der Markgraf der schifft über Rhein :,:
mit Spießen und mit Schiffelein, :,:
tät über Rhein her schweben, ja schweben.

3. Gen Frankfurt kam die neue Mär :,:
wie der Markgraf überm Rheine wär, :,:
über Rhein da tät er schweben, ja schweben.

---

*) nisten, sich ein Lager machen.

**) Im Frankfurter Liederbuch v. 1582 mit dem Anfang: Ich gieng für einer Frau Wirtin Haus. Str. 7, 3 lautet dort: Da ich kein Geld im Seckel hatt, zu Füßen must ich reiten (so auch im Wunderhorn).

4. Des nahm sich Herzog Moritz war, :,:
sechstausend setzt er auf die Pferd,
achttausend legt er neben den Weg,
tät auf den Markgraf warten, ja warten.

5. Der Markgraf ließ sein Geschütz abgan, :,:
er schoß über Berg und tiefe Tal,
er schoß vil manchen stolzen Mann,
es muß gleich Gott erbarmen, erbarmen.

6. Der Fändrich zu dem Hauptmann sprach: ,:,
„laßt uns eine kleine Weil stille stan!
es seind wol siben an einen Mann,
die Schlacht han wir verloren, verloren."

7. Der Hauptmann zu dem Fändrich sprach: :,:
„hab gmeint, du seist ein Fändrich gut,
so bist du ein verzagtes Blut,
laß du dein Fändlein schweben, ja schweben.

8. Der Fändrich nahm ein stolzen Gang,
er gab dem Fändlein einen Schwang,
er schwangs über Veiel*) und grünen Kle:
„heut Fändrich, morgen nimmer me!
beim Fändlein will ich sterben, ja sterben!"

9. Der Fändrich der ward hart verwundt: :,:
„nun werd ich iezund nimmer gsund, :,:
also nun muß ich sterben, ja sterben."

10. Wer ist, der uns das Liedlein sang?
ein freier Landsknecht ist er genannt,
er hats ganz wol gesungen;
er ist dreimal beim Markgrafen gwesen,
ist allzeit wieder kommen, ja kommen.

Das Lied (nach fl. Bl. bei Uhland 1, Nr. 203, S. 557 f.) stammt aus dem Jahre 1552; der „Markgraf" ist der bekannte abenteuerliche Held, Markgraf Albrecht Alci-

*) Veiel und grüner Klee ist eine Bezeichnung des Frühlings. Vgl. unten das Lied „Wolauf, gut Gsell von hinnen" Str. 1, 3 f.

biades von Brandenburg-Culmbach. Die Einrichtung des Liedes ist die, welche noch jetzt bei manchen improvisierten, aber auch bei manchen althergebrachten Volksliedern sich zeigt: an sich soll die Strophe fünf Zeilen haben, es wird diese Fünfzahl aber durch Repetition von je einer Zeile oder nach Bedürfnis auch von zwei Zeilen erreicht.

Zur Vergleichung lasse ich nun vier moderne Landsknechtslieder, das heißt, Nachdichtungen der alten Landsknechtslieder von Hoffmann von Fallersleben folgen, Lieder, die weit entfernt, Nachahmungen zu sein, den Namen trefflicher Nachdichtungen, im strengsten und edelsten Sinne, verdienen.

Georg von Frundsberg.

1. Hast du den Frundsberg nie gesehn?
Der kann Kalender machen,
Der weiß, was heuer soll geschehn,
Der leitet alle Sachen.

2. Frisch auf, ihr Landsknecht allgemein
In allen deutschen Kreisen,
Den alten Frundsberg hübsch und fein
Zu singen und zu preisen!

3. Er hat ein Häublein aufgesetzt
Voll Pfaffenlist und Witze,
Er hat sein Schwertlein wol gewetzt,
Die Schneide wie die Spitze,

4. Er hält das Reich in seinem Arm,
Wies Kindlein zu der Taufe,
Und thät ers nicht, das Gott erbarm!
So lägs gleich in der Traufe.

5. Wie stattlich er zu Rosse sitzt
Voll Kraft und Gottvertrauen!
Seht doch, wie ihm sein Auge blitzt
Aus seinen dunklen Brauen!

6. Ein frischer Sommer geht daher
Mit Trommeln und mit Pfeifen.
Den Frundsberg greifts an seine Ehr,
Er läßt sein Völklein streifen.

7. Wohlauf und drauf! die Welt ist sein!
Er hat das Glück im Ranzen.
Drum muß auch Alles, Groß und Klein
Nach seiner Pfeife tanzen.

8. Und wer doch wol das Lied erfand?
Das hat ein Knab gesungen,
Der ist aus seiner Mutter Hand
Dem Frundsberg nachgesprungen.

Des frommen Landsknechts Morgenlied.

1. Ich bin kein Ritter, noch Edelmann,
Ich bin ein armer Knecht.
Daß ich mein Brot verdienen kann,
Das ist mir eben recht.
In Not
Und Tod
Ist Gott mein Herr und Schutz,
Mein Helm und Wehr.
Was brauch ich mehr?
Dem Feinde Trutz!
Gott Preis und Ehr!

2. Zwar lieber trieb ich Ochs und Kuh
Zur grünen Weide hin,
Und lieber wäre Rast und Ruh
Mein Lohn und mein Gewinn,
Als Krieg
Und Sieg,
Und reiche Beut und Sold.
Doch hilft kein Leid
Und Widerstreit.
Wenns Gott gewollt,
Ists rechte Zeit.

3. Die Blümlein blühn und fallen ab,
Wann noch der Frühling währt:
So findet auch der Knab sein Grab,
Der eben führt das Schwert.
Es fällt
Der Held
Dem Feigen gleich und stirbt,
Wer redlich ficht
nach Recht und Pflicht,
Hier Lob erwirbt
Und stirbt dort nicht.

Schlacht von Pavia.

1. Das Fähnlein auf! die Spieße nieder!
Dem Kaiser Sieg! dem Feinde Tod!
Das Leben ist gar wohlfeil heuer;
Ihr Landsknecht, drum verkauft es teuer —
So war des Frundsberg erst Gebot.

2. Da sah man Spieß und Schwerter blitzen,
Wie Sternlein in der blauen Nacht.
Die Kugeln in den Lüften flogen,
Es sprang das Blut wie Regenbogen
Wohl zu Pavia in der Schlacht.

3. Das war kein Tag wie alle Tage,
Das war ein roter heilger Tag,
Als fern vom deutschen Vaterlande
Vor deutschem Mut mit Schmach und Schande
Das fremde Heer im Kampf erlag.

4. Nach Gott dem Frundsberg Lob und Ehre!
Denn er ist aller Ehren wert.
Du hast dein Völklein wohl geleitet,
Du hast den schönen Sieg bereitet!
Da! Alter, nimm das Königsschwert!

Der alte Landsknecht in seiner Heimat.

1. Mir gehn die Augen über,
Mir alten greisen Mann.
Ich beb in Freud und Wonne,
Mich sieht die liebe Sonne
Noch einmal freundlich an.

2. Das ist dieselbe Sonne,
die uns bei Ulmo schien,
Uns über Feindes Wolke
Dort unserm kleinen Volke
Den hellen Sieg verliehn.

3. „Ihr Handvoll nackter Leute!
Verderbt in eurem Thal.
Wir stehn auf allen Wegen,
An Schar euch überlegen,
In Harnisch und in Stahl.

4. Ihr Handvoll nackter Leute!
Ihr könnt nicht mehr entfliehn.
Wenn ihr euch wollt ergeben,
So lassen wir euch leben,
Mit weißen Stäblein ziehn."

5. Das dünkt den Frundsberg Schande:
„Nackt sind die Knaben mein.
Bei Gott! sie sind mir werter!
In Wein getaucht die Schwerter,
Zerhaun sie Stahl und Stein."

6. Da giengs zum Reigentanze
Mit Trommeln und Juchhei.
Die Rößlein rot entsprungen,
Wo wir die Schwerter schwungen,
Und ich war mit dabei.

7. Mir gehn die Augen über,
Mir alten greisen Mann.
Die Sonne sinket unter.
Wie bin ich doch so munter,
Als giengs erst eben an.

Halten wir diese Lieder neben diese vorher aufgeführten alten Lieder, so sollte man kaum glauben, daß dieselben volle dreihundert Jahre später gedichtet sind, als jene; so ganz ist der volle, reine und kräftige Duft jener alten Poesie in den neuen Dichter übergeströmt; unbedenklich werden wir sie zu

den besten Produkten unserer modernen Dichtung rechnen, jedenfalls zu denen, welche den echten Volkston, ohne Zögern und Umsichschauen, mit einem Schlage getroffen haben — so, wie es in einer größeren Zahl von Liedern keinem andern Dichter gelungen ist.

Welchen Abstich gegen die Lieder des 16. Jahrhunderts die Kriegslieder des 17. Jahrhunderts, des dreißigjährigen Krieges bilden, ist oben bemerkt worden. Die beiden dort erwähnten Lieder, von denen das erste, baierische, noch einigermaßen, das zweite, schwedische, schon fast nicht mehr in Anschlag kommen kann, folgen hier.

Hans von der Wehr.

1. Weiß mir ein praven Rittersmann,
der sich vor seim Feind wehren kann;
wer ist der, deri deri der?
wer ist der Hans von der Wehr?

2. Der Hans von der Wehr hat ein braunen Gaul,
steht vor seim Feind fest wie ein Maur;
wer ist der 2c.

3. Der Hans von der Wehr hat ein scharfen Degen,
vor seinem Feind kann er sich wehren;
wer ist der 2c.

4. Der Hans von der Wehr hat ein braunen Hut,
darauf drei Federn wolgemut;
wer ist der 2c.

5. Die Federn sind mit Gold beschlagen,
es darfs ein jeder Ritter tragen;
wer ist der 2e.

6. Die Trummen ließ er brummen drein,
er thät allezeit lustig sein;
wer ist der 2c.

7. Die Stück ließ er zusammen führen,
gen Weißenburg wolt er marschieren;
wer ist der ꝛc.

8. Er schickt drei Trumpeter hinein,
Weißenburg muß gewonnen sein;
wer ist der ꝛc.

9. Man schicket sie gleich wieder darvon:
was fragen sie nach eines Bauren Sohn?
wer ist der ꝛc.

10. Er fragt nicht viel nach Geld und Gut,
daran streckt er sein Fleisch und Blut;
wer ist der ꝛc.

11. Bresslein müßen geschoßen sein,
das Volk das ziehet in dStadt hinein;
wer ist der ꝛc.

12. Er ritt wol über die Bruggen hinein,
er sprach: sein Volk soll lustig sein;
wer ist der ꝛc.

13. Er ritt wol umb das Rathaus herumb;
sie sprachen: er ist nur eins Bauren Sohn;
wer ist der ꝛc.

14. Die Burger stehn beisammen im Rat:
sie sprachen allesammen ja! ja!
wer ist der ꝛc.

15. Er ritt daher in Stiefel und Sporen,
er hat noch nie kein Schlacht verloren;
wer ist der ꝛc.

16. Der Hans von der Wehr ist Ehren wert,
er geh zu Fuß oder reit zu Pferd;
wer ist der ꝛc.

---

17. Wann man nach dem Hans von der Wehr will fragen.
zu Wien, zu Wien liegt er begraben;
wer ist der, deri deri der?
wer ist der Hans von der Wehr?

Das Lied (nach einem Bl. des 17. Jahrhunderts bei Uhland 1, Nr. 204 S. 559 f.) gilt dem großen Reitergeneral des dreißigjährigen Krieges Johann von Werth, und muß um 1636 verfaßt worden sein. Die letzte Strophe ist Zusatz, erst nach dem Tode des Johann von Werth († 1652) verfaßt; die ganze Haltung des Liedes zeigt unverkennbar, daß dasselbe einen Lebenden schildert.

Königlicher Majestät in Schweden ꝛc. Soldatesca Lied.

Im Jahre 1632.

Ein schönes Lied der Schwedischen Soldaten.

1. Warumb sollen wir denn trauren,
und weinen überall?
Haben wir doch dicke Mauren,
und liegen hinterm Wall.
Blanker Soldat,
in unserm Ornat,
Frisch auf Soldat!
Gott helf uns früh und spat.

2. Wir haben ein praven Helden,
darzu frisch junge Leut,
wir ziehn damit zu Felde,
und machen frische Beut.
Blanker Soldat ꝛc.

3. Wenn andere Leut schlafen,
und ruhen in der Nacht,
so ziehn wir an die Waffen
und schießen, daß es kracht.
Blanker Soldat ꝛc.

4. Der König aus Schweden Lande,
der große General,
dem dienen wir z'Waßer und Lande,
laßen uns auf ihn all.
Blanker Soldat ꝛc.

5. Was er uns commandieret
bei Tag und auch bei Nacht,

demselben wir parieren,
das Leben frisch gewagt.
Blanker Soldat zc.

6. Dem Baudissin behende,
dem Marschalk in dem Feld,
dem soll man lieb und treu sein,
die Schlacht hat er bestellt.
Blanker Soldat zc.

7. Ihr Capitainen alle,
ihr Cavallierer gut,
euer Ruhm geht mit Schalle,
habt nur ein guter Mut.
Blanker Soldat zc.

8. Ist keiner hie gewesen,
der nicht was Guts gethan,
der nicht ist auserlesen;
hie gilt es Roß und Mann!
Blanker Soldat zc.

9. Wir streben alle Tage
nach Reputation,
unser Leben wöllen wir wagen,
dem Feind zu Spott und Hohn.
Blanker Soldat zc.

10. Gestorben bei den Reitern,
und bei den Musketierern,
bei Officiern und Gfreiten,
erlangen wir Preis und Ehr.
Blanker Soldat zc.

11. Viel Regiment mit Ehren,
mit tausend Musketieren.
dieselben thun sich wehren
ritterlich für und für.
Blanker Soldat zc.

12. Ade ihr praven Soldaten,
ade ihr Damen all,
heint essen wir guten Braten
in unsers Feindes Saal.
Blanker Soldat zc.

13. Ade noch eins gesoffen!
der Kaiser führt den Krieg,
der Schwed ist aufgebrochen,
Gott geb ihm guten Sieg!
Blanker Soldat ꝛc.

14. Trompeter laßt euch hören!
die Trommel und die Pfeif
wöll sich bald zu uns kehren,
blasen und trommeln steif.
Blanker Soldat ꝛc.

15. Jetzt treten wir zusammen
und liefern eine Schlacht;
ein jeder seinem Namen
groß Lob und Ruhm jetzt macht.
Blanker Soldat,
in unserm Ornat,
Frisch auf Soldat!
Gott helf uns früh und spat.

Weit besser als dieses Lied sind zwei Gedichte jener Zeit, welche freilich keine Volkslieder sind noch haben sein wollen, aber in kräftiger und gemessener, wenngleich teilweise steifer, Form, die ernste und edle Seite jener in geschmacklosen Mutwillen, plumpe Aufschneiderei und grobe Rohheit versunkenen Zeit darstellen. Es sind gemeint der, nachher auch zu einem Liede gemachte Spruch des Julius Wilhelm Zinkgref: „Drumb gehet dapfer an, ihr meine Kriegsgenoßen, schlagt ritterlich darein“, und das Gedicht von Georg Rudolf Weckhrlin: „Frisch auf, ihr dapfere Soldaten“.

Diese Soldatenlieder des dreißigjährigen Krieges sind, wie freilich schon die Landsknechtslieder, die einzigen Volkslieder, welche historische Zustände darstellen, und so verhält es sich auch späterhin und im Ganzen bis auf den heutigen Tag; historische Zustände finden wir nur noch in den Kriegs- und Soldatenliedern, wohl oder übel, dargestellt.

Die späteren Soldatenlieder, z. B. die dem siebenjährigen Kriege angehörigen Soldaten-, Kriegs- und Schlachtlieder sind an Poesie großenteils arm, ja oft aller Frische und Lebendigkeit entkleidet, und auch unsere heutigen, im Volke selbst entstandenen Soldatenlieder sind nicht nur den übrigen Liedern, welche noch jetzt im Volke entstehen, nicht gleich zu stellen, sondern gehören sogar zum überwiegenden Teile zu dem Dürftigsten, ja Armseligsten, was die Volkspoesie unserer Zeit überhaupt zu Tage fördert. Diejenigen Gedichte aber oder vielmehr Reimstücke, welche unserm heutigen Militär auf officiellem Wege beigebracht worden sind, gehören der Volkspoesie nicht an, bilden vielmehr den geradesten Gegensatz zu derselben, und sind, selbst als Produkte der Kunstpoesie betrachtet, nur zu oft Erzeugnisse der entschiedensten poetischen Mißbildung. Das einzige, an den Volkston einigermaßen anklingende Kriegslied aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts ist das Lied des bekannten Cramer: „Feinde ringsum!" welches in einem seiner tollen Romane vorkommt und lange Zeit beliebt geblieben ist. Eine selbstverständliche großartige Ausnahme bilden die Freiheits- und Kriegslieder der Jahre 1813—14, doch hat das Volk selbst in jener Zeit nur äußerst wenig Nennenswertes erzeugt — viele Lieder dieses Ursprungs, z. B. die meisten Hohnlieder auf Napoleon, erinnern stark an die Geschmacklosigkeit und Plumpheit der Lieder des dreißigjährigen Krieges. Jene Ausnahme bezieht sich vielmehr auf die nicht genug zu rühmenden, den Liedern der alten Zeit vollkommen gleich stehenden, ja an Höhe des Standpunktes sie noch übertreffenden — wenn gleich nicht durchaus in dem strengen Sinne, wie die alten, volksmäßigen — Freiheits-, Kriegs- und Soldatenlieder Körners, Arndts und Schenkendorfs. Von Körners Liedern sind streng genommen nur zwei hierher zu rechnen: Lützows wilde Jagd und das Schwertlied, indem die übrigen, bei ihrer sonstigen, immerhin anerkennenswerten

Frische und Natürlichkeit doch allzu viel Züge der Künstlichkeit, ja der Reflexion und des dem Volke völlig fremden Pathos an sich tragen. Von Arndt gehören hierher das einem ältern Volksliede nachgebildete: „O du Deutschland ich muß marschieren" und das Lied auf Blücher: „Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!" Von Schenkendorf verdient Hervorhebung und Bevorzugung, zumal vor Körners Liedern, das Lied „Erhebt euch von der Erde, ihr Schläfer, aus der Ruh". Diese Lieder, allbekannt und jedenfalls allen zugänglich, dürfen hier nicht abgedruckt werden. Dagegen verdient ein Soldatenlied von Brentano, welches an wahrer Volksmäßigkeit unter den Liedern jener Zeit fast oben an steht, der Vergessenheit entrissen zu werden, und ihm einen kleinen Teil dieses Dienstes zu leisten, mögen diese Blätter versuchen.

1. Es leben die Soldaten
so recht von Gottes Gnaden:
der Himmel ist ihr Zelt,
ihr Tisch das grüne Feld,
Trallalalalei,
ihr Tisch das grüne Feld.

2. Ihr Bette ist der Rasen,
Trompeter müssen blasen
guten Morgen, gute Nacht,
daß man mit Lust erwacht,
Trall etc.

3. Ihr Wirtsschild ist die Sonne,
ihr Freund die volle Tonne,
ihr Schlafbuhl ist der Mond,
der in der Sternschanz wohnt,
Trall etc.

4. Die Sterne haben Stunden,
die Sterne haben Runden,
und werden abgelöst,
drum Schildwacht sei getröst,
Trall etc.

5. Wir richten mit dem Schwerte,
der Leib gehört der Erde,
die Seel dem Himmelszelt,
der Rock bleibt in der Welt,
Trall ꝛc.

6. Wer fällt, der bleibet liegen,
wer steht, der kann noch siegen,
wer übrig bleibt hat Recht,
und wer entflieht, ist schlecht,
Trall ꝛc.

7. Zum Hassen oder Lieben
ist alle Welt getrieben,
es bleibet keine Wahl,
der Teufel ist neutral,
Trall ꝛc.

8. Bedienet uns ein Bauer,
so schmeckt der Wein fast sauer,
doch ists ein schöner Schatz,
so kriegt sie einen Schmatz,
Trallalalalei :,:
so kriegt sie einen Schmatz.

Das Lied findet sich in dem, 1813 zwischen der Schlacht bei Culm und der bei Leipzig verfaßten und den Charakter eben jener Zeit abspiegelnden, aber erst 1817 herausgegebenen „klingendem Spiel": „Victoria und ihre Geschwister mit fliegenden Fahnen und brennender Lunte". S. 93 und 94 und die Musikbeilagen enthalten auch die Melodie. Diese ist nicht so ganz vergessen, wie das Lied, denn Hoffmann von Fallersleben benutzte dieselbe, als er noch singend die deutschen Gaue durchzog, für sein vortreffliches Lied: „Soldatenliebe", welches aus einem älteren Motiv („Revelge", Wunderhorn, I. 72 bis 74) gebildet ist und hier nicht fehlen darf:

Soldatenliebe.

1. Des Morgens wann die Hähne krähen,
Dann müssen wir Soldaten aufstehen;
Die Trommel, die schlägt: komm, komm!
Wiederum pum, pum! :,:
Schönster Schatz, nun lebe wohl!

2. Und hat auch die Trommel geschlagen,
So muß ich doch mein Liebchen noch fragen,
Ob sie mich nicht vergessen thut? 2c.

3. Da hab ich sie am Fenster gefunden,
Sie hatte mir ein Kränzlein gewunden
Von Rosen und Vergißmeinnicht. 2c.

4. Wie könnt ich dich vergessen, du schöne,
Du herzallerliebste Helene!
Vergessen kann ich dich nie. 2c.

5. Und wenn die Kanonen schon brummen,
Und die Kugeln um uns sausen und summen,
So denk ich an mein Schätzelein noch. 2c.

6. Kameraden ich will euch was sagen, —
Eine Kugel hat mich nieder geschlagen, —
Nun grüßt mir mein Liebchen daheim! ;,:

7. Ihr werdet sie am Fenster finden,
Sie thut mir ein Kränzelein winden
Von Veiel und Immergrün.
Wiederum pum pum!
Schönster Schatz, nun lebe wohl!

Den Beschluß unserer Kriegslieder möge das Gedächtnislied Fr. Försters auf die Freiwilligen vom Jahr 1813 machen:

Zum Gedächtnis des Aufrufs der Freiwilligen am 9. Hornung 1813.

1. Frisch auf zum fröhlichen Jagen!
So rief der Hörner Klang,
So rief in frohen Tagen
Der muntre Jagdgesang;

Verklungen sind die Lieder,
Die blanken Waffen ruhn;
Wir aber fragen wieder:
Wo sind die Jäger nun?

2. Ein Kirchhof liegt gebreitet,
Kein Mauer faßt ihn ein,
Kein Hügel ist bereitet
mit hohem Leichenstein;
Der Pflüger pflügt darüber
Und fragt nicht nach dem Grab;
Der Wandrer zieht vorüber,
Schaut nicht auf Euch hinab!

3. Sie freuen sich der Ähren,
Die Euer Blut getränkt,
Sie schmücken sich mit Ehren,
Die Euch der Tod geschenkt,
Sie brechen von den Kränzen,
Die Euch der Sieg vertraut,
Sie fliegen zu den Tänzen
Mit Eurer jungen Braut.

4. Die Welt will untreu werden,
So bleiben wir getreu,
Damit die Lieb auf Erden
Nicht ganz verschwunden sei.
Das Fest, das wir begehen,
Hat Euch dem Tod geweiht,
Mag es fortan bestehen,
Ein Zeichen Eurer Zeit!

5. Frisch auf zum fröhlichen Jagen!
So sangt ihr in der Schlacht,
Euch sei in diesen Tagen
Dies Lied zum Gruß gebracht.
Und dürfen wir nicht jagen
Und schlagen auf den Feind!
Was kömmt, wir wollens tragen,
So treu wie ihr vereint!

Eines Spätlings wollen wir wenigstens nicht ganz vergessen: des in blühender Jugend verstorbenen Wilhelm Hauff. Aus seinen Soldatenliedern wehet in der That ein Hauch alten echten Volkslebens und Volkstones, wenn auch freilich nicht viel mehr als ein Hauch, da man ihnen den damals schon zehnjährigen Frieden doch allzusehr ansieht; auch war Hauff noch allzu jugendlich flüchtig, — ein Fehler, welcher seinen Novellen, den einst vielgelesenen, in auffallender Weise anklebt, so daß sie in wenigen Jahren völlig veralteten und nun rein vergessen sind — als daß er den rechten Ton mit Bestimmtheit als den rechten herauszufühlen, festzuhalten und auszubilden vermocht hätte. Sein Lied auf den Kronprinzen von Würtemberg ist eine nicht ungeschickte, aber doch allzu treue Nachahmung von Prinz Eugen (Prinz Wilhelm der tapfere Ritter, ritt hinaus ins Schlachtgewitter, ritt mit aus in blut'gen Strauß); besser ist ihm sein „Soldatenmut" und noch besser seine „Soldatenliebe auf der Schildwache", berühmter als alle diese und die übrigen seiner Gedichte aber ist sein „Reiters Morgengesang" (Morgenrot), noch bis auf diesen Tag ein bekanntes und beliebtes Lied, so daß man es kaum mit der Kritik anzurühren wagen darf. Doch mag es immerhin gewagt sein: die treffliche, volksmäßige Melodie ist besser, als das allerdings sehr ansprechende und gut volkstümliche Züge enthaltende Lied. Eine bloße Todesahnung und ein Grabesschauer in dem Herzen und Munde eines Reiters sind wenigstens nicht geradezu Attribute eines mutigen Reiters; weit volksmäßiger, weil poetischer, wäre ein dem „frühen Tode" vorangehender kräftiger Ausdruck unerschrockenen Reitermutes gewesen; so ist das Gedicht etwas frauenhaft und drückt mehr die Empfindung aus, welche etwa ein zartes Frauenherz für den zum Kampf ausziehenden Reiter hegt, als das echte Gefühl des Reiters selbst: es streift beinahe an das Weinerliche. Auf jeden Fall hätte die allgemeine Betrachtung der dritten Strophe („Ach wie bald schwindet

Schönheit und Gestalt, Thust du stolz mit deinen Wangen, die wie Milch und Purpur prangen, Ach die Rosen welken all“) wegbleiben müssen. Dergleichen allgemeine Sentenzen sind das gerade Widerspiel von allem Volksmäßigen. — Andere moderne Dichter sind freilich mit Volksstoffen weit übler umgegangen, wie z. B. der nicht unbegabte Dichter Heinr. Künzel in seinem Liede auf den Prinzen Emil von Hessen; der Stoff ist köstlich, ganz geschaffen für ein Volkslied ersten Ranges: aber die bunten, sogar grellen Farben, welche der Dichter gemeint hat, auftragen zu müssen, machen das Lied zu einem sehr ordinären Gedichte; nur der Schluß hält den Charakter eines Volksliedes ein: freilich zum Nachteil des Ganzen, denn von den bunten, schillernden Farben des Eingangs und der Entwicklung sticht der starre farblose Schluß gar zu auffallend ab.

Nächst diesen Volkspoesieen, welche wahrhafte, historische Zustände darstellen, haben wir diejenigen Volkslieder zu betrachten, welche zwar auch noch historische Volkslieder genannt werden müssen, diese Bezeichnung jedoch nur im weitesten Sinne tragen können. Es sind dies diejenigen Lieder, welche zwar auch, wie die historischen Lieder im engeren Sinn, eine Begebenheit erzählen, jedoch unangesehen, ob sich dieselben wirklich so, wie sie erzählt wird, und an einem bestimmten Orte oder zu bestimmter Zeit zugetragen habe, wie dies von manchen dieser Lieder ohne Zweifel gilt, nur daß die ursprüngliche Begebenheit nachher vergessen worden, oder auch von der Art ist, daß ähnliche Ereignisse sich anderwärts gleichfalls zugetragen haben — oder ob sie aus den allgemeinen Zuständen dichterisch geschöpft worden sei. Die Lieder dieser Art sind vorzugsweise solche, welche auf schwere Geschicke Bezug haben, ja fast überwiegend eigentliche Todeslieder, oder doch im allgemeinen von sogenanntem tragi-

schem Charakter, und nicht selten ist in die tragische Begebenheit das Verhältnis zweier Liebenden verflochten, oder es bildet dasselbe sogar den Mittelpunkt der Erzählung. Hiermit eröffnet sich denn der Übergang in die Abschiedslieder, und somit in das eigentliche Liebeslied.

Zunächst hebe ich zwei Lieder, beide aus alter Zeit, aus dem Ende des 15. und aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, aus, welche Todeslieder sind, ohne daß ein Liebesverhältnis in denselben eine Rolle spielt.

Peter Unverdorben.

1. Do zu mitter Fasten es beschach,
daß Peter Unverdorben gefangen lag
zu Nüwenburg in dem Turne,
er lag gefangen umb sinen Lib:
„hilf, Marie Muter! es ist Zit,
du macht mir wol gehelfen.

2. Der Turn der heißet Schütt den Helm,
er wil mich bringen umb min Leben,
es möcht wol Got erbarmen;
lieber sant Lienhart, hilf mir uß!
ich wil dir buwen ein isne Hus,
das kost recht was es welle.

3. Lieber sant Peter, hilf mir dar
gen Rom, gen Ach, wenn uf die Vart
zu unser lieben Frowen!
sant Catherin die singt uns ein Tagewis,
ich hon ir gedienet mit ganzem Fliß
in minen vil großen Nöten.

4. Got grüß üch, Frow die Herzogin!
bittet ir min Herren und och sin Kind,
daß er mir frist min Leben!
und och das ander Hofgesind
und alles das in dem Hofe si,
das mag mir wol gehelfen."

5 Und do er für die Herrschaft trat
und wont ir hören wie er sprach
uß sinem vil roten Munde?
„Got gesegene dich Löb, Gott gesegne dich Gras,
Got gesegne alles das da was!
ich muß von hinnen scheiden.

6. Lieber Engel, gang mir bi
biß Sel und Lib bi einander si!
daß mir min Herz nit breche;
Got gesegne dich, Sunn! Got gesegne dich, Mon!
Got gesegne dich, schönes Lieb, wa ich dich hon!
ich muß mich von dir scheiden.“

7. Der uns diß Liede nüwe sang,
Peter Unverdorben ist er genant,
er sangs uß friem Mute,
er singt uns das und keines me,
und sölt er leben, er sunges me.
Also schied er von hinnen.

Aus einer Papierhandschrift des Klosters St. Georgen zu Villingen, jetzt in Karlsruhe, die dem 15. Jahrhundert angehört, bei Soltau 1, S. 83 und Uhland 1, Nr. 126 S. 303 f. Nebst der Melodie bei Böhme, altd. Liederbuch 106.

Str. 1, 1 beschach geschah. 2, 1 Unverdorben findet sich als Beiname auch sonst in der Zeit, so in Kärnthen 1460 ein Mattheis Unverdorben neben einem Hainz Ganzverdorben. 1, 3 Turn Turm. 1, 6 macht magst, kannst. 2, 5 buwen bauen; isne Hus eisernes Haus (als Weihgeschenk, wie solche aus Eisen an Leonharts Grabstätte in großer Zahl aufgestellt wurden; das eiserne Haus ist natürlich als dichterische Hyperbel zu fassen). 2, 6 es mag kosten was es will. 3, 1 dar dahier. 3, 2 Ach Achen. 3, 2 wenn vielleicht f. v. a. nur jedenfalls auf die Fahrt nach einer Marienkirche. 3, 4 vielleicht verdorben, statt „Sankt Katherin, dir sing ich eine Tageweise“. 4, 1

Frau die Herzogin ist Anrede. 5, 2 wond wollt. 5, 4 Löb Laub. 5, 5 was war. 6, 1 gang geh. 6, 2 biß s. v. a. solange. 7, 4 me mehr. 7, 5 er sunges er sänge dessen. Vgl. Uhland Schriften IV. S. 146 ff.

Schloß in Oesterreich.*)

1. Es ligt ein Schloß in Oesterreich,
das ist ganz wol erbauet,
von Silber und von rotem Gold,
mit Marmelstein vermauret.

2. Darinne liegt ein junger Knab
auf seinen Hals gefangen,
wol vierzig Klafter tief unter der Erd,
bei Nattern und bei Schlangen.

3. Sein Vater kam von Rosenberg
wol vor den Turm gegangen:
„Ach Sohne, liebster Sohne mein,
wie hart ligst du gefangen!“

4. „Ach Vater, liebster Vater mein!
so hart lig ich gefangen,
wol vierzig Klafter tief unter der Erd,
bei Nattern und bei Schlangen.“

5. Sein Vater zu dem Herren gieng:
„geb mir los den Gefangenen!
dreihundert Gülden will ich euch geben
wol für des Knaben sein Leben.“

6. „Dreihundert Gülden die helfen da nicht,
der Knabe der muß sterben,
er trägt von Gold ein Ketten am Hals,
der bringt ihn umb sein Leben.

7. „Trägt er von Gold ein Ketten am Hals,
die hat er nicht gestolen,

---

*) Neuster, freilich gekürzter Text aus Hessen bei Böckel deutsche Volkslieder aus Oberhessen. Marburg 1885. 21.

hat ihm eine zarte Jungfrau verehrt,
darbei hat sie ihn erzogen."

8. Man bracht den Knaben wol aus dem Turm,
man gab ihm das Sacramente:
„hilf, reicher Christ vom Himmel hoch!
es get mir an mein Ende."

9. Man bracht ihn zum Gericht hinaus,
die Leiter must er steigen:
„ach Meister, lieber Meister mein,
laß mir ein kleine Weile!"

10. „Eine kleine Weile laß ich dir nicht,
du möchtest mir sonst entrinnen;
langt mir ein seiden Tüchlein her,
daß ich ihm sein Augen verbinde!"

11. „Ach meine Augen verbind mir nicht,
ich muß die Welt anschauen,
ich sihe sie heut und nimmermehr
mit meinen schwarzbraunen Augen."

12. Sein Vater beim Gerichte stund,
sein Herz wollt ihm zerbrechen:
„ach Sohne, lieber Sohne mein!
dein Tod will ich schon rächen."

13. „Ach Vater, liebster Vater mein,
meinen Tod sollt ihr nicht rächen!
bringt meiner Seelen ein schwere Pein,
umb Unschuld will ich sterben.

14. Es ist nicht umb mein stolzen Leib,
noch umb mein junges Leben.
es ist umb meine Frau Mutter daheim,
die weinet also sere."

15. Es stund kaum an den dritten Tag,
ein Engel kam vom Himmel:
man sollt den Knaben nehmen ab,
sonst würd die Stadt versinken.

16. Es stund kaum an ein halbes Jahr,
der Tod der ward gerochen:
es wurden mehr dann dreihundert Mann
umbs Knaben willen erstochen.

17. Wer ist, der uns dieß Liedlein sang?
so frei ist es gesungen;
das haben gethan drei Jungfräulein
zu Wien in Oesterreiche.

Nach einem fl. Bl. von 1647 von Eschenburg im Deutschen Museum 1776 S. 399 ff. abgedruckt; aus dem Munde des Volkes in der Niederlausitz in Bragur VI S. 205 mitgeteilt, im Wunderhorn I, S. 220. Uhland 1, No. 125 S. 300 ff. und Schriften IV, S. 142 ff. Vgl. Böhme 98.

Dergleichen Lieder auf die Hinrichtung wirklich oder vermeintlich Unschuldiger finden sich in alter und neuer Zeit mehrere, doch haben die älteren einen merklichen Vorzug vor den neueren durch ihre größere Objektivität, während auch den besseren Volksliedern dieser Art aus neuerer Zeit eine gewisse Beigabe von Sentimentalität eigen zu sein pflegt, welche den Gesamteindruck stört und jenen älteren Liedern fremd ist. Die ersten Spuren hiervon finden sich schon in dem zweiten der hier mitgeteilten Lieder, welches in der vorliegenden Form aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts stammt, wenn dasselbe gleich, nach den mehrfachen geistlichen Umdichtungen und Parodien zu urteilen, die es bereits in der Mitte des 16. Jahrhunderts erfahren hat, ursprünglich wohl schon der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts angehört. Das Lied ist noch jetzt bekannt und wird hin und wieder noch gesungen, teils mit starken Verkürzungen und Entstellungen, durch welche es unverständlich wird, (namentlich fehlen oft die Strophen 12 und 13), teils mit Zerdehnungen, von denen die im Kuhländchen vorhandene Form (Meinert, S. 53, vgl. S. 436 f.) Zeugnis giebt.

Das erste Lied, von Peter Unverdorben, ist von aller Sentimentalität und Übertreibung frei, und hat den raschen und doch regelmäßigen Fortschritt, welcher nur der Begebenheit folgt und einen Eindruck nicht hervorbringen will, eben dadurch aber den größten Eindruck hervorbringt. Augenscheinlich liegt ihm eine wirkliche Begebenheit zu Grunde, welche jedoch vergessen worden ist und sich damals oft genug wiederholt hat, so daß man in Peter Unverdorben die analogen Ereignisse abgespiegelt fand und das Lied als ein allgemeine Zustände darstellendes Lied ansehen und behandeln konnte. Sankt Leonhart ist der Heilige der in Ketten gefangen Liegenden, der Retter aus den Ketten, weshalb er auch mit Ketten abgebildet zu werden pflegt; eben so wird, mit Beziehung auf die Befreiung des Apostels Petrus aus dem Gefängnisse (Apostelgesch. 12, 3—19), dieser als Befreier aus Haften angerufen. Gleiche Bewandtnis hat es mit Sankt Katharina*), von welcher der Gefangene hofft, daß sie ihm mit dem anbrechenden nächsten Tage das fröhliche Morgenlied seiner Befreiung singen werde. Der Abschied von der Welt, welcher Str. 5 und 6 vorkommt (Gott segne dich, Sonne und Mond, Laub und Gras) erscheint in sämtlichen alten Todesliedern (zum Beispiel auch in dem Liede auf den Benzenauer), und war ein, bei Hinrichtungen regelmäßig gebrauchter Ausdruck der Liebe zum Leben, und ein eben so einfacher wie schmerzlicher und doch nicht sentimentaler Ausdruck des Schmerzes über die Trennung von dem Licht und Leben dieser Welt; dasselbe findet sich auch, nur moderner und subjektiv ausgedrückt, in Str. 11 des zweiten Liedes**).

Älter, als diese hier mitgeteilten beiden Lieder, und wahrscheinlich dem vierzehnten Jahrhundert angehörig, ist das

*) Dieselbe hatte nämlich nach der Legende, welche auch ein deutsches Volkslied (Zurmühlen, d. Dülk. Fiedlers Ldd. 54) besingt, elf Tage ohne Speise im Turm unversehrt gelegen. (B.)

**) Vergleiche die Nachweise bei Böckel XCVI.

Lied von dem Herrn von Falkenstein, welches in verschiedenen alten, sowohl hochdeutschen als niederdeutschen, und neuen Abfassungen vorhanden ist. Die älteste hochdeutsche Recension ist folgende (bei Uhland 1, Nr. 124 B S. 296—298 aus einer Papierhandschr. in St. Gallen, vgl. Schriften IV, S. 139 ff. Böhme 100 ff. (nebst Mel.)

1. Es ligt ein Schloß im Hessenland,
es ist zun Ehren reiche,
Falkenstein ist es genant,
wo findt man seines Gleichen?

2. So ritt der junge von Falkenstein,
zur Burg wolt er auf reiten,
den Schild den schob er neben sich,
das Schwert als an der Seiten.

3. Da er über die Heide trabt,
da führt er einn Gefangenen;
da begegnet ihm ein Fräulein zart
mit roseléchten Wangen.

4. „Seits Ihr, der junge von Falkenstein'
und seit des Lands ein Herre,
so gebet mir wieder mein schönes Lieb,
durch aller Frauen Ehre!"

5. „Traut Fräulein zart, das thun ich nit,
darum dürfet Ihr nit trauren!
er muß gen Falkenstein in den Turn,
darin muß er erfaulen."

6. Muß er gen Falkenstein in Turn,
und muß darin erfaulen,
so will ich unter die Mauren stehn,
und will ihm helfen trauren."

7. Da sie unter die Mauren kam,
sie hört ihr schönes Lieb drinnen:
„daß ich dir nicht geholfen mag,
das bringt mich von meinen Sinnen."

8. „Zieht heim, zieht heim, traut Fräulein zart,
und tröstet eure Waisen
und nehmet bis Jahr ein andern Mann,
und vergesset eures Leides!"

9. „Nehm ich bis Jahr ein andern Mann,
so muß ich bei ihm schlafen,
er drückt mich freundlich an seinn Arm,
Trauren müßt ich lassen.

10. Nehm ich bis Jahr ein andern Mann.
der schlägt mir meine Waisen,
das thät mir an dem Herzen Zorn;
o weh meines großen Leides!

11. Wärs daß Frauen Harnisch trügen,
als die Ritter und die Knechte,
so wolt ich mit dem jungen von Falkenstein
um mein schönes Lieb fechten."

12. „Traut Fräulein zart, das thun ich nit,
das wär mir ein große Schande;
nehmet Ihr wieder euer schönes Lieb,
und zieht mit ihm zu Lande!"

13. „Gott frist den jungen von Falkenstein,
Gott tröst den jungen von Falkenstein.
Gott tröst ihm das Leben!"

In einer weit jüngeren Abfassung, welche vielleicht noch jetzt gesungen wird, wenigstens bis gegen das Jahr 1820 hier und da gesungen worden ist, nahm Herder dieses Lied in seine Volkslieder (Stimmen der Völker in Liedern) auf*) — verglichen mit der im Volke wirklich vorhandenen Gestalt in etwas geglätteter Form — und von hier aus kam es in das Wunderhorn (1, S. 255), so wie weiter von da aus

*) Vgl. Göthe, Ephemerides und Volkslieder hgg. von Martin 37, wo der von Göthe im Elsaß aufgezeichnete Text nach einem Autograph der Straßburger Landes- u. Univ.-Bibliothek abgedruckt ist (B.)

in fast alle späteren Volksliedersammlungen, so daß es auch in den Kreisen hinreichend literarisch bekannt geworden ist, wo es nicht mehr traditionell bekannt war. Diese neuere Gestalt ist folgende:

1. Es ritt der Herr von Falkenstein
wol über eine breite Heide;
was sieht er an dem Wege stehn?
ein Mägdlein mit weißem Kleide.

2. Wohin, wohinaus, du schöne Magd,
was macht ihr hier alleine?
wollt ihr mein lieber Bule sein,
so reitet mit mir heime!"

3. „Mit euch heim reiten, das thu ich nicht,
kann euch doch nicht erkennen!"
„Ich bin der Herr von Falkenstein,
und thu mich selber nennen."

4. „Seid ihr der Herr von Falkenstein,
derselbe edle Herre,
so bitt ich euch um den Gefangnen mein,
den will ich haben zur Ehe."

5. „Den Gefangnen mein, den geb ich dir nicht,
im Turm muß er vertrauren,
zu Falkenstein steht ein tiefer Turm
wol zwischen zwei hohen Mauren."

6. Steht zu Falkenstein ein tiefer Turm
wol zwischen zwo hohen Mauren,
so will ich an der Mauren stehn
und will ihm helfen trauren."

7. Sie gieng den Turm wol um und um:
„Feins Lieb, bist du darinnen?
und wenn ich dich nicht sehen kann,
so komm ich von meinen Sinnen."

8. Sie gieng den Turm wol um und um:
den Turm wollt sie aufschließen:
„und wenn die Nacht drei Jahr lang wär,
keine Stund sollt michs verdrießen.

9. Ei dürft ich scharfe Messer tragen,
wie unsers Herrn sein Knechte,
ich wollt mit dem Herrn von Falkenstein
um meinn Herzliebsten fechten."

10. „Mit einer Jungfrau fecht ich nicht,
das brächt mir immer Schande;
so will ich dir deinen Gefangnen geben,
zieh mit ihm aus dem Lande!"

11. „Aus dem Lande ziehn, das thu ich nicht,
hab niemand was gestolen.
und wenn ich was hab liegen lan,
so kann ichs wieder holen."

Es hat dieser jüngeren Recension keineswegs zum Vorteil gereicht, daß aus der Gattin mit Kindern eine unvermählte Jungfrau geworden ist: die lebendigsten, ergreifendsten Züge der Treue werden auf diese Weise völlig beseitigt. Noch weniger vorteilhaft ist die Ausschmückung, daß der Herr von Falkenstein der Jungfrau zumutet, ihn selbst zu lieben: es sollte dadurch die That des Ritters, das Losgeben des Gefangenen noch höher gehoben werden; mit unvergleichbar größerer, epischer Wirkung aber bleibt er in der Ferne stehen, streng und kalt, und nur durch die Ritterlichkeit der jungen Frau, die ihm den Kampf auf Leben und Tod anbietet, überwunden. Daß dies die ursprüngliche Auffassung sei, geht aus einer niederdeutschen Recension hervor, wo die Jungfrau ihre Freude darüber ausspricht, daß sie den Ritter bloß mit Worten gezwungen habe, so daß dieser Recension sowohl der Freudenruf der älteren wie die Trotzrede der jüngeren Abfassung am Schluß fehlt. Auch diese Trotzrede der Jungfrau

am Schluß der jüngeren Abfassung — sie brauche nicht aus dem Lande zu ziehen wie eine Diebin, und wenn sie etwas verloren habe, könne sie es wieder holen — ist zwar nicht ganz unangemessen, aber eine Übertreibung; die ältere Abfassung hat weit passender: „zieht mit ihm zu Lande", das heißt in eure Heimat, so daß hier das gewaltsame Wegweisen, ja Verjagen, der neueren Recension wegfällt. Und wie weit sticht diese Trotzrede ab gegen den lauten Freudenruf, welcher aus gepreßter Brust jubelnd hervorbricht, als Dank für die edel erwiesene Wohlthat: „Gott frist den jungen von Falkenstein, Gott tröst den jungen von Falkenstein, Gott tröst ihm das Leben!" *)

Auch dieses Lied ist sichtlich ursprünglich ein historisches Lied engeren Sinnes, aber die Begebenheit hat sich entweder wirklich an verschiedenen Orten wiederholt, was keineswegs zu den Unwahrscheinlichkeiten gehört, oder sie könnte doch, in der Anschauung des Volkes, sich an mehr als einem Orte, sie könnte sich überall zugetragen haben. Jedenfalls ist längst vergessen worden, welcher Falkenstein ursprünglich gemeint gewesen ist — die Rheinländer suchen ihn am Rhein, die Westfalen in Westfalen, und die obige ältere Recension (welche im 16. Jahrhundert in der Schweiz aufgezeichnet worden) in Hessen; die schwäbische Abfassung weiß von keinem Herrn von Falkenstein, sondern von einem Herzog von Würtemberg.

Ein anderes Lied, von gleichem, vielleicht noch höherem Alter als das Lied vom Herrn von Falkenstein, ist das folgende, welches zu den im 15. und 16. Jahrhundert am weitesten verbreiteten und häufigsten gesungenen Liedern gehörte, und sich, wenn gleich zerrüttet, teilweise karrikiert oder gar nur in Fragmenten, bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

---

*) Die niederdeutschen Lieder s. bei A. Reifferscheid S. 13 u. 141 ff.

1. Es wonet Lieb bei Liebe
darzu groß Herzeleid;
eine edle Herzoginne,
ein Ritter hochgemeit
sie hatten einander von Herzen lieb;
sie mochten vor großer Hute
zusammen kommen nie.

2. Die Jungfrau, die war edel,
sie tät ein Abendgang,
sie gieng gar trauriglichen
da sie den Wächter fand:
„o Wächter, tritt du her zu mir!
selig will ich dich machen,
dürft ich vertrauen dir."

3. „Ihr sollet mir vertrauen,
zart edle Jungfrau fein!
so förcht ich also sere
den liebsten Herren mein;
ich fürcht so sehr eurs Vaters Zorn,
wo es mir misselünge,
mein Leib hätt ich verlorn.

4. „Ich hab mir auserwählet
so einen Ritter stolz,
zum Brunnen hab ich zielet
dort niden vor dem Holz,
der leigt bei einem holen Stein;
dem Ritter will ich bringen
von Rosen ein Kränzelein.

5. Es soll uns nicht mislingen,
es soll uns wol ergan;
ob ich entschlafen würde,
so weck mich mit Geton!
ob ich entschlafen wär zu lang,
o Wächter, traut Geselle,
so weck mich mit Gesang!"

6. Sie gab ihms Gold zu bhalten.
den Mantel an sein Arm.

„Fart hin, mein schöne Jungfrau,
und daß euch Gott bewar,
und daß er euch auch wol behüt!"
es kränkt demselben Wächter
sein Leben und sein Gemüt.

7. Die Nacht die war so finster,
der Mon gar lützel schein,
die Jungfrau die war edel,
sie kam zum holen Stein,
daraus da sprang ein Brünnlein kalt,
darüber ein grüne Linde,
Frau Nachtigall saß und sang,

8. „Was singest du, Frau Nachtigall,
du kleines Waldvögelein?
woll mir ihn Gott behüten,
des ich jetzt warten bin!
so spar mir ihn auch Gott gesund,
er hat zwei braune Augen,
darzu ein roten Mund."

9. Das hört ein Zwerglein kleine,
das in dem Walde saß,
es lief mit schneller Eile
und da die Jungfrau was!
„ich bin ein Bot zu Euch gesandt,
mit mir sollet ihr gahen
in meiner Mutter Land."

10. Er nam sie bei der Hände,
bei ihr schneeweißen Hand,
er fürt sie an ein Ende,
da er sein Mutter fand:
„o Mutter, die ist mein allein,
ich fand sie nächten spate
bei einem holen Stein."

11. Und da des Zwergleins Mutter
die Jungfrau anesach:
„gang, für sie wieder gschwinde,
da du sie genommen hast!

du schaffst groß Jammer und groß Not,
eh morn der Tag her brichet,
so sind drei Menschen tot."

12. Er nam sie bei der Hände,
bei ihr schneweißen Hand,
er fürt sie an ein Ende,
da ers am Abend fand;
da lag der edle Ritter tot,
da stund die schöne Jungfrau,
ihr Herz leit große Not.

13. Sie wendt ihn hin, sie wendt ihn her,
sie küsst ihn an sein Mund:
„wollt Gott, edler Herre,
daß ihr noch wärt gesund!
so mag es leider nicht gesein,
so wil ich mein Leben
geben um das dein."

14. Und da es morgens taget,
der Wächter hub an und sang:
„so ward mir in keim Jare
kein Nacht noch nie so lang,
denn dise Nacht mir hat getan;
o reicher Christ vom Himmel,
wie wird es mir ergan!"

15. Und das erhört die Herzogin,
die an dem Bette lag:
„o höret, edler Herre!
was ist des Wächters Klag,
wie ihm die Nacht doch hätt getan
ich förcht, daß unser Tochter
an ihr hab übel getan."

16. Der Herzog sprach gar balde:
„zünd an ein Kerzenliecht,
und lugt in aller Bürge,
ob ihr sie findet nicht!
findet ihrs an dem Bett nicht dran,
so wirds demselben Wächter
wol an sein Leben gan."

17. Die Herzogin war geschwinde,
sie zündt ein Kerzenliecht,
sie lugt in aller Bürge,
sie fand ihr Tochter nicht,
sie suchts mit Fleiß am Bette dran:
„o reicher Christ vom Himmel,
wie wird es heut ergan!“

18. Sie ließen den Wächter fahen,
sie legten ihn auf ein Tisch,
zu Stücken tät man ihn schneiden
gleich wie ein Salmenfisch;
und warumb täten sie ihm das?
daß sich ein ander Wächter
solt hüten dester baß.*)

Auch diesem Liede, es ist nach fliegenden Bl. abgedruckt Uhland 1, Nr. 90 S. 190. (Vgl. Schriften IV S. 88 ff.) und nebst der Melodie bei Böhme 73, liegt augenscheinlich eine wirkliche Begebenheit zu Grunde, ja alte Notizen (Görres, altteutsche Volks- und Meisterl. S. 192) nennen sogar die Burg, wo solche sich zugetragen: Stargard**) und die Jungfrau: Tochter eines Herzogs von Mecklenburg. Es handelt sich um die Liebe einer Fürstentochter zu einem niedriger Gebornen, einem landsässigen Edelmaan, wie das Lied in der ersten Strophe und Str. 2 und 7 durch die Formel: „Die Jungfrau die war edel“ andeutet, von wo aus sich denn auch die Hinrichtung des Wächters begreifen läßt. Die Scenerie: ein Brun-

*) Str. 1, 4 gemeit bedeutet lebensfroh, tüchtig, wacker, stattlich. 2, 6 selig (ältere Schreibung saelec) ist s. v. a. glücklich, v. saelde Glück. 3, 2 so steht im Sinne von aber. 7, 2 lützel wenig; schein schien. 8, 4 ich bin warten = ich warte. 9, 6 gahen eilen. 11, 3 gang geh. 12, 7 leit litt.

**) In Stargard ist allerdings auch heute noch eine ähnliche Sage lebendig, die sich als der Sage von Pyramus und Thisbe ähnlich ausweist. Vgl. Bartsch, Volksf. Meklenburgs I, 324 dazu eine Variante bei Böckel, Deutsche Volkslieder CXL. (B.)

nen bei einer Linde, ein hohler Stein, ein Zwerg, erinnert an die Formen der ältesten, im 15. Jahrhundert übrigens noch lebendigen Volkssagen. Die ältere Form, welche ich hier mitteile, läßt es, echtem Volksgesang treu, unentschieden, auf welche Weise der Ritter umgekommen sei, und geht über das endliche Schicksal der Jungfrau hinweg; die jüngere, im 16. Jahrhundert indes allgemein verbreitete Abfassung (Böhme 77) hat anstatt Str. 13 eine andere, in welcher der doppelte Selbstmord, des Ritters und der jungen Herzogin, erzählt wird — eine Herbigkeit, welcher wir zwar im 16. Jahrhundert einigemal in Volksliedern begegnen, der sich aber die älteren Abfassungen zu enthalten pflegen. Merkwürdig ist es, daß gerade die letzte Strophe, die grausame Tötung des Wächters, sich am wörtlichsten bis auf unsere Tage im Volksgesang erhalten hat — sie wird ganz fremdartigen Liedern als Schlußstrophe, und zwar mehreren Liedern zugleich, angehängt; und doch ist dieser Zug ingrimmiger Grausamkeit eben nicht deutsch, sondern slavisch.

Fast von gleichem Alter, wie das Lied vom Herrn von Falkenstein und von der Herzogin von Stargard, in gleicher Weise wie diese Lieder allgemein bekannt und gesungen, in mehrfachen Modifikationen und Abschwächungen vorhanden und gleichfalls bis auf die neueste Zeit fortgepflanzt ist das Lied: Es taget in dem Osten, ursprünglich ein Tagelied, welche Liederform weiter unten noch berührt werden wird. Die ältesten bekannten Abfassungen sind teils niederdeutsch, teils niederländisch (holländisch); die niederdeutsche — jedoch von mir in das Hochdeutsche umgesetzt — ist folgende (vergleiche Uhland I, Nr. 95 A. S. 210)*), Böhme 67.

---

*) Niederländisch findet sich das Lied im Antwerpener Liederbuch von 1544 daraus Uhland Nr. 95 B und Hoffmann v. F. Horae belgicae 2. Aufl. II S. 65 ff., wo auch eine Übersicht über die sonstigen Texte gegeben ist.

1. „Es taget in dem Osten,
der Mond scheint überall;
wie wenig weiß mein Liebchen,
wo ich benachten soll,
wie wenig weiß mein Liebchen,
ja Liebchen!

2. Wären das all meine Freunde,
die nun meine Feinde sind,
ich führte sie aus dem Lande,
mein Lieb und Minnelein,
ich führte sie aus dem Lande,
ja Lande!"

3. „All wohin solltet ihr mich führen,
stolz Ritter wolgemeit?
ich liege in Liebes Armen
in so großer Sicherheit,
ich liege in Liebes Armen,
ja Armen."

4. „Liegt ihr in Liebes Armen?
bei Gott, ihr sagt nicht wahr!
geht hin zu der Linden grüne,
erschlagen liegt er da,
geht hin zu der Linden grüne,
ja grüne."

5. Das Mägdlein nahm ihren Mantel,
und gieng da einen Gang
all zu der Linden grüne,
da sie den Toten fand,
all zu der Linden grüne,
ja grüne.

6. „Wie ihr hier zerschlagen,
verschmort in eurem Blut!
das hat gethan euer Rühmen,
darzu nur eur hoher Mut,
das hat gethan eur Rühmen,
ja Rühmen.

7. Wie liegt ihr hier zerschlagen,
der mich zu trösten pflag!
was habt ihr mir nachgelaßen?
so manchen betrübten Tag;
was habt ihr mir nachgelaßen,
ja gelaßen?“

8. Das Mägdlein nahm ihren Mantel
und gieng da einen Gang
all nach ihres Vaters Pforten,
die sie zugeschloßen fand,
all nach ihres Vaters Pforten,
ja Pforten.

9. „Ach ist hierinn ein Herre,
oder ein edel Mann,
der mir diesen Toten
begraben helfen kann?
der mir diesen Toten,
ja Toten —“

10. Die Herren schwiegen stille,
sie machten keinen Laut;
das Mägdlein kehrt sich umme,
und sie gieng weinend aus;
das Mägdlein wandt sich umme,
ja umme.

11. Mit ihren schneeweißen Händen
sie die Erde aufgrub,
mit ihren schneeweißen Armen
sie ihn zu Grabe trug,
mit ihren schneeweißen Armen,
ja Armen.

12. „Nun will mich begeben
in ein klein Klösterlein,
und tragen schwarze Kleider
und wurden ein Nönnelein,
und tragen schwarze Kleider,
ja Kleider.“

13. Mit ihrer hellen Stimme
sie ihm die Messe sang,
mit ihren schneeweißen Händen
sie ihm die Schellen klang,
mit ihren schneeweißen Händen,
ja Händen.

Nach unseren jetzigen Begriffen von der Construction eines Gedichtes bleibt es uns unklar, was das Gespräch des Ritters mit seiner Geliebten in den ersten vier Strophen sagen wolle; ja man ist versucht zu fragen, ob es nicht ein Dritter sei, welcher mit dem Fräulein rede, und dann ihr ihres Geliebten blutigen Tod verkündige. Am nächsten läge es, dieses Gespräch für einen Traum zu halten, in welchem die Schreckgestalten der Zukunft mit dem ruhigen süßen Behagen der Gegenwart in Contrast treten, und dem dann mit Strophe 4 durch den Anruf des Wächters ein schreckliches Erwachen folge; indes auch auf diese poetisch gewiß vollkommen zulässige und gerechtfertigte Weise pflegte unser Volk in jener Zeit (14.—15. Jahrhundert) nicht zu dichten. Es ist noch eine andere, gleichfalls aus dem 15. Jahrhundert stammende, abgekürzte und mehr als die eben angeführte den Charakter einer geordneten Erzählung erstrebende Fassung dieses Liedes vorhanden, nämlich folgende:

1. Es taget in Oesterriche,
die Sunn schint überal;
so weiß mein wunderschön Lieb,
war es mich füren sal.*)

2. „War sol ich dich füren,
gut Ritter hochgemeit?
ich lig an Liebes Arme,
und bins beschloßen din.“

3. „Und ligst an Liebes Arme,
und bist beschloßen ein,

*) War wohin; sal ist andere Form von sol.

es möcht dich wol gerüwen,
wanns Jar ein Ende hat."

4. Das Jar das hat ein Ende,
die Jungfrau tät einn Gang,
für ihres Vaters Burge,
da sie den Wächter fand.

5. „Wächter trut Geselle,
trit her ein Wort zu mir:
ich han min Lieb verloren,
das Leid, das klag ich dir."

6. „Hast du din Lieb verloren,
und klagest mir din Not,
ich sach ihn nächte*) spate
zerhouwen uf den Tod."

7. „Wächter, du must liegen,**)
darzu seist***) du nit war,
ich sach ihn nächte spate
vor minem Bettlin stan,"

8. „Sacht ihr ihn nächte spate
vor eurem Bettlin stan,
so muß es Gott erbarmen,
daß ichs erlogen muß han."

9. Er nam sie bi der Hände,
bi ihre schnewißen Hand,
er fürt sie uf die Straße,
da sie ihn zerhouwen fand.

10. Mit ir schnewißen Hände
macht sie ihm ein tiefes Grab,
mit ihren heißen Trähen†)
sie ihm den Segen gab.

*) nächte ist s. v. a. nächten gestern Abend.
**) liegen ältere Form für lügen.
***) seist sagst.
†) Im älteren Deutsch sagte man „der Trahen", in der Mehrzahl „die Trahene, Trehene"; aus der zusammengezogenen Form der Mehrzahl (trêne) bildete sich im Neuhochdeutschen der Singular „die Thräne".

Diese Fassung (Mone, Anzeiger 1835 Sp. 455 f. aus einer Handschrift des 16. Jahrh., jetzt in Karlsruhe), belehrt uns, wenn es für den Kenner der alten Volkspoesie ja noch der Belehrung bedürfte, daß das Gespräch des Ritters mit seiner Geliebten ein wirkliches Gespräch sei, ein volles Jahr vor dem blutigen Tode des Geliebten gehalten, als Todesahnung, welche dann mit Str. 4 (der älteren Recension: Liegt ihr in Liebes Armen) in der Schreckensbotschaft des Wächters in Wirklichkeit umschlägt, ohne daß der Zwischenraum eines Jahres, als ein nur der vom Volksliede stets verschmähten Exposition, nicht der Dichtung angehöriges Moment, irgend erwähnt oder nur angedeutet würde. Dies Zusammenfließen von Besorgnis, Ahnung, süßer Erinnerung und schreckenvoller Wirklichkeit giebt dem Liede etwas Geheimnisvolles, ähnlich der Ahnung, mit welcher das Nibelungenlied beginnt, und ist von der entschiedensten Wirkung.

Die Umbildungen dieses schönen Liedes sind nicht empfehlenswert; als einfaches Tagelied des 15. Jahrhunderts, ohne die in den eben mitgeteilten Liedern erzählte Begebenheit, findet es sich Mone Anzeiger 1838 Sp. 241—242; zu einem Tagelied gemeinster Art des 16. Jahrhunderts herabgesunken ist es vorhanden in dem Frankfurter (s. g. Ambraser) Liederbuch von 1582 Nr. 41; etwas poliert findet es sich in Kretzschmers Volksliedern, Nr. 38. Daß es häufig gesungen worden, beweist der Umstand, daß weltliche und geistliche Lieder nach seiner Melodie gedichtet worden sind.

Zur Spracherklärung wird nicht mehr als Folgendes nötig sein. „Wol gemeit" (Str. 3 des 1. Liedes und Str. 2 des 2. Liedes) bedeutet fröhlich, tapfer; gemeit ist ein besonders der ritterlichen Poesie des 13.—14. Jahrhunderts sehr geläufiges Wort. „verschmort" (Str. 6 des ersten Liedes) bedeutet zusammengesunken, verfallen. „Hände" in Str. 9 und 10 des 2. Liedes ist nicht Plural, sondern eine regel-

rechte, jetzt freilich untergegangene Declinationsform des Dativs im Singular.

Verwandt mit diesem Liede ist ein anderes Tagelied, welches in einer aus dem vorigen Jahrhundert, vielleicht noch aus dem 17. Jahrhundert herrührenden Umgestaltung seit etwa 1750 zu den bekanntesten und gesungensten Volksliedern, namentlich im westlichen Deutschland, gehört hat und noch jetzt gehört. Es verdient dieses Lied, trotz mancher Härten, welche ihm schon im 16. Jahrhundert eigen waren und eigen geblieben sind, schon um dieser Verbreitung willen an dieser Stelle Mitteilung, aber auch aus dem Grunde, weil sich an demselben die Umgestaltung der Volkslieder, welche dieselben in verschiedenen Gegenden und im Laufe der Zeit erfahren haben, sehr bestimmt nachweisen und anschaulich machen läßt. Das folgende Lied ist aus Valentin Holls Handschrift mitgeteilt von Uhland 1, Nr. 76 A. S. 161 ff.

1. „Ich sach den liechten Morgen,
darzu sein werten Schein;
ich weck sie mit Gesange
die Allerliebste mein.“

2. „Ja wer ist dann der Singer,
der mir kein Ruh wil lan?
er sol sein Singen laßen,
das sei ihm untersagt!“

3. „Das bin ich, zart schöne Fraue,
sprecht ein gut Wort zu mir
aus eurem rosenfarben Munde,
ob ihr wolt lonen mir!“

4. „So komm, du Held, herwider,
wann der Tag ein Ende hat!
ich wil dir, Held, schon lonen,
ich lon dir ob ich mag.“

5. Der Held der kam herwider,
er kam eins Teils zu früh:

„sagt mir, mein schöne Fraue,
wo ich mein Pferd hin tu!"

6. „Dein Pferd bind an ein Linden,
da stellt es, Helde, bei!
leg dich an meine Arme,
ruh, Held, eine kleine Weil!"

7. „Nein ich zart schöne Fraue,
ich mag nicht haben Ruh;
ich bin so sehr verhauen,
rat, schöne Frau, wie ich ihm tu!"

8. „Nun muß es Gott erbarmen,
daß ich nicht bin der Schilde dein!
so wären dir, Held, deine Wunden
nicht so groß und nicht so weit."

9. „Nein ich, zart schöne Fraue!
das müst ich immer klagen;
ich wil sie noch vil lieber
in meinem Leib selbs tragen."

10. Was zog sie ab ihrem Haubet?
ein gülden Umbehang;
sie band dem Held seine Wunden;
wie bald er Ruh empfand!

11. Was zog er ab seiner Hände?
von Gold ein Fingerlein:
„nemt hin, mein schöne Fraue,
tragts durch den Willen mein!"

12. Was soll mir das rote Gold,
so ichs nicht tragen soll
vor Rittern und vor Knechten?
mein Herz ist Traurens voll."

13. Er nahm das selbig Fingerlein,
warfs in des Meeres Grund:
„als wenig du wirst gefunden,
so wenig wird mein Herz gesund."

14. Was zog sie aus ihrer Scheide?
ein Messer von Gold so rot;
sie stach ihrs durch ihr Herze,
aus großer Lieb tät sie ihr selbs den Tod.

15. Nun fleuß, nun fleuß, du Blut so rot,
fleuß in des Meeres Grund!
es leben nimmermere
zwen rosenfarbe Mund.

Auch dieses Lied ist in seinem Kern unzweifelhaft historisch: ein Ritter, welcher nach alter Minnesängerart vor der Burg seiner Geliebten singt, wird auf den Abend vertröstet, hat aber unterdes mit seinen Feinden einen schweren Kampf zu bestehen. Todwund kehrt er mit dem sinkenden Tage, noch vor der verabredeten Zeit, zu seiner Geliebten zurück; diese verbindet ihn mit ihrem goldgestickten Überwurf, und er reicht ihr den Trauring. Doch das Fräulein weist den Ring zurück, weil sie doch nicht öffentlich des Todwunden und Sterbenden eheliches Gemahl werden kann. Da wirft der Ritter, als Zeichen der Trennung von Liebe und Leben, den Ring in das Meer und stirbt; das Fräulein aber giebt sich selbst den Tod, und das vereinigte Blut der beiden Liebenden strömt dem Meere zu. Der Selbstmord ist eine Härte, welche in älteren Zeiten im Volksliede nicht vorkommt,*) eine Übertreibung, welche wahrscheinlich der ältesten Form dieses Liedes, das sonst auf Verhältnisse des 12.—13. Jahrhunderts zurück weist, gar nicht eigen gewesen und erst im 16. Jahrhundert hinzugesetzt worden ist.

Eine zweite Recension desselben Liedes, eine fragmentarische Bearbeitung der ersten, ist folgende (Uhland 1, Nr. 76 B. S. 164 ff. nach den Bergkreyen und fl. Bl. des 16. und 17. Jahrhunderts.

---

*) Der Selbstmord ist im ganzen Mittelalter äußerst selten und erscheint erst vom Ende des 15. Jahrhunderts an häufiger. (B.)

1. „Es ist der Morgensterne,
er leucht mit hellem Schein;
er weckt uns mit seinem Gesange
von dem Allerliebsten mein.

2. Wer ist, der da singet?
er mag sein Singen wol lan:
ob ihm etwas widerführe,
er müst ihms warlich han.“

3. „Ob mir etwas widerführe,
feins Lieb, was hülf dich das?
hab ich durch deinen Willen
gesungen ein lange Nacht.“

4. „Hast du durch meinen Willen
gesungen ein lange Nacht,
ich wil dirs wol verlonen,
du edler Jüngling zart.“

5. „Alde! ich sol mich scheiden
von der Allerliebsten mein,
mein Rößlein wil nimmer leiden,
wo sol ich mein Roß hin thun?“

6. „So bind dus auch wol ane,
wol an den grünen Zweig!
so leg dich an mein Bettlein!“
Der Knab war seuberleich:

7. „Ich kan und mag nicht schlafen,
ich kan nicht frölich sein;
ich bin verwundet sere
wol durch den Willen dein.“

8. „Bist du verwundet sere
wol durch den Willen mein,
ich wils dirs laßen heilen,
du edler Jüngling fein!“

9. „Alde! ich sol mich scheiden
von der Allerliebsten mein;
mein Rößlein wil nimmer bleiben,
alde! ich reit von dir.“

In dieser, verglichen mit der ersten, viel geringfügigeren Form ist das Lied weit verbreiteter gewesen, als in der ersten. Hier liegt der ganze Accent auf der Trennung der beiden Liebenden, und als Motiv derselben erscheint zwar auch noch wie in dem älteren Liede, die schwere Verwundung des Jünglings, aber sie erscheint nur im Hintergrunde; in den Vordergrund tritt der Unmut des Jünglings darüber, daß das Fräulein ihn so lange habe vergeblich singen lassen und dadurch Ursache seiner Verwundung geworden sei; die Geliebte sucht ihn zwar zu begütigen, aber er wendet sich von der kalten Schönen schließlich für immer ab. Tod und Selbstmord fallen hiernach weg, dagegen taucht in der geschilderten Herzlosigkeit von fern auch der Gedanke der Untreue der Jungfrau auf — kann sie den Geliebten so lange auf seine eigene Gefahr, die sie wohl erkennt (Str. 2, 3—4) singen lassen, so fehlt es ihr an der rechten Treue, welche gern selbst Schild für den Geliebten wäre und dessen Wunden auf sich selbst nähme wie das in dem ersten Liede (Str. 8) so schön gesagt wird. Dieses tiefere Motiv der Trennung, welches nur von fern durchleuchtet, forderte, da die Herzlosigkeit nicht vollständig ausreichend erschien, zu einer weiteren Umarbeitung oder wenn man will: Ergänzung, auf, welche dem Liede, wie wir gleich sehen werden, in späterer Zeit auch geworden ist. Zuvor möge nur bemerkt werden, daß aus dem 16. Jahrhundert auch eine holländische Recension des Liedes vorhanden ist, in welcher der Kampf, die Verwundung, mithin auch die Trennung und deren Motive gänzlich weggefallen sind; es ist das Lied zu einem einfachen Tagelied geworden, und fällt somit aus der Klasse von Volksliedern, welche wir gegenwärtig betrachten, völlig aus.

Die vierte Recension des Liedes, die heute noch allgemein bekannte und gesungene, welche zuerst in Jacobis Iris (1776) 5, S. 134, dann in Herders Volksliedern

(1778) 1, 38 aus dem Volksmunde*) entnommen abgedruckt wurde, muß, wenngleich jedermann bekannt und zugänglich, der Vergleichung wegen hier aufgeführt werden. (Aus neuerer Zeit vgl. den Text bei Birlinger schwäb. Volkslieder 9.)

1. Es leuchten drei Sterne am Himmel,
die geben der Lieb ihren Schein;
„Gott grüß dich, schönes Jungfräulein,
wo bind ich mein Rößlein hin?"

2. „Nimm du dein Rößlein am Zügel, am Zaum,
binds an den Feigenbaum,
setz dich ein kleine Weil nieder,
und mach mir ein kleine Kurzweil."

3. „Ich kann und mag nicht sitzen,
mag auch nicht lustig sein,
mein Herz möcht mir zerspringen,
feins Lieb, von wegen dein.

4. Was zog er aus seiner Taschen?
ein Meßer, war scharf und spitz;
er stachs seiner Liebsten ins Herze,
das rote Blut gegen ihn spritzt.

5. Und da ers wieder heraußer zog,
vom Blut war es so rot.
„Ach reicher Gott vom Himmel,
wie bitter wird mir der Tod!

6. Was zog er ihr ab vom Finger?
ein rot Goldringelein;
er warf es ins fließende Waßer,
es gab seinen hellen Schein.

7. „Schwimm hin, schwimm her, Goldringelein,
bis in die tiefe See!

*) nach einer Aufzeichnung, die Goethe im Elsaß gemacht hatte. Eine andere Gestalt des Liedes ohne die zwei ersten Strophen, die Goethe gleichfalls dem Volksmund entnahm, s. bei Schöll, Briefe und Aufsätze von Goethe S. 123, Goethe, Ephemerides ed. Martin 32.

mein Feinslieb ist mir gestorben,
nun hab ich kein Feinslieb mehr!"

[8. So gehts, wenn ein Mädchen zwei Knaben lieb hat,
thut wunderselten gut;
das haben wir beide erfaren,
was falsche Liebe thut.]

Diese Abfassung wendet die Ursache der Trennung der Liebenden, welche in dem ersten Liede in die Todeswunde, in dem zweiten Liede andeutend in die Gesinnung des Mädchens, in dessen Herzenskälte gelegt war, entschieden gegen das untreue Mädchen. Zwar wird, da dieses Lied die starken Sprünge des Volksliedes mit den älteren Abfassungen gemein hat, die Untreue nicht ausdrücklich berichtet — sie ergiebt sich aus dem ganzen Zusammenhang, und nur eine spätere nicht ursprüngliche Strophe (So gehts, wenn ein Mädchen ꝛc.) bringt diese Erklärung nach. Die Färbung wird durch den an der Ungetreuen vollzogenen Mord weit greller, so, wie es die Volksdichtung der älteren Zeit nicht gestattet haben würde. Auf der andern Seite ist nicht nur der Charakter eines Tageliedes völlig verblichen, kaum daß noch die „drei Sternlein" von ferne daran erinnern, sondern es ist auch der in den ältesten Recensionen schärfer ausgeprägte historische Charakter hier fast völlig verwischt.

Eine fünfte, erst in der neuesten Zeit entstandene Abfassung, die man jedoch nur als eine Entstellung bezeichnen kann, ist folgende*) am Rheine nicht unübliche (Altrheinländische Mährlein und Liedlein 1843 S. 40):

1. Es kann uns nichts Schönes erfreuen,
als wenn der liebe Sommer ankömmt,
dann blühen die Rosen im Garten,
Soldaten marschieren ins Feld.

*) Aus Westfalen teilt es A. Reifferscheid mit, welcher S. 170 f. eine Übersicht über die gedruckten Versionen des Liedes giebt. Vgl. Zurmühlen 39, Böckel 63, Tobler, schweiz. Volksl. II, 206.

2. Da kam ich nun weit in die Fremde,
da sehnt ich mich wieder nach Haus:
„ach wär ich zu Hause geblieben,
und hätte gehalten mein Wort!“

3. Und als ich nun widrum kam heime,
Feinsliebchen stund hinter der Thür:
„Gott grüß dich, du Hübsche, du Feine,
von Herzen gefallest du mir!“

4. „Was brauch ich dir denn zu gefallen?
ich habe schon längst einen Mann,
dazu einen hübschen und feinen,
der mich beschützen kann.“

5. Was zog er aus seiner Taschen?
ein Meßer war blank und war spitz.
Er stachs seiner Liebsten ins Herze,
das rote Blut gegen ihn spritzt.

6. Und als er es wieder heraußer zog,
vom Blute war es so rot;
„ach großer Gott im Himmel,
wie bitter wird mir der Tod!“

Dieses Lied läßt nun beide, den Jüngling und das Mädchen, untreu werden, und die Herbigkeit des Mordes wird dadurch bis zum Unsinn und zur Brutalität gesteigert. Von wirklicher Poesie ist in diesem Liede kaum noch eine Spur zu entdecken, wie denn die sämtlichen Abfassungen unseres Liederstoffes ein allmähliches aber sehr merkliches Sinken der poetischen Kraft bekunden, und wie überhaupt an dem jetzigen Volkslied allein die wahre maßgebende Gestalt des Volksliedes unmöglich erkannt und erlernt werden kann.

Übrigens ist die Melodie dieses unseres Liedes sicherlich eine alte, eine der schönsten aller noch jetzt gesungenen Volksmelodieen, und schon Herder sprach sich über dieselbe dahin aus, daß sie „das Helle und Feierliche eines Abendgesanges habe, wie unter dem Licht der Sterne“; auch machte

Herder bereits auf die „kühne, schrecklich fortschreitende Handlung“ des Liedes aufmerksam.

Zu den vorzüglicheren Liedern dieser Kategorie gehört ein aus dem Exemplar der „Bergreihen“ (1547), welches Friedrich Nicolai besaß, in dessen „feynen kleynen Almanach“ 1777 S. 122 f. übergegangenes Lied, welches Uhland 1, Nr. 94 S. 207 f. unter dem Titel „die Lilien“ abgedruckt hat.*)

1. Es reit ein Herr und auch sein Knecht
wol über ein Heide die was schlecht, ja schlecht,
und alles was sie redten da,
was alles von einer wunderschönen Frauen, ja Frauen.

2. „Ach Schildknecht, lieber Schildknecht mein,
was redst von meiner Frauen, ja Frauen,
und fürchtest nicht mein braunen Schild?
zu Stücken will ich dich hauen
vor meinen Augen.“

3. „Euern braunen Schild den fürcht ich klein,
der lieb Gott wird mich wol bhüten, behüten.“
Da schlug der Knecht sein Herrn zu Tod,
das gschah um Fräuleins Güte, ja Güte.

4. „Nu will ich heim gen landwärts ein,
zu einer wunderschönen Frauen, ja Frauen;
ach Fräulein, gebt mirs Botenbrod!
eur edler Herre und der ist tot,
so fern auf breiter Heide, ja Heide.“

5. „Und ist mein edler Herre tot,
darumb will ich nicht weinen, ja weinen;
den schönsten Bulen den ich hab,
der sitzt bei mir daheime
Mutteralleine.

*) Nicolai gab dem schönen Liede eine frech höhnende Überschrift: „Eyn klegliche Mordgeschichte, von eym Herrn, der wz tot“, und der Melodie eine gleiche, nicht minder höhnende: „Seer kleglich

6. Nu sattel mir mein graues Roß!
ich will von hinnen reiten, ja reiten."
Und da sie auf die Heide kam,
die Lilgen thäten sich neigen
auf breiter Heide.

7. Auf band sie ihm sein blanken Helm
und sah ihm unter sein Augen, ja Augen:
„Nun muß es Christ geklaget sein,
wie bist du so sehr zerhauen
unter dein Augen!

8. Nu will ich in ein Kloster ziehn,
will den lieben Gott für dich bitten, ja bitten,
daß er dich ins Himmelreich well lan,
daß gscheh durch meinetwillen!
schweig stille!

Es ist ein Lied von der Untreue, welche lange Zeit mit sich ein lüsternes, aber wie sie sich einredet, ungefährliches Spiel getrieben hat — daß aus dem lockeren und lockenden heiteren Spiel furchtbarer Todesernst werden könne, hat sie sich nicht gesagt. Die Frau ist untreu, doch berührt die Untreue eigentlich nur die Oberfläche des Herzens: es ist mehr ein Irrlicht, von dem sie verlockt wird, und welchem sie vorwitzig und übermütig folgt, als daß es eine Flamme wäre, welche aus dem Innersten ihrer Seele, aus der Tiefe ihres Herzens, herausschlüge. Als ihr der Tod ihres Gatten durch den Mörder, den von dem Geliebten bestochenen treulosen Diener seines Herrn, verkündigt wird, ist allerdings das erste Gefühl das der Befriedigung, nun ihrer Neigung folgen zu dürfen; das zweite ist das der alten, wenn auch jetzt nur noch äußerlichen Anhänglichkeit an den Toten — sie will

vnndt stönend", womit derselbe seine nicht nur völlig unpoetische Natur, sondern auch seine niedrige Gesinnung deutlich genug an den Tag legt.

wenigstens sehen, was geschehen ist. Aber als die Ungetreue der Todesstätte nahe kommt, als sie über die Heide reitet, auf welcher der verratene Gatte um ihretwillen erschlagen liegt, da treten die Gestalten des Todes ernst an sie heran: Laub und Gras und Blumen sehen ihr anders aus als sonst, die Lilien neigen sich und klagen sie an. Und als sie zu der Leiche des Ermordeten kommt, muß sie sein Angesicht, das einst liebe, jetzt vom Mordstahl entstellte Angesicht, noch einmal sehen — sie bindet ihm den Helm ab und schaut in die erloschenen Augen. Da ist sie geheilt von ihrer Krankheit, von der Untreue, wenn gleich zu spät, bekehrt: tiefer Schmerz um den, der um ihretwillen, durch ihre Schuld gefallen ist, erfüllt ihre reuige Seele, und sie zieht sich büßend zurück in die Einsamkeit eines Klosters. Dieses Gedicht von eigentümlicher Schönheit ist vorzüglich geeignet, die wahre Natur des Volksliedes zur Anschauung zu bringen: die Gemütszustände der handelnden Personen, die Motive der Handlungen und Zustände, insbesondere die Sinnesänderung der Frau, werden gar nicht erwähnt, die Sinnesänderung wird nicht einmal angekündigt; es wird nur die einfache Thatsache erzählt, und dem Hörer überlassen, die Zwischenglieder hinzuzudichten. Diese Teilnahme an dem Schaffen des Dichters, dieses Mitdichten, welches auf diese Weise dem Hörer angesonnen wird, kann nur in Zeiten einer gleichmäßig und allgemein verbreiteten dichterischen Erregung stattfinden; der Zuhörer oder Leser steht auf diese Weise dem Dichter im Range gleich, wogegen wir, die wir uns von unseren Dichtern alles vorsagen lassen — auch wohl vorgesagt haben wollen — unsern Dichtern gegenüber uns in einer weit ungünstigeren, nicht nur weit prosaischeren, sondern gleichsam schülerhaften Stellung befinden.

Str. 1, 2 ist „schlecht" so viel wie eben, und Str. 3, 4 bedeutet „Güte" Schönheit. Diese Ausdrücke, so wie manches Andere, z. B. der braune Schild, ja die Haltung des Ganzen,

scheinen dem Liede seinen Ursprung noch im 15. Jahrhundert anzuweisen.*)

Bedeutend jünger, nämlich nicht vor den letzten zehn Jahren des 16. Jahrhunderts entstanden, ist folgendes, ursprünglich wohl eigens historische Lied, welches später verallgemeinert und in dieser jüngeren Fassung zu einem der bis auf diesen Tag bekanntesten Lieder geworden ist.**)

1. Es waren drei Soldaten,
sie waren gar junge Blut;
sie hatten sich ein wenig vergangen,
der Marschall nahm sie gefangen,
gefangen bis zu dem Tod.

2. Ein Wagen thät man rüsten,
ein Wagen den rüst man zu,
darauf thät man sie führen
von Ringelrod bis gen Düren,
gen Düren wohl in den Turn.

3. Man legt sie hart gefangen,
verschlossen mit Riegel und Thür.
Die Knaben die stunden in Trauren,
sie ruften aus den Mauren,
daß Gott ihr Helfer wär.

4. Das erhört ein wackers Mägetlein,
hätt einen Gefangenen lieb;
sie gieng mit Schreien und Weinen
gen Düren wohl über die Steine
hin zu dem tiefen Turn.

5. „Knabe, wann ich dich los bäte,
was würdest du darnach thun?

---

*) Eine andere Fassung mit gleichem Anfang steht im Wunderhorn 2 S. 271. Vgl. darüber die Ausgabe von Birlinger u. Crecelius 2 S. 492 ff.

**) Vgl. über die verschiedene Fassung des Liedes A. Reifferscheid S. 151 f. neuster Text: Böckel 89.

so zögest du aus dem Lande,
ließest mich brauns Mägdlein in Schande,
in großen Trauren stehn."

6. „Ach nein, du wackers Mägetlein,
das wollte ich ja nicht thun;
ich wollte dich nehmen und trauen
zu einer ehlichen Hausfrauen,
mein eigen solltest du sein."

7. Das Mägetlein wand sich umme,
und gieng mit Weinen darvon,
sie ging mit Schreien und Weinen
zu Düren über die Steine
vor des Oberamtmanns Haus.

8. „Ach Amtmann, lieber Herr Amtmann,
ich hab eine Bitt an euch:
ihr wollt mein in Gnaden gedenken,
ein gefangnen Soldaten mir schenken,
der soll mein eigen sein."

9. „O nein, du wackers Mägetlein,
das kann doch nicht gesein;
der junge Soldat muß sterben,
kann er Gottes Gnad erwerben,
das wär seiner Speis."

10. Des Mägetlein weinet sehre,
bat mit traurigem Mut:
„O Amtmann, lieber Herre,
wollt mich der Bitt gewähren,
schenkt mir den Soldaten gut." *)

11. „Maidlein, du hast vernommen,
es kann und mag nit sein:
der jung Soldat in Banden
hat gestift viel Jammer und Schande,
drum muß er des Todes sein."

---

*) Über diese Sitte, daß Mädchen zum Tode Verurteilte freibaten und ehelichten s. zahlreiche Nachweise bei Böckel XLVII ff. und in Picks Monatsschrift f. Westdeutschland VII, 257 f. (B.)

12. Das Mägetlein wandte sich umme
und weinet gar bitterlich;
sie gieng mit Weinen und Kummer
zum tiefen Turn besunder;
hört, was sie trug mit sich!

13. Sie trug an ihrem Ärmelein
ein Hemmetlein das war weiß,
das schenkt sie mit Äugleinnetzen
dem jungen Soldaten zur Letze,
zu seines Todes Schweiß.

14. Was zog er von seiner Hande?
Von Gold ein Fingerlein!
„das nimm hin, mein Allerliebste,
von mir jetzt zu der Letze,
darmit gedenke mein!"

15. „Ja, wann das Ringlein wird brechen,
wo soll ich die Stücklein hin thun?"
„Schleuß du sie dann in dein Kisten,
auf daß niemand mehr wiße,
wo es hinkommen sei."

16. Wer ist, der uns das Liedlein sang,
so frei gesungen hat?
das thät ein ehrlicher Ritter,
sah des jungen Soldaten Tod bitter,
und half ihm auch zum Grab.

17. Hiemit thu ich beschließen
das Liedlein auf dieses Mal.
Gott wöll sein Gnad thun senden
und helfen zum seligen Ende
uns Christen allzumal. Amen.

Die vorstehende Fassung (aus dem Jahr 1620, Hoffmann Findlinge 1, 251) ist gegen die erste niederdeutsche (Uhland 1, S. 542) schon etwas verallgemeinert; die neuere Recension hat wieder mehrere Variationen, von denen die

ältere zuerst von Elwert (Ungedruckte Reste deutschen Gesanges 1784, S. 19), daraus im Wunderhorn (1, S. 48), im „Teutschen Liederbuch für Hochschulen" 1823 S. 439 und dann öfter abgedruckt worden ist; eine der gewöhnlichsten Formen*) ist folgende:

1. Es waren einmal drei Reiter gefangen,
darzu ein junges Blut;
sie wurden gefangen und geführet,
keine Trommel ward dabei gerühret
im ganzen römischen Reich.

2. Und als sie auf die Brücke kamen,
was begegnet ihnen allda?
ein Mägdlein jung von Jahren,
hatte nicht viel Leid erfahren:
„geh hin, und bitt du für uns!"

3. „Und wenn ich für euch bitten thu,
was hülfe mich denn das?
ihr zieht in fremde Lande,
laßt mich armes Mägdlein in Schande,
dazu in Herzeleid."

4. „Ach nein, ach nein, schöns Mägdelein,
das kann und soll nicht sein;
ich will dich laßen trauen
zu einer ehrlichen Frauen,
ich will dich nehmen zur Eh."

5. Das Mägdlein sah sich um und um,
groß Trauren kam sie an;
sie gieng wol fort mit Weinen,
bei Straßburg über die Steine,
wol vor des Hauptmanns Haus.

---

*) Im Wunderhorn lautet der Anfang: Es waren drei Soldaten, dabei ein junges Blut. Die Literatur s. bei Scherer, Jungbrunnen S. 332.

6. „Guten Tag, guten Tag, lieber Herr Hauptmann,
ich hab eine Bitt an euch:
wollet meiner Bitte gedenken,
und mir die Gefangnen los schenken,
dazu mein eignen Schatz.

7. „Ach nein, ach nein, schöns Mägdelein,
das kann und darf nit sein;
die Gefangnen müßen sterben,
Gottes Reich sollen sie ererben,
dazu die Seligkeit."

8. Das Mägdlein sah sich um und um,
groß Trauren kam sie an,
sie gieng wol fort mit Weinen
zu Straßburg über die Steine,
wol vors Gefangnen-Haus.

9. „Guten Tag, guten Tag, Herzgefangner mein,
es kann und mag nicht sein!
ihr Gefangnen, ihr müßt sterben,
Gottes Reich sollt ihr ererben,
dazu die Seligkeit."

10. Was zog sie aus ihrem Schürzelein?
ein Hemd so weiß wie Schnee:
„Sieh da, du Hübscher und du Feiner,
du Herzallerliebster und du meiner,
das soll dein Sterbkleid sein."

11. Was zog er von dem Finger sein?
ein goldnes Ringelein:
„sieh da, du Hübsche und du Feine,
du Herzallerliebste und du meine,
das soll dein Denkmal sein!"

12. „Was soll ich mit dem Ringlein thun,
wenn ichs nicht tragen darf?"
„Leg dus in Kisten und Kasten,
laß es ruhen, laß es risten und rasten,
bis an den jüngsten Tag."

13. „Und wenn ich vor Kisten und Kasten komm
und schau das Ringlein an,
da darf ichs nicht anstecken;
das Herz möcht mir zerbrechen,
daß ichs nicht ändern kann."

Die Scene mit dem Ringe erinnert sehr deutlich an das vorher aufgeführte Lied „Ich sah den lichten Morgen", wo die Gabe und die Ablehnung des Ringes einen bestimmteren Sinn hat, als hier, und vollends in der Entstellung, welche der Scene in „Es stehen drei Sternlein am Himmel" angethan worden ist. Sonst aber trägt gerade die jüngere Abfassung unseres Liedes ein anerkennenswertes episches Gepräge: es werden, wo dieselbe Veranlassung eintritt, dieselben Worte gebraucht (Strophe 5—9), ein aus Homer wie aus dem deutschen Epos bekannter Gebrauch, welcher den objektiven Gehalt und den festen Schritt des Epos charakterisiert, während die Kunstdichtung bemüht ist, Begebenheiten, welche sich wiederholen, jedesmal in anderen, neuen Formen zu berichten, neue Wendungen zu erfinden, was eben im Epos und Volkslied nicht statthaft ist.

Die Melodie dieses Liedes ist eine sehr lebhafte und singbare; Holtei erkannte dies gar wohl und verwendete sie deshalb 1828 für das „Mantellied" in seiner Lenore, welches dieser Melodie länger als zehn Jahre seine ungemeine Verbreitung zu danken hatte, wiewohl dasselbe sich an poetischem Gehalt mit unserem Liede weitaus nicht messen kann und jetzt bereits fast völlig vergessen ist, während unser Lied, in jenem Zeitraum über das Mantellied fast vergessen, wieder aufgetaucht ist und wahrscheinlich sich noch lange erhalten wird.

Von den neueren Volksliedern dieser Gattung möge nur eins erwähnt werden:

Die Müllerstochter

1. Jener Müller wollt zusehen,
was in seiner Mühl geschehen:
die Mühl die thut so stille stehn.
als ob niemand drinnen wär.*)

2. Die Mutter steht wol in der Kammer,
Und schlägt beide Händ zusammen:
„wir haben ein einziges Töchterlein,
wie bald wird sie des Todes sein!"

3. „Frau, schweig still um Gotteswillen!
bald wird sich mein Traum erfüllen:
wir haben sie gekränzet mit Rosmarein,**)
weil sie soll Braut und Jungfrau sein."

4. „Durch das Wasser bin ich gangen,
und das Rad hat mich gefangen;
ihr sollt mit mir zu Grabe gehn,
wie's thut einer Braut anstehen.

5. Dort oben im Himmelsgarten
da thut mein Bräutigam mich erwarten;
dort oben in der Ewigkeit
da steht mein Brautbett schon bereit."

Offenbar ruhet auch dieses Lied auf einer wahren Begebenheit, und es wurde sogar, als das Lied um das Jahr 1830 in meiner Heimatgegend auftauchte (viel älter ist es sicherlich nicht), die Ortschaft ganz bestimmt bezeichnet, in deren Mühle sich das Ereignis zugetragen habe, was sich auf angestellte Nachfrage als irrig erwies. Das Lied verbreitete

---

*) Meist lautet der Anfang:
Meister Müller, thut mal sehen,
was an seiner Mühlen ist geschehen:
das Rad das bleibt so stille stehn,
es muß etwas zu Grunde gehn.
Vgl. Böckel 18, Alfr. Müller, Volksl. a. d. Erzgebirge 84.

**) Über Rosmarin als Brautschmuck s. Böckel XIX.

sich von 1830—1840 schnell in sehr weiten Kreisen: es wurde am Rhein, in Franken, in Schlesien gesungen, und in Hessen war es eine Reihe von Jahren das vor allen andern Liedern beliebte, ja die andern Lieder in den Hintergrund drängende Lied. An streng epischem Charakter und kühnen Übergängen ist es übrigens den besten Erzeugnissen der alten Zeit verwandt. So viel ich weiß, ist es in sämtliche nach dem Jahr 1850 erschienene Volksliedersammlungen (von Erk, v. Ditfurth, Simrock, Mittler, Scherer) aufgenommen worden.

Im Geiste der Volkslieder dieser Kategorie ist Uhlands Lied gedichtet: „Es ritten drei Burschen wohl über den Rhein, bei einer Frau Wirtin da kehrten sie ein.“ Dieses Gedicht ist in so hervorragender Weise volksmäßig, daß wir ihm überhaupt nur sehr wenig, ja außer Hoffmanns volksmäßigen Liedern fast nichts, an die Seite zu stellen haben; freilich ist es auch das einzige Gedicht Uhlands in dieser Art, und von diesem Werte zugleich. Entstanden ist es aus älteren Volksliedern ähnlichen Anfangs und ungefähr gleicher Richtung, und wenn es auch, was namentlich die älteren analogen Lieder unserer Volkspoesie nicht haben, eine Steigerung und Pointe enthält, so ist doch auch diese, sonst der Kunstpoesie angehörige, dem Volkslied fremde Eigenschaft hier in einer Form dargestellt, welche so einfach und wahr ist, daß wir das fremdartige Element darüber völlig vergessen.

Anhangsweise mögen noch zwei der ziemlich zahlreichen, freilich fast nur in der neuesten Volkspoesie vorkommenden Lieder aufgeführt werden, welche nur mittelbar mit den Liedern verwandt sind, die uns eben beschäftigt haben, indem sie nicht eine Begebenheit, sondern nur das Bild einer solchen darstellen: Lieder der Todesahnung und der Todestrauer.

1.*)

1. Ich hab die Nacht geträumet
wohl einen schweren Traum:
es wuchs in meinem Garten
ein Rosmarienbaum.

2. Ein Kirchhof war der Garten,
ein Blumenbeet das Grab,
und von den schönen Bäumen
fiel Kron und Blätter ab.

3. Die Blumen thät ich sammeln
in einen goldnen Krug:
der fiel mir aus den Händen,
daß er in Stücke schlug.

4. Draus sah ich Perlen fließen
und Tröpflein rosenrot:
was mag der Traum bedeuten?
ach Liebster, bist du tot?

2.**)

1. Ich gieng einmal spazieren,
spazieren im Wald,
da fand ich ein Brünnchen,
das Wasser war kalt.

2. Ich setzte mich nieder,
wohl auf meine Knie
und hörte den Grünewald-
Vögelchen zu.

3. Ich möchte wohl wissen,
obs wahr wohl wär,
daß mir mein Schätzchen
gestorben wär.

*) Mittler Nr. 866 aus Zarnak II, 48 (Wohl kein ächtes Volkslied?) (B.)

**) Mündlich aus Hessen bei Mittler Nr. 629.

4. Und wenn dann mein Schätzchen
gestorben wär,
wie lange soll ich
in Trauren dann gehn?

5. „So lange sollt du
in Trauern nun stehn,
bis daß alle Wasser,
zu Ende ja gehn.“

6. Und alle die Wasser
vergehen ja nicht,
so nimmt auch das Trauren
kein Ende ja nicht.*)

Die Lieder und Liederstoffe, welche bisher Gegenstände unserer Betrachtung gewesen sind, vorzugsweise die der letzten Abteilung — die historischen Lieder im weitesten Sinn — sind es, welche, in unsere moderne Kunstpoesie herüberverpflanzt, den Namen Romanzen und Balladen erhalten haben. Unter diesem Namen denkt man sich heut zu Tage nicht etwas Bestimmtes, nicht ein durch die Sache selbst, durch Form oder Inhalt oder durch beides fest abgegrenztes Gebiet der Poesie, vielmehr ist es der Willkür überlassen, sich etwas Beliebiges unter diesen Ausdrücken zu denken, wie es ja überall mit Bezeichnungen zu gehen pflegt, welche, aus ihrem eigentlichen Boden ausgerissen, auf Verhältnisse übertragen werden, denen sie ursprünglich ganz fremd sind. Die Theoretiker der Poesie haben sich deshalb völlig vergeblich an den Definitionen von „Romanze“ und „Ballade“ abgemüht, und bald aus Bürgers, bald aus Schillers, bald aus Goethes Gedichten die charakteristischen Merkmale der einen und andern Dichtungsform abzuleiten versucht, ohne zu einem befrie-

*) Reich an schönen, tief gefühlten Volksliedern ist die Sammlung von Pogatschnigg-Herrmann, deutsche Volkslieder aus Kärnten. 1. Bd. 2. A. Graz 1879. 2. Bd. Graz 1870 bes. I, 269, 270. (B.)

digenden Resultate gelangen zu können; kaum steht so viel fest, daß beide, Romanze und Ballade in das Gebiet der erzählenden lyrischen Poesie gehören, der Unterschied zwischen ihnen bleibt nebelhaft und schwankend. Die Theorie kann hier, wie freilich auch sonst, ihrer Natur nach zu festen Ergebnissen nicht gelangen; diese werden allein von der Geschichte der Dinge gewährt.

Die auf spanischem Boden entstandene Romanze bedeutet ihrem Wortsinne nach nichts anderes, als ein Lied in der Volkssprache, der romanischen, im Gegensatze gegen die Bücher- und Gelehrtensprache, die eigentlich römische, das heißt lateinische Sprache; ein Volkslied der Romanen, natürlich in ihrer Sprache, ist eben eine Romanze. Auf den Inhalt kommt es dabei nicht an, dieser wird durch den Namen keineswegs gekennzeichnet oder bestimmt, doch sind die ältesten Volkslieder der Spanier wie der Deutschen und der Slaven historischen, wenigstens sagenmäßigen Inhalts, sie sind epische Volkslieder, wie z. B. diejenigen, welche die Geschichte des Campeador, des Cid erzählen. Lächerlich ist es also, unsere deutschen Volkslieder im Ganzen und als solche Romanzen nennen zu wollen, wie freilich oft genug geschehen ist. Im Anfange jedoch, als der Ausdruck Romanze bei uns aufkam, geschah dies nicht, vielmehr verstand man unter Romanze ein nach dem modernen Stil umgebildetes Volkslied historischen Charakters, ein „verfeinertes" Volkslied, unter dieser Verfeinerung aber ein solches (historisches) Volkslied, welches nach dem Stil der mehr in das Breite gehenden erzählenden Lieder der romanischen Völker umgeformt und mit dem Schmucke der modernen Kunstpoesie bekleidet war. Als Grundlage dieser „verfeinerten Volkslieder" betrachtete man indes nur die letzten, zur Plumpheit herabgesunkenen Ausläufer des historischen Volksliedes, welche in Deutschland fast nur Mordthaten, in Frankreich vorzugsweise spukhafte Schauererzählungen, beide meist in greller, ja krasser Weise vorgetragen, zum

Gegenstande hatten. Das wirkliche historische Volkslied war vergessen, oder, wo ja noch eine Erinnerung daran vorhanden war, wurde es den ungefügsten Marktsängereien und Bänkelsängerliedern gleichgestellt. „Die Romanze — so äußerte sich einer der stimmführenden Theoretiker des vorigen Jahrhunderts, Vetterlein — ist aus der alten Mordgeschichte als aus ihrem rohen Anfang, mit Hülfe des geläuterten Geschmacks und der echten poetischen Kunst entstanden". Vorzugsweise verlangte man, wenn schon nicht ganz allgemein, für die Romanze solche Erzählungen, deren Gegenstand eine „rührende" Begebenheit war; es gieng diese Forderung zwar zunächst aus der thränenreichen Sentimentalität von 1760 bis 1780 hervor, war jedoch in gewisser Hinsicht nicht ganz unrichtig, da eben unsere älteren Volkslieder, namentlich die der dritten Kategorie, welche wir zuletzt betrachteten, vorzugsweise Kampf und Tod, Lieb' und Leid des alten großen Volksepos in kleineren Bildern wiedergeben. Was es übrigens mit jenem „geläuterten Geschmack" und jener „echten poetischen Kunst" auf sich habe, werden wir bald sehen.

Ballade ist italienisch, wie Romanze zunächst spanisch und bezeichnet wörtlich ein Tanzlied, wie wir deren auch bei unseren Minnesängern in reichlicher Anzahl unter der Bezeichnung „ein tanzwîse" antreffen. Der ursprüngliche Inhalt der italienischen Balladen war, wie der Inhalt der deutschen tanzwîsen, heiter, scherzhaft, vorwiegend erotisch; oft waren es kleine Liebesgeschichten, erotische Anekdoten, welche in den Balladen besungen wurden. Das Element des Volksmäßigen ist also auch hier allerdings vorhanden; an und für sich aber sind Romanze und Ballade von Grund aus verschieden, verschieden wie die Völker, denen sie ursprünglich angehören: Romanze repräsentiert die objektive, Ballade die subjektive Dichtung. Zu uns ist jedoch der Name Ballade nicht unmittelbar, wie der Name der Romanze, gedrungen. Längst vor uns hatten sich die Engländer des italienischen

Namens Ballade fast in dem Sinne bemächtigt, in welchem wir uns der spanischen Romanze bemächtigten, um nämlich mit demselben ihre, meist kunstmäßig ungestalteten älteren historischen Volkspoesien zu bezeichnen. Von der ursprünglichen Bedeutung des Wortes Ballade blieb mithin nur das allgemeine Moment des erzählenden Gedichtes übrig. In dieser neuen Bedeutung, welche demnach ganz mit der moderndeutschen Bedeutung der Bezeichnung Romanze zusammentraf, kam das Wort von den Engländern mit ihren Gedichten zu uns herüber, und die ersten Nachahmungen der altenglischen und schottischen erzählenden Gedichte erhielten den Namen Ballade. Da diese englischen Poesien größtenteils einen ernsten, tragischen, zuweilen düstern und schauerlichen Charakter tragen, so gewöhnte man sich daran, unter Ballade vorzugsweise ein solches erzählendes Gedicht zu verstehen, in welchem das Ernste, ja das Düstere und Schauerliche vorwalte. Es war eine seltsame Laune des poetischen Geschickes, aus einem kleinen heitern Tanzliede ein Schauerstück zu machen! So weit beide Dichtungen, Romanze und Ballade, nun auch ihrem Ursprunge nach von einander entfernt sind, so sind sie doch in ihrer Anwendung innerhalb der deutschen Poesie nicht, weder im Stoff noch in der Form, von einander verschieden, und die modernen Bearbeitungen unserer Volksliederstoffe führen beide Namen ohne Unterschied, wie denn z. B. Bürger in seinen Briefen an Boie über die Lenore sagt: „er habe eine herrliche Romanzengeschichte aus einer uralten Ballade aufgestört.“ Willkürlich bis zur Verkehrtheit ist es, wie in der allerneuesten Zeit versucht worden ist, alle erzählenden Gedichte Balladen, und Romanzen diejenigen nennen zu wollen, welche die Empfindungen schildern, zu denen eine Thatsache anregt. Hiermit wird das ursprüngliche Verhältnis geradezu umgekehrt.

Die Bearbeitungen historischer — wirklicher oder vermeintlicher oder erfundener, deutscher und französischer oder englischer — Volksliederstoffe, wie dieselben in dem Zeitraum

von 1760—1780 häufig vorkamen, gehören insgesamt, nur mit einer einzigen bedeutenden Ausnahme, welche nachher erwähnt werden muß, keineswegs zu den bessern Erzeugnissen unserer damals emporblühenden poetischen Literatur, geschweige denn zu den guten, manche zu den entschieden schlechten Produkten, wiewohl sie damals Beifall fanden und sogar für wirkliche, wenigstens für die einzig zulässige, Volkspoesie galten. Von wahrer Volksdichtung waren sie jedenfalls nicht nur das Gegenteil, sondern sogar die Karrikatur derselben. Daß aber solche Mißbildungen entstehen konnten, darauf wirkten zwei, in der damaligen geistigen Atmosphäre liegende Elemente, und zwar nach zwei verschiedenen Seiten hin, entscheidend ein.

Auf der einen Seite wirkte die ironisierende Manier Wielands, in welcher er das von ihm selbst dargestellte Leid, die von ihm selbst geschilderte Freude regelmäßig in den nächsten Zeilen belächelt, verspottet, verhöhnt, in welcher er eigens darauf ausgeht, gerade die tiefsten und wahrsten Empfindungen seiner eigenen Helden als unwahr darzustellen, zum Teil in Verbindung mit der ungeschlachteten Seite des Geniewesens, dahin, die Stoffe der erzählenden Poesie, und zwar auch die edelsten und kernigsten Stoffe der Volksdichtung, in ironisch-burlesker Weise zu behandeln, mithin zur widerlichsten Karrikatur herabzuwürdigen. In gemeinspaßhaften, oder besser: tölpelhaften Redensarten suchte man das Volksmäßige, in einer Verhöhnung des Stoffes durch alberne Übertreibungen das eigene poetische Verdienst. Dies war nun nicht etwa die Art und Weise verschrobener und verdorbener poetischer Ingenien, sondern die für diese Dichtungsart von der Theorie im vollsten Ernste aufgestellte Regel. In dem Munde des vorher aufgeführten Gewährsmannes (Vetterlein Chrestomathie 1796 1, 333) lautet dieselbe: „Der wahre Dichter, der einen solchen Stoff, wie ihn die Volkssänger in einem halbbarbarischen Zeitalter erfanden, nach den Regeln der schönen Kunst, die die rauhen Ecken der rohen

oder vielmehr der mißkannten und verfälschten Natur wegschleift, bearbeiten will, muß zwar den Hauptstoff, nämlich eine abenteuerlich-wunderbare Thatsache beibehalten, aber durch seine Behandlung, durch den halb ernsthaften, halb lustigen Ton, durch Übertreibung der erzählten Dinge selbst, durch kleine naive Winke ꝛc. zugleich zeigen, daß er sie für das halte, was sie ist, ein ungereimtes Geschichtchen, ein Spiel der Phantasie, das er nur in der Absicht mit Hülfe seines Witzes ausschmücke, um seinen Lesern ein kurzes Vergnügen zu machen, und sie in ernsthaftlachendem Ton an manche nützliche Wahrheit zu erinnern, nicht aber sie von der Wahrheit des Faktums auch nur einen Augenblick zu überreden. Denn dies zu wollen, wäre in einem aufgeklärten Zeitalter eine Beleidigung des gesunden Menschenverstandes, und könnte sogar wesentlichen Schaden stiften". Wir sehen ohne weitere Bemerkung, wie genau diese Regeln auf die Romanzen und Balladen Gleims (1756), Löwens (1762), Schiebelers (1767) und Bürgers zutreffen, oder wie sie vielmehr diesen Gedichten geradezu entnommen sind, um noch in der Blütezeit Goethes und Schillers sich als poetische Gesetze in keckster Weise breit zu machen. Die Romanzen der drei ersteren sind verdienter Weise längst vergessen: so Gleims Cornelius van der Tyt, so Löwens Hans Robert*), so Schiebelers Pandora und so die Produkte einer ziemlichen Anzahl von Nachfolgern, die zum Teil mit ihren mißgestalteten Romanzen

---

*) Das Gedicht beginnt:

Es lieget tief in Schwabenland
ein alt verwüstet Schloß,
durch Spükereien jetzt bekannt,
und sonst durch Rauben groß.
Es war, so lehrt die Chronik dich —
„Ma Bonne, ach wie fürcht ich mich!"

und so schließt jede Strophe dieses Machwerks mit dem Refrain: „Ma Bonne, ach wie fürcht ich mich".

bis in den Anfang des jetzigen Jahrhunderts hineinreichen. Bürgers Romanzen aber, welche nicht vergessen sind, können noch immer als warnende Beispiele dienen, wie man Volksstoffe nicht behandeln dürfe, wie man sie auf leichtsinnige Weise verderben und verzerren könne. Wie bänkelsängerisch täppisch, wie plump ist seine „Entführung oder Ritter Karl von Eichenhorst“! wie wird durch ungeschlachte Possen („herunter, Junker Grobian, herunter von der Mähre, daß ich dich Sitten lehre“ u. dgl.) der Eindruck, den die schlicht vorgetragene Erzählung machen könnte und im Original (das Stück ist aus Percys reliques of ancient poetry: the child of Elle) wirklich macht, bis auf die Wurzel vernichtet! Wie hat der Dichter den schönen, edlen Stoff der Weiber von Weinsberg auf das Unbarmherzigste durch geschmacklose Späße und triviale Redensarten gemishandelt („so wahr ich lebe! Huckepack“; „und wenns Matthä am letzten ist“ u. dgl.), so daß die Begebenheit nicht als eine großherzige That, sondern wie eine armselige Posse erscheint. Ganz aus derselben Verkennung des Volksmäßigen sind auch seine noch weit monströseren Machwerke, „Frau Schnips“ und „der Raub der Europa“ hervorgegangen; in der Manier des letzterwähnten Stückes hatte übrigens Bürger den schon genannten Schiebeler zum direkten Vorgänger, zum Nachfolger aber Blumauer, welcher indes die Travestierung der antiken Mythologie doch auf einen anderen Ton, den rein komischen, zu stimmen verstand.

Auf der anderen Seite unterlagen die Volksstoffe in jener Zeit, 1760—1780, dem Kitzel der Sentimentalität, dem Hange zum Ausmalen der Gefühle, besonders der schmerzlichen und schrecklichen, dem Hange zur Weinerlichkeit („Rührung“ genannt), so daß mitunter aus den alten einfachen ernsten Gemälden wahrhafte Weißbindereien geworden sind. Auch hierzu giebt Bürger ausreichende Belege, z. B. in „Lenardo und Blandine“, der aus des Boccaz erster Novelle (Gismonda) geschöpften Ballade, und vor allem in dem wid-

rigsten Produkte, welches Bürgers Aftermuse überhaupt erschaffen hat, in „des Pfarrers Tochter von Taubenhain". Aber es ist nicht Bürger allein, welchen dieser Vorwurf trifft, gute Volksstoffe durch sentimentale Buntmalerei verdorben zu haben, er trifft auch Hölty (in „Adelstan und Röschen"), ja er trifft auch Schiller, freilich in seiner ersten, noch ungeregelten, bandlosen Periode, in der Periode der Räuber. Halten wir einmal gegen sein phrasenhaftes, forciertes, aufgedunsenes Gedicht:

Horch! die Kirchenglocken hallen dumpf zusammen,
und der Zeiger hat vollbracht den Lauf;
und so seis denn! nun in Gottes Namen,
Grabgefährten, brecht zum Richtplatz auf u. s. w.

das Original der Kindesmörderin, welches aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts*) stammt:

1. Joseph, lieber Joseph, was hast du gemacht,
daß du die schön Nannerl ins Unglück gebracht!

2. „Joseph, lieber Joseph, mit mir ists bald aus,
man wird mich bald führen zum Schandthor hinaus,

3. Zum Schandthor hinaus auf einen grünen Platz,
da wirst du bald sehen, was Lieb hat gemacht.

4. Richter, lieb Richter, richt nur fein geschwind,
ich will ja gern sterben, daß ich komm zu meim Kind.

5. Joseph, lieber Joseph, reich mir deine Hand,
ich will dir verzeihen, das ist Gott wohl bekannt!"

6. Der Fähnrich kam geritten und schwenkt seine Fahn:
„Halt mit der schön Nannerl! ich bringe Pardon."

7. Fähnrich, lieber Fähnrich, sie ist ja schon tot:
gute Nacht, mein schön Nannerl, deine Seel ist bei Gott.

---

*) Es ist aus Reichardts Musikalischer Zeitung (Berlin 1806) S. 40 ins Wunderhorn 2 S. 204 übergegangen. Andere Fassungen stehen bei Mittler Nr. 65—67 und bei Erk Liederhort S. 17 ff. Zurmühlen 21. A. Müller, Volksl. a. d. Erzgebirge 97. Sehr schön ist der Stoff in Brentano's „Kasperl u. Annerl" behandelt.

Es wird nicht schwer sein, zu entscheiden, auf welcher Seite die wahre, natürliche, tendenzlose, auf welcher die unwahre, gekünstelte, Rührung erzwingen wollende Poesie liege.

Dieser verfehlten, die Volkspoesie nur unglücklich nachahmenden, zum Teil nachäffenden Kunstpoesie stellte sich schon der Hainbund, dieser principielle Gegner der Wielandischen Dichtungsweise, namentlich in den Brüdern Stolberg, entgegen, bis endlich diese Dichtungsstoffe ganz und gar an die vollendete, edle Kunstpoesie Schillers und Göthes überliefert wurden. Schiller nannte übrigens seine hierher gehörigen Dichtungen, mit einziger Ausnahme des Kampfes mit dem Drachen, Balladen, in dem oben angegebenen modernen Sinne des Wortes; den Kampf mit dem Drachen aber nannte er Romanze, weil derselbe eine Scene aus dem Rittertum des sogenannten Mittelalters zum Gegenstande hat, und man damals alles, was auf Rittertum und Mittelalter Bezug hatte, ohne Unterschied „romantisch" zu nennen pflegte. Indes fügt sich zu diesem Gedichte Schillers der Name Romanze auch in des Wortes eigentlicher Bedeutung.

Eine Ballade jener Zeit (1760—1780) jedoch hat einen eigentümlichen alten volksmäßigen Liederstoff, welchem wir jetzt noch eine kurze Erwägung zu widmen haben, auf ansprechende, im Ganzen angemessene, ja teilweise wahrhaft volksmäßige Weise behandelt: Bürgers Lenore. Dieser Liederstoff ist ein mythologischer und beruht auf der Vorstellung, daß die Toten in ihrer Gruft durch die laute und schmerzliche Wehklage der überlebenden Lieben in ihrer Ruhe gestört, aus dem Grabe hervorgerufen werden: sie erscheinen den Jammernden, um sie mit sich hinabzuziehen in die Kammern des Todes. Die Lieder, welche auf dieser Vorstellung beruhen, behandeln dieselben begreiflicher Weise als eine Begebenheit, und gehören somit noch unter die historischen Lieder im weitesten Sinne; Frau Robinson (Talvj) hat sie Gespensterlieder genannt. Dieser Stoff, den man einen

mythologischen in so weit nennen kann, als sich derselbe in der Heidenwelt ausgebildet hat — denn in letzter Instanz ruht er auf einer sehr ernsten Thatsache: der, welche in der Schrift Alten Testaments 1 Samuel 28, 12—19 erzählt wird — gehört nicht bloß Deutschland, ja nicht einmal der modernen Welt überhaupt an. Schon eine altgriechische, aus Homers Iliade geschöpfte, wenigstens an dieselbe angelehnte Sage erzählt von Protesilaus und Laodamia; Protesilaus fiel als der erste der griechischen Helden auf trojanischer Erde; er ließ seine Gattin zurück in übermäßiger Trauer und ein halbfertiges Haus. Der Jammer der Gattin rührte die Götter der Unterwelt so, daß sie dem Helden auf kurze Zeit die Rückkehr zur Oberwelt verstatteten: er kam zurück zu der treuen Laodamia, doch nur um bald zum zweiten Male zu scheiden; jetzt aber zog er die Geliebte sich nach in das Totenreich. Neugriechische und serbische Sagen und Lieder berichten Ähnliches von der Trauer der Mutter um ihre Tochter: die tote Jelitza wird in dem schauerlichen Serbenliede von dem toten Bruder Johannes der Mutter zurückgebracht, um die Seele der jammernden Mutter zu sich zu holen. Ähnlich kommt in einem neugriechischen Liede die nach Babylon verheiratete Arete in Gesellschaft ihres Bruders Constantin zur Mutter zurück; die Mutter öffnet den an die Thür klopfenden toten Kindern die Pforte, und ihre Seele fliegt davon mit den lieben gestorbenen Kindern in das Reich der Toten. In der Edda ist ein Lied von Helgi, dem Hundings-Töter, enthalten: Helgi ist im Kampfe gefallen, ein Hügel wird als Heldendenkmal über seinem Leichnam errichtet, und Odin nimmt ihn in Walhalla auf. Demungeachtet sieht am Abend die Magd seiner Gattin Sigrun ihn mit den Scharen der gefallenen Helden zum Hügel reiten, in welchem sein Leichnam ruhet. Die Magd berichtet, was sie gesehen, und Sigrun geht hin, sieht ihren Gemahl und fragt: „Wie ist dein Haar, o Helgi, so überschüttet mit Reif? wie bist du, König, so ganz besprengt

mit Leichentau?" „Du bist Ursach, antwortet Helgi, du, Sigrun von Sefafiöll, daß Heligi mit Leidestau benetzt ist; du, o Goldgeschmückte, weinst grimme Zähren, weinst sonnenglänzende Thränen jedes Abends ehe du schlafen gehst, und jede fiel blutig auf die Brust des Helden, auf die kalte, tief eingegrabene Brust, sie zu drängen mit schwerer Angst." Und Sigrun steigt mit ihm hinab in den Leichenhügel. Dieselbe Sage lebt, wenn auch nach Zeit und Verhältnissen umgestaltet, noch jetzt nicht nur im Norden, in Dänemark, Schweden, Norwegen fort, sondern auch in einem deutschen, noch jetzt im mährischen Kuhländchen gesungenen Liede.

Ein hierher gehöriges dänisches Lied lautet nach der Übersetzung W. Grimms in den „Altdänischen Heldenliedern (S. 73):*)

1. Das war der Ritter Herr Aage:
der ritt zur Insel weit,
verlobte sich Jungfrau Else,
so eine schöne Maid,
verlobte sich Jungfrau Else
mit rotem Golde wert;
darnach am Monatstage
lag er in schwarzer Erd.

2. Da war der Jungfrau Else
ihr Herz von Sorgen wund:
das hörte der Ritter Herr Aage
tief unter schwarzem Grund:
da nahm der Ritter Herr Aage
den Sarg auf seinen Rück,
schwankte zu ihrem Kämmerlein,
ihm selbst ein schwer Geschick.

3. Er klopft an die Thür mit dem Sarge,
weil er keine Haut hatt' an!

*) Den besten Text dieses schönen Volksliedes bietet Grundtvig, gamle danske folkevifer II, 405 ein für Kunde der Volksliteratur hochbedeutendes, leider unvollendetes Werk (B).

„Höre du, Jungfrau Else,
thu auf deinem Bräutigam!“
da sprach die Jungfrau Else:
„ich schließ meine Thür nicht auf,
bis du kannst Jesu Namen nennen,
wie du gekonnt sonst auch.“

4. „Jedesmal daß du dich freuest
und dir dein Mut ist froh,
da ist mein Sarg gefüllet
mit Rosenblättern rot;
jedesmal du bist voll Sorgen
und dir ist schwer dein Mut,
da ist mein Sarg gefüllet
ganz mit geronnenem Blut.

5. Es kräht der Hahn, der rote,
da will ich fort ins Grab:
ins Grab müssen alle Toten,
da folg ich mit hinab;
schaue du zu dem Himmel
und zu den Sternlein auf:
da kannst du schauen, wie sachte
die Nacht wird ziehen herauf.“

6. Das war die Jungfrau Else:
die schaute die Sternlein an;
ins Grab versank der Tote,
gar nimmer sie ihn sah.
Heim gieng die Jungfrau Else,
ihr Herz von Sorgen wund:
darnach am Monatstage
lag sie in schwarzem Grund.

Das deutsche Lied aus dem Kuhländchen ist folgendes (Meinert S. 13; Altdeutsche Blätter 1, 178; Talvj S. 400):*)

*) Aus Schlesien besitzen wir noch 2 Varianten dieser sonst unbekannten schönen Ballade; aus Preußisch Schlesien von Hoffmann mitgeteilt im deutschen Museum 1852 II, 162 und aus Oestreichisch-

Es hüt't ein Herr sechs graue Roß
auf einem wüsten Kirchenhof;
er hüt't den Kirchhof auf und ab,
bis er kommt zu seines Vorwirts Grab.

„Wer hüt't mein Grab und zertritt mein Grab,
wer hüt't mir alle Gräslein ab?
wer lebt mit meinem jungen Weib?
und wem gehört ihr stolzer Leib?
wer zieht mir meine Waislein auf
mit Rut und auch mit Geissel scharf?"

„Ich zieh dir deine Waislein auf
mit Rut und nicht mit Geissel scharf;
ich leb mit deinem jungen Weib
und mir gehört ihr stolzer Leib."

„Und du, wenn du kommst zu ihr heim,
sag ihr, sie soll mir bringen
ein ausgetrocknet Hemde;
das erst' ist mir geworden so naß;
was weint sie immer, was thut sie das?"

Und wie der Herr nun heime kam,
sah er seine Frau gar sauer an:
„du sollt deinm Vorwirt bringen
ein ausgetrocknet Hemde;
das erst' ist ihm geworden so naß;
was weinst du immer, was thust du das?"

„Und wüßt ich nur, das wäre wahr,
ich ließ ihm gleich ausschneiden
einen Kittel von weißer Seiden!"
Die Schöne nahm ihren Rocken,
sie gieng ans Grab anklopfen:
„thu auf dich, auf dich, Erdenkloß,
und laß mich hinunter auf seinen Schoß!"

„Was willst du denn hier unten thun?
da unten hast du keine Ruh!

Schlesien von Peter, Volkstüml. aus Oestr.-Schles. I. 200. — Ähnlich dem Inhalte nach, doch von anderem Colorit ist ein dänisches Volkslied bei Grundtvig II, 500. (B.)

da unten darfst du nicht backen,
da unten darfst du nicht waschen,
da unten hörst du keinen Glockenklang,
da unten hörst du keinen Vogelsang,
da unten hörst keinen Wind nicht wehn,
da unten siehst keinen Regen nicht sprähn."

Da kräht die erste Himmelstaub:
die Gräber thun sich alle auf;
die Schöne stieg zu ihm hinunter.
Da kräht das andre Höllenhuhn:
die Gräber thun sich alle zu,
die Schöne muß unten bleiben,

In der Form, in welcher dieses Stück von Meinert mitgeteilt ist und hier erscheint (die Absätze sind völlig unerheblich und sollen nur der leichtern Übersicht im Lesen dienen), scheint es ein Spruch, nicht ein Lied zu sein. Es verhält sich indes damit, wie mit manchen Volksliedern der Neuzeit (vgl. oben das Lied von Eppelin von Gailingen): es wird das Lied zweizeilig, mit Wiederholung entweder beider Zeilen, oder der je zweiten, gesungen, und an die Stelle der Wiederholung der zweiten Zeile treten dann nach Bedürfnis die scheinbar überschießenden Zeilen, z. B. hier die Zeile „ein ausgetrocknet Hemde" da, wo sie zum erstenmal vorkommt; oder es wird auch eine Zeile mehr als einmal gesungen, wie z. B. die Zeile: „und wüst ich nur, das wäre wahr."

An diese Lieder schließt sich denn auch die altschottische Ballade von Wilhelm und Margret an,*) welche nach ältern Aufzeichnungen in Percy's reliques mitgeteilt wurde und in der freien Übersetzung Herders in seinen Blättern von deutscher Art und Kunst (1773) S. 49 sehr bekannt geworden ist. Sie folgt hier in der treuern Übersetzung von W. Wackernagel (Altdeutsche Blätter 1, 189):

*) Die poetisch vollkommenste Gestalt der Dichtung ist in der Ballade „Clerk Saunders" Aytoun scot. ballads I, 51 enthalten. (B.)

1. Es kam ein Geist vor Margrets Thür
mit Stöhnen und mit Schrein,
er drehte und klopfte an ihrem Schloß:
sie rief ihm nicht herein.

2. „Ist das mein Vater Philipp?
oder ists mein Bruder Johann?
oder ists mein Treulieb Wilhelm,
von Schottland kommen an?“

3. „Es ist nicht dein Vater Philipp?
es ist nicht dein Bruder Johann:
es ist dein Treulieb Wilhelm
von Schottland kommen an.

4. O süß Margret, o lieb Margret,
ich fleh dich, sprich zu mir,
gieb mir die Lieb und Treu zurück,
die ich gegeben dir.“

5. „Dein Lieb und Treu bekommst du nicht,
die geb ich nimmer hin,
bis du in meine Kammer kommst,
mir küssest Wang und Kinn.“

6. „Käm ich zu dir ins Kämmerlein,
ich bin kein irdscher Mann,
und küßt' ich deinen roten Mund,
dein Ende käm heran.

7. O süß Margret, o lieb Margret,
ich fleh dich, sprich zu mir,
gieb mir die Lieb und Treu zurück,
die ich gegeben dir.“

8. „Deine Lieb und Treu bekommst du nicht,
die geb ich nimmer hin,
bis du mich über den Kirchhof führst,
mich nimmst zur Ehgattin.“

9. „In einem Kirchhof über Meer
ist begraben mein Gebein;

der jetzo zu dir spricht, Margret,
das ist mein Geist allein."

10. Sie streckte aus ihre weiße Hand
und sprach ihm freundlich zu:
„nimm deine Lieb und Treu zurück,
Gott schenke dir die Ruh!"

11. Sie schürzte die Kleider hoch empor
bis nah an ihre Knie,
und durch die lange Winternacht
gieng hinter der Leiche sie.

12. „Wilhelm, ist Raum zu Haupte dir
oder Raum zu den Füßen dein,
oder ist an deiner Seite Raum,
daß ich da mag schlüpfen ein?"

13. „Margret, kein Raum ist mir zu Haupt,
kein Raum zu den Füßen mein,
auch ist kein Raum zur Seite mir,
ganz eng ist nur mein Schrein."

14. Da krähte der rote rote Hahn,
da krähte der graue so hell.
„'s ist Zeit, 's ist Zeit, mein lieb Margret,
nun geh von hinnen schnell!"

15. Nicht sprach er mehr zu Margret;
mit Stöhnen und mit Schrein
schwand das Gespenst in Nebel hin
und ließ sie ganz allein.

16. „O bleib, mein einzig Treulieb, bleib!"
rief Treu-Margret, „o bleib!"
ihre Wange erbleichte, ihr Auge brach,
tot lag ihr holder Leib.

Aus dieser Ballade, haben zumeist die englischen Literatoren gemeint, sei Bürgers Lenore hervorgegangen. Indes wer es schon damals (1773) den Kennern deutscher Sagen

und Lieder bekannt, daß in ganz Nord- und Mitteldeutschland die Sage von dem toten, aus dem Grabe wiederkehrenden und die Geliebte im nächtlichen, windschnellen Ritte bei Mondenschein auf den Totenhof mit sich führenden Bräutigam im Volke einheimisch war, nicht minder wie die ensprechenden, ähnlichen aber keineswegs gleichartigen, Lieder in Dänemark, Schweden und Schottland einheimisch waren. Wir haben Zeugnisse aus Ostpreußen, aus Mecklenburg, aus Hannover, aus der Mark Brandenburg, aus Westfalen und Hessen*) für die von dem englischen Liede ganz unabhängig bestehende deutsche Sage.**) Denn allerdings ist es eine Sage, eine Erzählung in Prosa, welche in den bezeichneten deutschen Gegenden im Volke heimisch ist: das Lied scheint verschollen, und nur die Reimzeilen: „der Mond scheint hell, die Toten reiten schnell, feins Liebchen graut dir nicht?" klingen in der Prosaerzählung, von einem alten Liede Zeugnis gebend, noch hindurch. Gerade so viel und nicht mehr von dem alten

*) Aus Hessen kann ich selbst als Zeuge auftreten. Ich habe diese Sage im Anfange dieses Jahrhunderts (vor 1806) von alten Leuten eben so gehört, wie sie in Hannover, Westfalen, Mecklenburg, erzählt wird, und sie hatte sich in meinem Geburtsort sogar lokalisiert: der Bräutigam hatte die Braut durch die bereits seit einem Jahrhundert vermauerte Thür eines längst verlassenen Kirchhofes in denselben eingeführt, und in die steinernen Pfosten dieser Thür seine glühenden Finger eingedrückt, deren angebliche Spuren noch zu sehen waren und von mir als Knabe mit einigem Grauen oft betrachtet worden sind. Die Sage mußte damals schon wenigstens seit hundert Jahren in dem Dorfe (Solz) vorhanden sein.

**) Über die Lenoren-Mythe sind zu vergleichen die Arbeiten von Wackernagel in den „Altdeutschen Blättern" von Haupt und Hoffmann I, 174 ff.; Pröhle in „Allgemeine Monatsschrift f. Wissensch. u. Lit." 1854. 538—39; Wagner im „Deutschen Museum" 1861, 802 ff., Wollner im „Archiv f. slav. Philologie VI, 239—269; Psichari in Revue de l'hist. des religions p. p. Reville IX, 27 ff. ferner Grundtvig, gamle danske folkeviser. III, 872; Liebrecht zur Volkskunde 195 ff. und Böckel deutsche Volkslieder. LXXII. ff. (B.)

Liebe hat auch Bürger, nach seiner eigenen bestimmten Angabe, aus dem Munde eines singenden Dienstmädchens gehört. — Bürgers Gedicht, ausgezeichnet wie wenige Produkte unserer neuern Poesie durch Wohlklang und Fluß der Sprache, weicht übrigens in einem bedeutenden Punkte, und nicht zu seinem poetischen Vorteil von der allgemeinen Sage ab. Diese ist in der Hauptsache darauf gegründet, daß die Überlebende, sei es nun Mutter oder Geliebte, Vereinigung mit dem Toten erstrebt und diesem Wunsche die Wiederkehr des Verstorbenen entgegen kommt. Es ist das tiefe Leid der Trennung und das tiefe, freilich bloß irdische Sehnen nach Ruhe an der Seite des geliebten Toten, welche aus den fremdländischen Liedern und unserer einheimischen Sage hervorklingen: der Schluß der Lieder atmet eine gewisse Befriedigung des erreichten Zieles, welches der im Leben treu Verbundene bereits erreicht hat — eine Befriedigung, welcher selbst die christliche Legende vom heiligen Alexius sich nicht entzieht, indem die Gebeine des Geliebten, als man die treue Adriatica in die Gruft neben ihn senkt, sich noch einmal bewegen, ihr die Ruhestätte neben sich einzuräumen. Bürger dagegen hat den Schmerz Lenorens von Anfang an als übertrieben und gottlos geschildert, und demgemäß läßt er auch den Bräutigam als himmlischen Rächer für ihr Hadern mit Gott auftreten; ja es ist zuletzt nicht einmal der Bräutigam, es ist nicht Wilhelm, welcher Lenore zu sich holt, sondern es ist das abstrakte Symbol des Todes, es ist der Tod als Knochenmann, welcher nur Wilhelms Gestalt geborgt hat. Diese Auffassung hat einen Zug von Herbigkeit, welche der echten Sage und der Volkspoesie überhaupt zu fehlen pflegt, wenngleich nicht zu leugnen ist, daß das Eindrücken der glühenden Finger in die Thürpfosten des Dorfkirchhofes auf Bürgers Auffassung hindeutet.

Nach der Hand (1808) ist dann im Wunderhorn (2, 19) ein angebliches Original zu Bürgers Lenore zum Vorschein gekommen.

1. Es stehn die Stern am Himmel,
es scheint der Mond so hell,
die Toten reiten schnell.

2. „Mach auf, mein Schatz, dein Fenster,
laß mich zu dir hinein,
kann nicht lang bei dir sein.

3. Der Hahn der thät schon krähen,
er singt uns an den Tag;
nicht lang mehr bleiben mag.

4. Weit bin ich hergeritten,
zweihundert Meilen weit
muß ich noch reiten heut.

5. Herzallerliebste meine,
komm setz dich auf mein Pferd.
der Weg ist Reitens wert.

6. Dort drinn im Ungarlande
hab ich ein kleines Haus,
da geht mein Weg hinaus.

7. Auf einer grünen Heide,
da ist mein Haus gebaut
für mich und meine Braut.

8. Laß mich nicht lang mehr warten!
komm, Schatz, zu mir herauf,
weil fort geht unser Lauf.

9. Die Sternlein thun uns leuchten,
es scheint der Mond so hell,
die Toten reiten schnell."

10. „Wo willst mich denn hinführen?
ach Gott, was hast gedacht
wol in der finstern Nacht?

11. Mit dir kann ich nicht reiten,
dein Bettlein ist nicht breit,
der Weg ist auch zu weit.

12. Allein leg du dich nieder,
Herzallerliebster, schlaf
bis an den jüngsten Tag!"

Echte Volkselemente hat dies Lied allerdings; dennoch bleibt es zweifelhaft, ob es ein wirkliches, oder nicht vielmehr ein im Ganzen geschickt nachgeahmtes Volkslied ist. Das ganze Lied hat Bürger nicht singen gehört, wie in der Überschrift desselben im Wunderhorn irrtümlich angegeben wird; die Verfasser des Wunderhorns*) erhielten es, wie sie später bestimmt versicherten, zugesendet, so daß es wenigstens nicht von ihnen, Arnim und Brentano, verfaßt sein kann.**) Der Schluß des Liedes weicht übrigens ganz und gar von allen bisher erwähnten Sagen und Liedern ab, darf aber doch kein gegründetes Bedenken gegen die Echtheit des Liedes erregen, wie manche Beurteiler gemeint haben. Ganz dieselbe Wendung nehmen die vorher erwähnten schwedischen Lieder (Möhnike Volkslieder der Schweden 1, 39; Talvj 313), von denen eins in der Übersetzung von Hoffmann von Fallersleben (Altd. Bll. 1, 202) hier folgen mag:

1. Klein Christel und ihre Mutter legten Gold auf die Bahr;
Klein Christel weint ihren Bräutigam aus dem Grab hervor.

2. Es klopft an die Thüre mit den Fingern klein:
„steh auf, klein Christel, und laß mich ein!"

---

*) Vgl. die Ausgabe des Wunderhorns von Birlinger und Crecelius 2, S. 263 f.: „Es findet sich — wie L. Erk uns mitteilt — das Original in dem Nachlaß Achims von Arnim (Abweichungen: Str. 1, 1 Es stehen die Sternlein am Himmel; 3, 1 thut; 6, 1 Ungerlande, 9, 3 da reiten die Toten so schnell) und zwar von derselben Hand geschrieben, wie das Gedicht „Es steht ein Baum im Odenwald", welches gleichfalls kein Volkslied ist, sondern erst dazu wurde."

**) Nach einer Notiz im Göthe-Jahrbuch (V, 75) (Brief v. Voß) wurde das Lied den Herausgebern von einer Frau von Plattberg gesandt die in Neckargemünd lebte und es selbst verfaßt hatte. (B.)

3. „Mit keinem hab ich Verlöbnis gemacht,
und keinen laß ich ein bei Nacht.“

4. „Steh auf, klein Christel, den Riegel entschieb,
ich bin der Jungknab, der einst dir so lieb.“

5. Die Jungfrau erhebt sich, kommt eilig herfür,
entschiebt den Riegel und öffnet die Thür.

6. Sie setzet ihn auf den güldenen Schrein,
sie badet die Füß ihm im klarsten Wein.

7. Sie breiten die Polster wol unter sich her,
sie kosen so viel, sie schlafen nicht mehr.

8. Nun aber beginnen die Hähne zu krähn,
die Toten sie müssen nun heime gehn.

9. Und die Jungfrau steht auf, beschuht sich alsbald,
sie folget dem Jungknab durch den langen Wald.

10. Und als sie den Kirchhof haben erreicht,
des Knaben Goldhaar plötzlich erbleicht.

11. „Und schau, schöne Jungfrau, wie der Mond dort prangt!“
Und der Jungknab schnell vor ihr verschwand.

12. Da setzt sie sich nieder wol auf sein Grab:
„Hier sitz ich, bis Gott mich rufet ab.“

13. Und Antwort gab der junge Knab:
„Geh heim, klein Christel, geh heim, laß ab!

14. So manchmal dir hier eine Thrän' entquillt,
so wird mein Sarg mit Blute gefüllt.

15. So manchmal auf Erden dein Herz sich freut,
so wird mein Grab mit Rosen bestreut.“

Nicht anders ist der Schluß eines deutschen, am Rhein einheimischen*) Volksliedes (Altrheinl. Mährlein S. 99):

---

*) Es steht in etwas anderer Form im Wunderhorn 3, S. 15 und bei Scherer, Jungbrunnen No. 130. Vgl. Böckel 57.

1. Nun ade, mein herzlieb Schätzlein,
jetzt muß ich scheiden von dir
bis auf den andern Sommer,
dann komm ich wieder zu dir!

2. Und als das Jahr verflossen war:
die Zeit fällt mir so lang,
so muß ich wieder nach Hause gehn
zu meinem Schätzelein.

3. Und als ich in die Stuben trat,
vom Schätzlein fing ich an:
„o großer Gott vom Himmel,
wo ist mein Schätzelein?

4. „Dein Schätzlein ist gestorben,
heut ist der dritte Tag."
„So muß ich mein Schätzlein rufen,
bis auf den Kirchhof hin."

5. Und als ich auf den Kirchhof kam,
den Grabstein schaut ich an;
so mußt ich mein Schätzlein suchen,
bis es mir Antwort gab:

6. „Ach Schatz, bleib du da draußen,
hier ist die dunkle Nacht,
man hört kein Glöcklein klingen,
man hört kein Vöglein pfeifen,
man sieht weder Sonn noch Mond!"

Es ist in diesen drei Liedern das, wenn schon dunkle, doch sichere christliche Gefühl, jenem finstern heidnischen Totenverkehr gegenüber ausgesprochen, daß mit den Toten keine irdische Gemeinschaft mehr zu halten sei; daß es in dem aus dem Wunderhorn entnommenen Liede die Lebendige, in dem schwedischen und rheinländischen Liede der Tote ausspricht, begründet keinen wesentlichen Unterschied. Auch in dem dänischen Liede von Aage und Else sowie in dem Liede aus dem Kuhländchen warnt der Tote vor dem Verkehr mit ihm, nur daß die Warnung nicht befolgt wird. Eben dahin weist

auch das rührende Märchen*) von dem gestorbenen Kindlein, dessen Totenhemdchen von den Thränen der Mutter naß wird, und welches darum der Mutter erscheint und sie anfleht: „Ach, Mutter, höre doch auf zu weinen, sonst kann ich in meinem Sarge nicht einschlafen, mein Totenhemdchen wird nicht trocken von deinen Thränen, welche alle darauf fallen.“ Da wird die Mutter ruhig, und nur noch einmal erscheint das Kind: „Siehst du, sagt es, nun ist mein Hemdchen bald trocken, und nun habe ich auch Ruhe in meinem Grabe.“ Der Tote will ruhen, und wir sollen ihn ruhen lassen bis an den jüngsten Tag — das ist der Grundgedanke dieser Sagen und Lieder; beide Gestaltungen, die, in welchen der Lebende mit hinab genommen wird in die Gruft, und die in welcher diese Todesgemeinschaft abgewiesen wird, sind volksmäßig, nur die erste heidnisch, die andere christlich. Die letztere, die christliche Ansicht, spricht sich am freundlichsten aus in dem kleinen Liede aus dem Kuhländchen (Meinert S. 3):**)

1. Es gieng ein Knäblein sachte
wohl an das Fensterlein:
schön Liebchen, bist du drinnen?
steh auf und laß mich ein.“

2. „Ich kann mit dir wohl sprechen,
einlassen darf ich dich nicht;
bin schon mit einem versprochen,
kein andern mag ich nicht.

3. „Mit dem du bist versprochen,
schön Liebchen, der bin ich;

---

*) Grimm in Kinder- und Hausmärchen Nr. 709. Panzer II, 14 Börner, Sagen aus dem Orlagau. 142. Schulenburg, wendische Volkssagen 238. Auch als Volkslied bekannt: Scherer 135. Mühlhause, Gebräuche der Hessen. 76. (B.)

**) Scherer 140. Neuester Text: Alfr. Müller, Volkslieder a. d. Erzgebirge. Annaberg 1883. 95. (B.)

reich mir dein schneeweiß Händchen,
vielleicht erkennst du mich."

4. „Du richst mir ja nach Erde,
vermeine, du bist der Tod."
„Soll ich nicht riechen nach Erde,
wenn ich habe drunter gelegen?

5. Weck auf deinen Vater und Mutter,
weck auf die Freunde dein;
grün Kränzlein sollst du tragen
bis in den Himmel hinein."

Die Verlobte geht nicht mit dem Toten in sein Grab, bewahrt ihm aber ihre Treue ihr Leben lang, stirbt als Braut im grünen Kränzlein, treu dem Geliebten, und geht mit ihrem grünen Kränzlein um ihrer Treue willen in den Himmel ein.

Am schauerlichsten dagegen ist dieser weitverbreitete Sagenstoff von Goethe zu seiner Braut von Korinth benutzt worden, in welcher Ballade er übrigens nur als Nebenelement auftritt, da der Mittelpunkt des Goetheschen Liedes, einem altgriechischen Märchen getreu, die Darstellung der Sage von den Vampyren*) ist.

Aber nicht allein die Liebe, auch das Geschäft und Treiben der Welt zieht den Toten noch aus dem Grabe hervor', damit er spukend dieses Geschäft noch fortsetze. Auch dieser altheidnische Gedanke ist im Volksliede vertreten, wenn auch begreiflicher Weise nicht so vielfach ausgebildet noch so häufig vorhanden, wie der Gedanke an den fortgesetzten und oft mit dem gemeinschaftlichen Tode besiegelten Verkehr der Liebe. Schon die Vorstellungen der nordischen Mythologie lehren dies: wie die, zumal in unentschiedener Schlacht, gefallenen Helden in jeder Nacht wieder aufstehen, ihre Kämpfe

*) Über die Sage vom Vampyr s. Mannhardts Aufsatz in der Zeitschrift f. deutsche Mythol. IV, 259 ff. Dazu Horst Zauberbibliothek I, 251—279. IV, 287. 288.

zu erneuern, ja, wie in Walhall selbst die Einherier täglich kämpfen, täglich erschlagen werden, täglich sich wieder erheben zum Schmause des Ebers und zum Trinken des Meths. In dem immer sich wiederholenden Sterben und Wiederaufleben liegt für diese altheidnische Heldensage der Gedanke des ewigen Lebens. Wir haben nur ein, und zwar ein der neueren Zeit angehöriges deutsches Volkslied dieser Art hervorzuheben, in welchem übrigens neben der Wiederholung der im Leben geübten Lieblings- und Berufsbeschäftigung auch die Liebe, wenn schon nur nebenbei, ihre Rolle spielt. Es ist dies das schon oben (S. 93) als Original zu einem Liede von Hoffmann erwähnte, unter dem Titel „Rewelge“ im Wunderhorn 1, 72—74 mitgeteilte Lied:

1. Des Morgens zwischen drein und vieren,
da müssen wir Soldaten marschieren
das Gäßlein auf und ab;
Tralali Tralalei Tralala,
mein Schätzel sieht herab.

2. Ach Bruder jetzt bin ich geschossen,
die Kugel hat mich schwer getroffen,
trag mich in mein Quartier,
Tralali Tralalei Tralala,
es ist nicht weit von hier.

3. „Ach Bruder ich kann dich nicht tragen,
die Feinde haben uns geschlagen,
helf dir der liebe Gott!
Tralali Tralalei Tralala,
ich muß marschieren in Tod.“

4. Ach Brüder ihr geht ja vorüber,
als wär es mit mir schon vorüber,
ihr Lumpenfeind seid da,
Tralali Tralalei Tralala,
ihr tretet mir zu nah.

5. Ich muß wohl meine Trommel rühren,
sonst werd ich mich ganz verlieren;

die Brüder dick gesät,
Tralali Tralalei Tralala,
sie liegen wie gemäht.

6. Er schlägt die Trommel auf und nieder,
er weckt seine stillen Brüder,
sie schlagen ihren Feind,
Tralali Tralalei Tralala,
ein Schrecken schlägt den Feind.

7. Er schlägt die Trommel auf und nieder,
sie sind vorm Nachtquartier schon wieder
ins Gäßlein hell hinaus,
Tralali Tralalei Tralala,
sie ziehn vor Schätzels Haus.

8. Da stehen Morgens die Gebeine
in Reih und Glied wie Leichensteine,
die Trommel steht voran,
Tralali Tralalei Tralala,
daß sie ihn sehen kann.*)

Die ausgezeichnetste Behandlung, welche diesem Stoffe des Todesspukes in der neueren Kunstlyrik zu Teil geworden ist, hat er in der bekannten, zur Verherrlichung Napoleons gedichteten „Nächtlichen Heerschau“ des Dichters v. Zedlitz gefunden.

Unter den im Geiste der Volkspoesie gedichteten und durch getreue, hingebende Nachahmung derselben entstandenen Gespensterliedern steht Goethes Erlkönig oben an. Dies Gedicht hat zwar seine ehemalige ungemein große Popularität dem Behagen an dem Schauerlichen und Gespensterhaften zu verdanken gehabt, an welchem unser Publikum eine lange Zeit hindurch krank lag — ein Reiz, welcher, wenigstens was

*) Der ganze Passus Vilmars hält moderner Kritik nicht Stich, da obiger Text aus dem Wunderhorn jedenfalls stark interpolirt ist, bes. Strophe 8 ist anzuzweifeln; die Gestalt in der man das Lied jetzt singt s. bei Böckel 25. Scherer 275. (B.)

das Gespensterhafte betrifft, jetzt kaum noch merklich ist, woher es denn auch kommen mag, daß der Erlkönig gegenwärtig zu den halbvergessenen Poesien Göthes gehört. Aber es kann nicht nachdrücklich genug hervorgehoben werden, daß die Form dieses Gedichtes allerdings eine vollendet volksmäßige ist: den Mangel aller Exposition teilt dasselbe mit den vornehmsten und großartigsten Erzeugnissen der alten Volksdichtung, ja mit unserm Epos selbst, und auf die wirksamste Weise ist das, unserm Volksliede ganz eigen zugehörige dramatische Element, der Dialog — rasch, schlagend, erschütternd, vernichtend — zur Darstellung benutzt worden. Dem Stoffe nach aber ist der Erlkönig kein deutsches Volkslied, vielmehr schließt sich dieser an keltische Anschauungsweise und keltische Sagen an. An bloßem mörderischem Spuk hat unsere Volksdichtung niemals Gefallen gefunden, und konnte es auch nicht, denn unsere aus dem Heidentum unserer Väter uns übrig gebliebene Mythologie kennt dergleichen aus eigenem dämonischem Triebe kindermordende Geister, wie der Erlkönig ist, nicht; nur wer die Recke und Nixen reizte, kam mit ihnen in gefährlichen Konflikt. Dagegen trägt die Ansicht der keltischen Stämme von der Natur und den Naturwesen überall einen weit weniger harmlosen, ja in vielen Punkten einen entschieden finstern, bösartigen, grimmigen Charakter, eben wie der Erlkönig, nach Göthes Auffassung dieser keltischen Feensage, sich darstellt. Daß der Erlkönig in dem streng epischen Stile alter Volkspoesie gedichtet sei, erkannte man übrigens alsbald, und dies führte zu der lächerlichen Meinung, als habe es ein altes deutsches Gedicht vom Erlkönig gegeben, welches kindische Literatoren mehrere Jahre lang sehr ernstlich und eifrig gesucht haben.

Eine der besten, auch in guter Nachahmung des Stiles des Volksliedes gedichtete, Nachdichtung des Erlkönigs (wenn auch mit andern Motiven) ist das Gedicht des talentvollen frühverstorbenen Dichters und Malers Robert Reinick:

„Monduhr", welches, obgleich hin und wieder in Chrestomathien aufgenommen, doch weit weniger bekannt ist, als es zu sein verdient.



II. Liebeslieder.

Verwandt mit den Liedern, von deren Betrachtung wir soeben herkommen, sind unter den Liebesliedern die Abschiedslieder, weshalb wir mit diesen beginnen wollen.

Die älteste Form der Abschiedslieder sind die sogenannten Tagelieder oder Tageweisen,*) welche oben (S. 117) schon gelegentlich berührt worden sind. Sie stammen noch tief aus dem zwölften Jahrhundert und gehört ursprünglich der Kunstpoesie, dem Minnegesang an, wurden aber bald, gewiß wenigstens in der Zeit des Verfalles des höfischen Minnegesanges, als dieser überhaupt zu dem Volke herabstieg, im vierzehnten oder fünfzehnten Jahrhundert, zu einer sehr beliebten Form der Volkspoesie, und erhielten sich in derselben bis weit in das sechszehnte Jahrhundert hinein. Tagelieder heißen sie von dem ihnen allen zu Grunde liegenden Gedanken — welchem in der Zeit, als sie entstanden, nicht aber mehr in der Zeit, in welcher sie Volkslieder wurden, ohne Zweifel ein wirkliches Verhältnis entsprach — daß der Burgwächter auf der Zinne die in tiefer Sicherheit ruhenden Liebenden mit dem Anbruche des Tages weckt und an das Scheiden mahnt. Die Situation hat, von der sittlichen Seite angesehen, gewiß nichts Empfehlenswertes, und es hat schon vorlängst eine deutsche Schriftstellerin, Mistreß Robinson (Talvj), in ihrer Charakteristik der Volkslieder mit vollem Recht den

*) Über die Tagelieder s. die schöne Abhandlung Bartschs in dessen „Gesammelte Aufsätze." Freiburg-Tübingen 1883. (B.)

den nachdrücklichsten Tadel über die Materie dieser Lieder ausgesprochen. Doch ist die Situation, wenigstens ihrem Ursprunge nach, nicht deutsch, sondern welsch, romanisch; und wenn sie in edlem Stil gehalten wird, was den größten Meistern, wie Wolfram von Eschenbach, gelungen ist und auch den Volksliedern zum großen Teil gelingt, so läßt sich nicht leugnen, daß sie eine Fülle poetischer Motive enthalte: vor allem ist der Contrast des heitern Tagesanbruchs, des goldnen Frühscheins und des Vogelgesanges mit dem bittern Scheiden der Liebenden ein dichterischer Zug, welcher von der vortrefflichsten Wirkung ist und für wahrhaft beneidenswert gelten kann. Aus dieser Gattung der Volkspoesie, den eigentlichen Tageliedern, genügt es nach dem eben Angedeuteten, außer den oben bereits mitgeteilten, zugleich unter einen andern Gesichtspunkt fallenden, Liedern nur ein einziges Lied auszuheben (Uhland 1, Nr. 80 S. 174):

1. Der Wächter verkündget uns den Tag
an hoher Zinnen, da er lag:
„wolauf, Gesell! es muß gescheiden sein;
wo nun zwei Lieb bei einander sein,
die scheiden sich bald!
der Mond scheint durch den grünen Wald.“

2. „Merk auf, feins Lieb, was ich dir sag:
es ist noch fern von jenem Tag,
der Mond scheint durch die Wolkenstern;
der Wächter betrübt uns beide gern;
das sag ich dir:
die Mitternacht ist noch nicht für.“

3. Er druckt sie freundlich an sein Brust,
er sprach: „du bist meins Herzen ein Lust,
du hast erfreut das Herze mein,
verschwunden ist mir alle Pein.
zu diser Frist,
auf Erden mir kein lieber ist.“

4. Was zog er von den Händen sein?
von rotem Gold ein Ringelein:
„sih da, feins Lieb, das rote Gold!
ich bin dir von Grund meins Herzen hold,
das glaub du mir:
für dich so wolt ich sterben schier.“

5. Frau Nachtigall sang überall,
wie sie vormals mer hatt gethan,
darbei spürt man des Tages Schein:
„wo nun zwei Lieb bei einander sein,
die scheiden sich bald!
der Tag scheint durch den grünen Wald.“

Andere Tagelieder sind Tagelieder mehr nur der Form oder auch nur der Analogie nach; wir würden sie fast eher Ständchen nennen, wie folgendes, noch dem fünfzehnten Jahrhundert angehöriges Lied, welches, wie das eben ausgehobene den heitern Morgen, die Mondnacht darstellt, an deren Himmel zerrissene Wolken mit Regenschauern einherziehen, ein Bild des beunruhigten Gemütes des zum Scheiden von der Geliebten genötigten Jünglings (Uhland 1, Nr. 86 S. 183):

1. Der Mon der stet am höchsten,
dSonn hat sich untertan,*)
mein feins Lieb ligt in Nöten,
ach Gott, wie sols ihm gan?
in Regen und in Wind
wo sol ich mich hin keren,
da ich mein feins Lieb find?

2. Mein feins Lieb wolt mich leren,
wie ich ihm dienen sol
in Züchten und in Eren;
das weiß ich selbs gar wol
und kan auch noch vil mer;
wer sich seins Bulen tut rümen,
der hat sein kleine Er,

---

*) ist untergegangen.

3. Mancher get zu seim Bulen
Bei liechtes Monen Schein,
was gibt sie ihm zu Lone?
ein Rosenkränzelein,
ist grüner denn der Kle;
ich muß von dir mich scheiden,
thut meinem Herzen weh.

4. Ach scheiden, immer scheiden,
wer hat dich doch erdacht?
hast mir mein junges Herze
aus Freud in Trauren bracht,
darzu in Ungemach;
sei dir, schöns Lieb, gesungen
alde zu guter Nacht!*)

Man wird einen Vorzug nicht übersehen, durch welchen diese beiden Lieder sich auszeichnen. Beide haben eine Naturscene zur Grundlage; während nun etwa ein wenig künstlerischer Geschmack der Neuzeit die Schilderung der Natur stärker gefärbt haben würde oder gefärbt zu sehen wünschen möchte, ist hier nur im Hintergrund des Gedichtes mit leisen aber sichern Strichen Frühling und Morgen, Regennacht und Mondschein angedeutet. Von unsern neuern Dichtern hat nur einer dieses rechte Maß in der Naturdarstellung einzuhalten gewußt: Goethe; in seinen Liedern fühlt man es den menschlichen Zuständen und einigen leicht hingeworfenen Zügen ab, daß es Winter oder Frühling oder Sommer ist,

*) Uhland (Schriften IV S. 80 ff.) bemerkt dazu: „Der Gesell will in stürmischer, doch vollmondheller Nacht zum Feinslieb gehen, aber wie soll er bei solcher Helle dahin gelangen? Sie hat ihm Vorsicht empfohlen und er selbst weiß, daß man mit seiner Liebe nicht prahlen soll; wer bei lichtem Mondschein zur Geliebten geht, dem wird ein Rosenkränzlein, grüner denn Klee, d. h. ein Nesselkranz, das Sinnbild der Abweisung; darum muß er verzichten, beklagt die herbe Trennung und singt der Liebsten nur von fern eine gute Nacht zu.“ Das Lied stammt aus fliegenden Blättern und aus Forsters frischen Liedlein (III 1549 Nr. 18), steht auch im Wunderhorn 3, S. 19.

worin die Handlung sich bewegt, und es gehört diese Darstellungsweise unbestritten zu den größten Schönheiten der Dichtungen Goethes wie unserer Volkslieder.

Die letzten Töne dieser Tagelieder und Wächtergesänge verhallen übrigens — in dem evangelischen Kirchenliede, und zwar in dessen begeistertsten Gesängen und glorreichsten Melodien. Philipp Nicolais beide Lieder, Perlen des evangelischen Kirchengesanges: „Wie schön leuchtet der Morgenstern" und „Wachet auf ruft uns die Stimme der Wächter sehr hoch auf der Zinnen", beide in den letzten Jahren des sechszehnten Jahrhunderts gedichtet, sind nichts anderes als Tagelieder umgekleidet in geistliche Gewänder. Der Morgenstern, welcher die Liebenden aus ihrer nächtlichen Sicherheit weckt, ist zum Morgenstern des ewigen Lebens geworden, welcher die Welt aus dem Schlafe der Sünde aufruft; der Wächterruf auf der Zinne, welcher den Jüngling warnt, auf guten Ruf und Erhaltung des eigenen Lebens Bedacht zu nehmen, ist umgestaltet in den Ruf des Wächters vor dem letzten Gericht und vor der Vollendung dieser Welt. Ein nicht unerheblicher Beleg für die nicht genug zu wiederholende Wahrheit, daß das Christentum, daß ein einfacher, starker christlicher Sinn auch die weltlichen, ja weltlich bedenkliche Stoffe zu sich empor zu heben, zu reinigen und zu verklären weiß.

Unter den Abschiedsliedern im eigentlichen Sinne stelle ich billig das älteste, zugleich das verbreitetste, am längsten gesungen und am längsten beliebt — wenn man will: berühmt — gebliebene Lied*) voran:

---

*) Es findet sich in vielen Liederbüchern und auf zahllosen fliegenden Blättern des 16. und 17. Jahrhunderts und hat die mannigfachsten Umdichtungen und Nachahmungen erfahren. Sehr verändert steht es im Wunderhorn 3 S. 44. Vgl. Uhland 1, Nr. 70 und dazu Schriften IV, S. 56 f., vgl. Böhme 346. Das Lied ging auch in den dänischen Volksgesang über s. Grundtvig II, 571. (B.)

1. Ich stund an einem Morgen
heimlich an einem Ort,
da hätt ich mich verborgen,
ich hört klägliche Wort
von einem Fräulein hübsch und fein,
das stund bei seinem Bulen,
es must gescheiden sein.

2. „Herzlieb ich hab vernommen,
du wöllst von hinnen schier:
wann wilt du wieder kommen?
das solt du sagen mir.“
„Merk, feines Lieb, was ich dir sag:
mein Zukunft tust du fragen;
weiß weder Stund noch Tag.“

3. Das Fräulein weinet sere,
sein Herz war Unmuts voll:
„nu gib mir Weis' und Lere,
wie ich mich halten sol!
ich setz für dich, was ich vermag,
und wilt du hie beleiben,
ich verzer dich Jahr und Tag.“

4. Der Knab der sprach aus Mute:
„dein Willen ich wol spür;
verzerten wir dein Gute,
ein Jahr wär bald hinfür,
dennoch müst es gescheiden sein;
ich wil dich freundlich bitten,
setz deinen Willen drein!“

5. Das Fräulein das schrei: „Morde!
Mord über alles Leid!
mich kränken deine Worte,
Herzlieb nicht von mir scheid!
für dich so setz ich Gut und Er,
und sollt ich mit dir ziehen,
kein Weg wär mir zu ferr!“

6. Der Knab der sprach mit Züchten:
„mein Schatz ob allem Gut,
ich will dich freundlich bitten,
schlag solchs aus deinem Mut!
gedenk wol an die Freunde dein,
die dir keins Argen trauen
und täglich bei dir sein.“

7. Da kert er ihr den Rucken
und sprach nicht mer zu ihr;
das Fräulein tät sich schmucken
in einen Winkel schier
und weinet daß es schier vergieng.
Das hat ein Schreiber gesungen,
wies einem Fräulein gieng.*)

Es könnte auf den ersten Blick unglaublich scheinen, daß dieses — wie es uns wohl dünken will — bis zur Trockenheit einfache Lied länger als einhundert und fünfzig Jahre sich in der allgemeinsten ungeteilten Gunst des deutschen Volkes habe erhalten können. Und doch ist dem so: unter den vielleicht mehr als zweitausend Volksliedern, welche von der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts bis an das siebenzehnte Jahrhundert hinein auf und ab in Deutschland sind gesungen worden, ist dieses Lied bei weitem das beliebteste gewesen: mehrere hundert Lieder, auch eine Anzahl katholischer und evangelischer, deutscher und lateinischer geistlicher Gesänge, sind nach der Form dieses Liedes, in Versbau und Melodie, gedichtet worden, unzählige Male hat man es, weltlich und geistlich, nachgeahmt und umgekleidet, einzelne Züge zahlreichen andern Liedern einverleibt, und die Anfangsworte sowie andere einzelne Stellen Jahrhunderte lang sprichwörtlich im Munde geführt. Einen gleichen Erfolg hat bis dahin, nächst

*) Str. 1, 7 und 5, 5 gescheiden ältere Form für geschieden. 2, 6 Zukunft steht hier in der früheren Bedeutung „Ankunft, Rückkehr“, 3, 7 verzehren ist s. v. a. für den Unhalt (die Zehrung) sorgen. 5, 1 schrei schrie. 7, 3 sich schmucken d. i. schmiegen, drücken. 7, 5 vergehen bedeutet ohnmächtig werden.

dem Hildebrandsliede und einigen anderen Heldensagen, kein einziges deutsches Lied gehabt; und es war von diesem Erfolge begleitet in einem Zeitraume, welcher gerade in dieser Dichtungsart, dem volksmäßigen Liebesliede und dem Abschiedsliede insbesondere, nicht allein zu den fruchtbarsten, sondern auch zu den wahrhaft schöpferischen Perioden unseres poetischen Lebens gerechnet werden muß, wo jeder Tag, in noch höherem Maße als jetzt, neue eigentümliche und wertvolle Produktionen hervorrief, welche, gleichfalls mit hoher und allgemeiner Gunst aufgenommen, dennoch dem alten Liede keinen Abbruch zu thun vermochten. Wie erklären wir uns diese Erfolge? War es bloßes Zeitinteresse, bloßer Zeitgeschmack, wodurch dieses Lied so hoch gehoben wurde? oder wehet in demselben ein Hauch der einen, unvergänglichen Poesie, die in dem Abschiede Hektors von Andromache wie in den weichen Klagetönen der finnischen Mädchen am öden Gestade der Ostsee, in dem hohen Liede des Sängerkönigs in Israel wie in den serbischen Schmerzensliedern von der Frau des Asan Aga, in den trauernden Dainos der Litthauer wie in dem Jammergesang der afrikanischen Sklaven ihre geheimnisvolle, ergreifende Gewalt übt? — Daß bei den lyrischen Erzeugnissen aller Zeiten und Völker ein gewisses Zeitinteresse und ein Zeitgeschmack in Anschlag gebracht werden müsse, ist ganz unleugbar: sehen wir es doch an so vielen Erzeugnissen unserer Tage, die uns nur darum so vertraulich, so herzlich, so rührend ansprechen, weil sie unsere nächsten Verhältnisse den Kreis unserer unmittelbarsten Umgebungen, unsere Sitten, Lebensgewohnheiten und Erfahrungen in den uns geläufigen Formeln und Ausdrucksweisen dichterisch beleuchten, während eine andere Zeit mit anderen Anschauungen, Sitten und konventionellen Formeln kalt und gleichgültig an einem großen Teile dieser Lyrik vorbeigehen wird, wie wir an so manchen Produkten früherer Zeiten in unserer eigenen Litteratur, an noch mehreren Produkten fremder Stämme und Völker achtungslos vorüber-

gehen. Ein solcher Anteil des Zeitinteresses liegt ohne alle Frage auch in der Gunst, welche unserem Liede zu Teil geworden ist: die Wanderlust des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, die Unsicherheit des Erwerbes, ja des Besitzes, und die Unstätigkeit des Lebens, welche damals so tief und oft so schneidend eingriff in die Heiligtümer der Gesellschaft, der Familien, der Herzen — die schwankende Lage aller, auch der bis dahin unbeweglichsten Verhältnisse, die Unzuverlässigkeit und Öde, um nicht zu sagen: die Hoffnungslosigkeit und Trostlosigkeit der Zukunft, alles dies ist in diesem Liede der genau erkennbare, nur mit richtigem poetischen Bewußtsein nicht exponierte, wohl aber vorausgesetzte Hintergrund. Es fand die Welt des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts sich in diesem Liede als in einem treuen Zeitspiegel wieder — vielleicht, daß er ihr in diesem Liede zum erstenmal vorgehalten worden ist — und die Schmerzen der Trennung, die Leiden der Armut und des Vertriebenwerdens von Haus und Hof, das trübe Bangen vor der öden Ferne und Fremde, welches alles einhundert und fünfzig Jahre lang die Herzen durchzog und erschütterte, sich unzählige Male wiederholte, all dies Leid, Weh und Bangen flüchtete sich immer wieder zu diesem ihrem ersten, ihrem wahrsten und lebhaftesten Ausdrucke, zu dem Liede: „Ich stund an einem Morgen". Denke man nur an die vielen kleinen und großen Fehden und Kriege, an die Scharen der hin- und herziehenden Reiter und Landsknechte, an die Scharen der fahrenden Schüler, an die Haufen der in den kirchlichen Stürmen und Verfolgungen aus der Heimat Vertriebenen, und man wird den tiefen Herzensanteil ermessen können, welcher diesem Liede folgen mußte, — ein Herzensanteil, den wir ihm in unserer ruhigeren Zeit gar nicht zu widmen im Stande sind. Darum aber haben denn auch die einzelnen hierher gehörigen Züge des Liedes einen Grad von Wahrheit, von ergreifender Eindringlichkeit, welchen wir auf den ersten Blick kaum ahnen. Bei uns ist es Phrase oder

Scherz, wenn es heißt „ich weiß weder Tag noch Stunde, wann ich zurück komme"; in diesem Liede ist dieses Wort — vielleicht damals zum ersten Male gebraucht — bitterer Ernst, bitterer Ernst bei der Aussicht auf die allgemeine Unruhe und Unsicherheit, auf das unstäte Treiben und Drängen der Zeit und der Zukunft. Bitterer Ernst ist der Entschluß des Mägdleins, mit dem Jüngling in die wilde Fremde zu ziehen und die alte Haus- und Heimatsehre der deutschen Jungfrau daran zu geben; was damals ein Ausbruch der brennendsten, flammendsten Liebesglut war — ungewöhnlich, unerhört — das ist freilich heute nur eine leichte sentimentale Floskel, mit deren Ausführung es sogar im Zeitalter der Eisenbahnen nicht viel auf sich haben würde. Schwerer und schmerzlicher Ernst ist endlich auch das treuherzige Anerbieten der Jungfrau, den Jüngling selbst, aus eigenen Mitteln, ein Jahr lang zu erhalten: sie möchte sich mit allem was sie hat und kann stemmen gegen die Not und den Mangel, gegen die Unruhe und Wandersucht, stemmen gegen die mächtig rollenden Räder der Zeit, welche den Geliebten ihr auf immer entführen. Und das ists denn endlich, worin sich die wahre, echte und unsterbliche Poesie dieses Liedes offenbart: in der getreuen Darstellung der völligen Hoffnungslosigkeit eines liebenden Frauenherzens gegenüber der mitleidlosen Gewalt eines zerstörenden Weltlaufs. Der Mann, nicht untreu, nicht wankelmütig, nicht einmal kalt oder gleichgültig, geht doch den Weg des Mannes, er geht mit dem zerstörenden Laufe der Welt: sein Geschick ruft ihn auf zum Wandern, zum Dahinziehen mit dem ungeheuren Strome: „da kehrt er ihr den Rücken und sprach nicht mehr zu ihr"; er überläßt das arme Mägdlein seinen Thränen in seinem einsamen Winkel. Er kann nicht anders, als Mann, er muß. Es giebt nur eine Darstellung einer ähnlichen Situation in der neueren Zeit, welche unserem Liede zur Seite tritt: Friederike Brion aus Sesenheim und Johann Wolfgang Goethe. Dieses Verhältnis

zwischen Friederike und Goethe, welches zur Darstellung in Liedesform nicht gelangt ist, noch gelangen konnte, stellt den individuellen Beruf des Mannes, den großen Beruf eines einzelnen Mannes einem liebenden, nur einmal und nicht wieder, liebenden, und nach dem Scheiden hoffnungsloser Vereinsamung überlassenen Mädchenherzen gegenüber. Es hat dies Verhältnis deshalb eine mehr idyllische Färbung, als das in unserem Liede geschilderte Verhältnis, welches nicht den einzelnen Mann, sondern die Welt im Ganzen dem weiblichen Herzen gegenüber stellt, mithin einfachere, aber auch härtere und schroffere, oder richtiger: mehr epische Züge an sich trägt. Und doch sind diese Züge weit entfernt von allem Herben und Verletzenden: „wann kommst du wieder?" ich weiß weder Tag noch Stunde; „ich will dich hier erhalten ein ganzes Jahr"! ein Jahr ist bald dahin, und dann müßte doch geschieden werden, o füge dich hinein! „ich setze Gut und Ehre daran, ich ziehe mit dir den fernen weiten Weg" — du Liebste über Alles, vergiß nicht Vater und Mutter die so Schlimmes von dir nicht erwarten; bei ihnen sollst du bleiben. Und stumm zieht er seines Weges. Herb und schneidend sind dagegen manche Züge in neueren Abschiedsliedern, wie z. B. in dem ehemals bewunderten Reiterlied Georg Herweghs „die bange Nacht ist nun herum", welches damit schließt, daß der zur Schlacht eilende und seinen Tod voraussehende Reiter das Glas zerschlägt, aus dem er den letzten Trunk gethan, und den Auftrag giebt, seinem Liebchen die Scherben zu bringen.

Von den zahlreichen Variationen dieses Liedes soll nur e i n e r hier Raum gewährt werden. Sie ist fast einhundert und fünfzig Jahre jünger als das vor dem Jahre 1462 schon allbekannte Original, und steht, aus dem Jahr 1603 stammend, bereits an der Grenze des alten Volksliedes.*)

*) Das Lied ist nach Valentin Haußmann (Rest von Polnischen und andern Täntzen, Nürnberg 1603) wieder abgedruckt bei Hoffmann v. F. (Die deutschen Gesellschaftslieder Nr. 85.)

1. Neulich stund ich verborgen
heimlich an einem Ort,
da waren zwei in Sorgen,
gebrauchten kläglich Wort.
„Von dir muß ich mich scheiden,
fieng an der Jüngling bald,
Gott bhüte dich für Leiden,
für Unfall mannigfalt.“

2. „Warum wilt mich verlaßen,
herzliebster Gselle mein?
mein Trauren ist ohn Maßen,
daß du solt von mir sein;
zudem hab ich verstanden
und wills auch glauben fast,
daß du in fremden Landen
ein ander Lieblein hast.“

3. „Ach nein, mein Schatz auf Erden,
du bist zu mild bericht:
kein lieber soll mir werden,
glaub allen Leuten nicht;
ob ichs muß laßen geschehen,
wie die Zeit füget sich;
kann ich dich dann nicht sehen,
so denk ich doch an dich.“

4. Die zwei die warn alleine,
als an ein Scheiden kam;
der Schmerze war nicht kleine,
der Beider Herz einnahm.
Da hub sie an zu fragen
mit sehnlicher Begier:
„Herzlieb, so thu mir sagen,
wann kommst du wieder schier?“

5. „Ich hab mir fürgenommen,
eh dann das Jahr wird neu,
will ich herwieder kommen,
auf daß ich dich erfreu;
dann wölln wir uns ergetzen
in aller Freundlichkeit;
keins soll vom andern setzen
in Lieb und auch in Leid.“

6. Er küssts auf ihre Wangen,
auf ihren roten Mund,
thät freundlich sie umfangen:
„nun spar dich Gott gesund!"
Da hub sie an zu zagen,
die Auserwählte zart:
„ach Gott, wie schweres Klagen
bringt mir die Hinnefart!"

Die neu hinzugekommenen Ingredienzien: der auftauchende und alsbald beseitigte Verdacht, daß der Scheidende in der Fremde ein anderes Liebchen habe, und die den Abschiedsschmerz sänftigende sichere Aussicht auf baldige, schon nach Verlauf eines Jahres, stattfindende Rückkehr, machen das Lied zwar milder, weicher — zärtlicher, wenn man so will — aber der imposante hochdichterische Hintergrund des Originals und dessen fester, gemessener Schritt ist weggefallen; die Copie nimmt sich, mit dem Original verglichen, höchst unbedeutend aus. Bemerkt muß noch werden, daß in Str. 3 „mild" damals noch die ausschließliche Bedeutung „freigebig" hatte, mithin die Formel „du bist zu mild berichtet" den Sinn hat: man hat dir zu viel von mir gesagt, d. h. mehr als wahr ist.

Das Abschiedslied, welches nach „Ich stund an einem Morgen" zunächst beliebt und berühmt war, und nur wenig jünger ist, als dieses, ist das folgende, welches ich in zwei Formen, einer kürzeren und älteren und einer etwas jüngeren, längeren, mitteile.

A.*)

1. Insbruck, ich muß dich laßen,
ich far dahin mein Straßen,
in fremde Land dahin;
mein Freud ist mir genommen,
die ich nit weiß bekommen
wo ich im Ellend bin.

*) Nach Forsters frischen Liedlein I No. 36 bei Uhland 1, Nr. 69 A. S. 131 und Gödeke-Tittmann S. 66. Böhme 332.

2. Groß Leid muß ich iez tragen,
das ich allein tu klagen
dem liebsten Bulen mein;
ach Lieb, nun laß mich Armen
im Herzen dein erbarmen,
daß ich muß dannen sein!

3. Mein Trost ob allen Weiben!
dein tu ich ewig bleiben,
stät, treu, der Eren frumm;
nun müß dich Gott bewaren,
in aller Tugend sparen,
biß daß ich wider kumm!

B.*)

1. Insbruck ich muß dich laßen,
ich far dahin mein Straßen,
ist wider meinen Dank;
der mir mein Buln hat gnommen,
den halt ich nit fürn Frommen;
das Jar ist mir zu lang.

2. So far ich über die Heide,
von meim Bulen muß ich scheiden,
ich wirf mich dick herum,
seh hinter mich zurücke
und wünsch dir, feins Lieb, Glücke
biß ich wider zu dir kumm.

3. Das Mägdlein sprach mit Schmerzen:
„o weh, o weh meins Herzen,
daß ich dich muß faren lan!
hab ich in all mein Tagen
kein Mensch nie lieber ghabet
dann dich, Herzlieb, allein.“

4. Der Knab der stund alleine:
feins Lieb, du solt nit weinen,

---

*) Nach der Heidelberger Handschrift bei Uhland 1, Nr. 69 B., S. 131 f.

solt haben ein leichten Mut!
ich wil dich nit aufgeben
dieweil ich hab das Leben,
und hätt ichs Kaisers Gut.

5. Damit scheid ich von dannen,
Maria und Sant Anne
wöllen mir hilflich sein
in allen meinen Dingen,
daß sie mir nit mislingen,
Gott bhüt mir die schönste Kaiserin!

Dieses Lied steht dem Liede „Ich stund an einem Morgen" geradezu gegenüber. Dort die tiefen Abschiedsschmerzen des zurück bleibenden Mägdleins, hier die Trauer des auswandernden Jünglings; dort gänzliche Hoffnungslosigkeit, und Abschied für immer, ohne Wiedersehen, hier die stille und feste Zusage des Nimmervergessens, die sich (in der zweiten Abfassung) der Jüngling selbst giebt, nachdem die Geliebte sich schon entfernt hat, und daneben die, wenn schon ferne und unbestimmte Aussicht auf Wiederkehr. Die Melodie dieses Liedes singen wir noch heute in der evangelischen Kirche: es wurde nach derselben und nach dem Liede selbst zunächst ein geistliches Todeslied gedichtet: „O Welt ich muß dich lassen, ich fahr dahin mein Straßen ins ewig Vaterland"; hiernach dichtete etwa einhundert Jahre später Paul Gerhard: „Nun ruhen alle Wälder." (Böhme 333.)

Das Wort „Ellend" (A, Str. 1) bedeutet buchstäblich: fremdes Land; in der Fremde, in der Verbannung, zu leben, ist dem heimatbedürftigen Deutschen das schwerste Unglück, daher ist dem Worte in der Schriftsprache diese letztere Bedeutung allein geblieben, während die ursprüngliche in der Volkssprache neben der abgeleiteten noch jetzt im Gange ist: in unserer Stelle gilt nur die ursprüngliche Bedeutung. „Der Ehren fromm" (A, Str. 3) ist eine damals sehr übliche Formel, welche den Sinn hat: „die Gesetze der Ehre treu

beobachtend"; **fromm** bedeutet: die Gesetze befolgend, die gewiesenen Schranken einhaltend, seine Pflichten erfüllend; an die dem Worte sehr uneigentlich gegebene religiöse Bedeutung darf hier nicht gedacht werden.

Das dritte Abschiedslied im Range der Gunst des singenden Publikums im sechzehnten Jahrhundert ist folgendes Lied*):

1. Entlaubet ist der Walde
gen disem Winter kalt;
beraubt werd ich so balde
meins Lieb, das macht mich alt;
daß ich die Schön muß meiden,
die mir gefallen tut,
bringt mit das heimlich Leiden,
macht mir ein schweren Mut.

2. Was läßt du mir zur Letze,
mein feins brauns Meidelein,

*) Das Lied ist wiedergegeben nach den Gassenhawerlin (Frankfurt bei Egenolff 1535) Nr. 1; doch sind manche Stellen nach späteren Drucken geändert (Str. 1, 3 f. lautet in den G. weniger gut „Berawbt werd ich so balde, mein feins lieb macht mich alt"; 2, 2 „feins brauns schwartz meydelin"; 3, 1 f. „Feins lieb laß dich nit äffen, der falschen Kläffer seind vil"; 3, 4 „in trewen"). Sonst findet sich das Lied in den „Fünff vnd sechzig teutscher Lieder" (Straßburg bei P. Schöffer u. Mathias Apiarius 1536) unter Nr. 42 (Str. 1, 7 f. „pringt mir manchfältig leiden, macht mir fast schweren mut"; 2, 1 f. „Lestu mir nichts zur letze, schwartz, brauns, weiß meydelein"; 2, 5 „hoffnung muß"; 2, 8 „die Zeit wird mir zu lang"; 3, 1 f. ist oben daraus entnommen; 3, 6 „darauf"; 3, 8 „zu einer guten nacht"), ferner in Otts 115 guter neuer Liedlein (1544) Nr. 54 u. 55, in Forsters frischen Liedlein I (1539) Nr. 61 u. III (1549) Nr. 5. In diesen lautet Str. 1, 7 „bringt mir vil heimlich leiden" oder „bringt mir heimliches leiden". — Ein Lied mit dem Anfang „Der Walt hat sich entlawbet gen diesem Winter kalt", sonst aber abweichend und auch mit anderer Melodie steht im Locheimer Liederbuch aus dem 15. Jahrhundert (F. Chrysanders Jahrbücher für Musikalische Wissenschaft II S. 119.)

das mich dieweil ergetze,
so ich von dir muß sein?
Hoffnung tut mich ernären,
nach dir so werd ich krank;
tu bald herwider keren,
Zeit und Weil wird mir lang,

3. Sei weis, laß dich nit affen!
der Klaffer seind so vil;
halt dich gen mir rechtschaffen!
treulich dich warnen wil;
hüt dich vor falschen Zungen,
darab sei wol bedacht!
sei dir, schöns Lieb gesungen
zu tausend guter Nacht.*)

In diesem Liede, welches für eine sehr große Anzahl anderer Lieder Vorbild und Anlaß wurde, spricht sich das öde Spätherbstgefühl in Verbindung mit der Trauer des Abschiednehmens, ähnlich wie es so häufig in der Minnesängerpoesie vorkommt, aus, wiederum ohne Schilderung der Naturzustände, welche sich vielmehr nur in der Seelenstimmung des von der Geliebten Getrennten wiederspiegeln.

Diesem Liede möge ein, gleichfalls sehr verbreitetes und lange gesungenes Lied**) gegenüber treten, welches die Frische und Helligkeit des Frühlings und die durch den grünen Mai geweckte Wandersehnsucht in einen schönen Kontrast mit dem schmerzlichen Abschiede setzt:

1. Wolauf, gut Gsell von hinnen!
meins Bleibens ist hie nit me;
der Mai der tut uns bringen
vil Veiel und grünen Klee;
im Wald da hört man singen
der kleinen Waldvögelein Gsang,
sie singen mit heller Stimme
den ganzen Summer lang.

*) Str. 2, 1 Letze Abschiedsgeschenk. 3, 6 darab, darauf.

**) Es steht bei Forster II Nr. 18 (nur eine Str.) und im Frankfurter Liederbuch von 1582 Nr. 54.

2. Ich kan nit mer geschweigen,
es glag mir nie so hart,
daß ich trag heimlich Leiden
gen einem Fräulein zart;
ihr Lieb hat mich umbfangen
darzu ihr gut Gestalt;
daß ich dich, Lieb, muß meiden,
darzu zwingt mich Gewalt.

3. Gwalt, du bist eine große Pein,
weh, der dich tragen muß!
du übest gen mir solchen Schein,
mein Leid war nie so groß;
hat mir ein Eid geschworen,
sie wolt mir bleiben stät,
sie wolt daran gedenken,
wenn sie ein Ander bät. —

4. Das Mägdlein an der Zinnen lag,
sie sah zum Fenster nauß,
in rechter Lieb und Treue
warf sie zwei Kränzlein rauß,
das eine war von Veiel,
das ander von grünem Klee:
„sol ich dich, feins Lieb meiden,
meim Herzen dem gschicht weh.“

In Str. 2 bedeutet „es liegt (geliegt) mir hart“ oder „hart an“: es verursacht mir Kummer; in Str. 3 „Schein üben“ sich in seiner vollen Gestalt zeigen — beide Redeformeln damals sehr üblich.

Hieran mögen sich noch vier der im 16. Jahrhundert beliebtesten und noch jetzt nicht ganz vergessenen Lieder reihen, welche von mehr allgemeiner Haltung sind: eins als Abschiedslied des Jünglings, und ihm zur Seite ein gleiches, dem Mädchen in den Mund gelegtes:

1. Ach Gott, wie weh thut Scheiden!
hat mir mein Herz verwundt;
so trab ich über die Heiden
und traur zu aller Stund;

der Stunden der sind also vil,
mein Herz trägt heimlichs Leiden,
wiewol ich oft frölich bin.

2. Thät mir ein Gärtlein bauen
von Veiel und grünem Klee,
ist mir zu früh erfroren,
tut meinem Herzen weh;
ist mir erfroren bei Sonnenschein
ein Kraut Je länger je lieber,
ein Blümlein Vergiß nit mein.

3. Das Blümlein das ich meine
das ist von edler Art,
ist aller Tugend reine;
ihr Mündlein das ist zart,
ihr Äuglein die sind hübsch und fein,
wann ich an sie gedenke,
wie gern ich bei ihr wolt sein!

4. Solt mich meins Bulen erwegen,
als oft ein ander thut.
solt führn ein frölichs Leben
darzu ein leichten Mut,
das kan und mag doch nit gesein;
gesegn dich Gott im Herzen!
es muß geschieden sein.*)

Str. 2, 1 ist wohl des Reimes wegen zu lesen „Hätt mir ein Gürtlein erkoren.“ Die Redeweise in Str. 4 „sich einer Person oder Sache erwegen“ bedeutet: dieselbe aufgeben — eigentlich: sich von derselben entfernen: ein Ausdruck, welcher sich in unserer heutigen Sprache nicht genau wiedergeben läßt, und den sich dieselbe zu ihrem sehr merklichen Nachteil hat entgehen lassen. Str. 4, 1 ist bei Solt hinzuzudenken ich, ebenso wie 2, 1 bei Thät.

*) Aus Forsters frischen Liedlein III (1549) ins Wunderhorn I S. 207 aufgenommen. Nach der Heidelberger Handschrift abgedruckt von J. Görres (Altteutsche Volks- und Meisterlieder S. 43 f.). Uhland I Nr. 67 S. 128 f. Böhme 339.

3. Das Mägdlein an dem Laden stund,
hub kläglich an zu weinen:
„gedenk daran, du junger Knab,
laß mich nicht lang alleine!
ker wider bald, mein Aufenthalt,
lös mich von schweren Träumen!"

4. Der Knab wol über die Heide reit,
er warf sein Rößlein herumbe:
„nun gesegn dich Gott, mein schönes Lieb,
wend deine Red nicht umbe!
beschert Gott Glück, geht nimmer zurück,
du bist meins Herzen eine Krone." *)

In dem ersten dieser beiden Lieder muß Str. 1, 3 das Wort „ernähren" nicht in dem jetzigen Sinne genommen werden; ernähren bedeutet eigentlich, und auch damals noch, genesen machen, gesund erhalten, und so ist „Hoffnung thut mich ernähren" dasselbe, was wir jetzt durch „die Hoffnung erhält mich aufrecht" ausdrücken. „Letze" (Str. 5) bedeutet eigentlich das Zurückhalten des Abreisenden, das Mahl, den Trunk mit welchen man ihn zum Abschiede noch einen Augenblick zurückhält, sich und ihn noch einen Augenblick erfreut — eine beim Scheiden erwiesene Gutthat. In dem zweiten Liede muß Str. 2 das Wort „Schimpf" selbstverständlich im alten Sinne: heiteres Spiel, Belustigung, genommen werden. Str. 2, 4 ist beleiten s. v. a. das heutige „begleiten." Str. 3, 5 bedeutet Aufenthalt Zuflucht und Trost. Str. 3, 5 ist reit das Präteritum, wofür wir „ritt" gebrauchen.

*) Im Frankfurter Liederbuch v. 1582 Nr. 13 und sonst in zahlreichen Drucken des 16.—17. Jahrhunderts, auch handschriftlich überliefert. Danach Uhland 1, Nr. 73 S. 137 f. Böhme 541. Ein Lied von gleichem Anfang, aber sonst durchaus abweichend (So wünsch ich ihr ein gute Nacht zu hundert tausend Stunden! So ich ihr Lieb erst recht betracht, ist all mein Leid verschwunden) steht bei Forster I Nr. 130 und im Frankfurter Liederbuch Nr. 10. Es ist abgedruckt bei Gödeke-Tittmann S. 65 und bei Hoffmann v. F. Gesellschaftslieder S. 195.

2. Vil falscher Zungen haßen mich,
ich hoff es sol sie helfen nicht,
Gott ist von großer Güte;
dem ich mich allezeit befilch,
der wird mich wol behüten.

3. Und wärn der Neider noch so vil,
so gschicht doch, was Gott haben wil,
Gott ist mein Trost auf Erden.
So schwör ich doch bei meinem Eid:
kein lieber sol mir werden.*)

4. Mein Herz das ist betrübet ser,
Gott alle Ding zum besten ker!
Ich far dahin mit Schmerzen.
Ich sich,**) daß ichs nicht wenden kan,
Gott tröst all btrübte Herzen!

5. „Färst du dahin und läst mich schier,
was läst du mir zur Letze hier,
daß ich mich Leids ergetze?"
die rechte Lieb und Stätigkeit
laß ich dir, feins Lieb, zur Letze.***)

1. So wünsch ich ihr ein gute Nacht,
bei der ich war alleine;
ein traurig Wort sie zu mir sprach:
„wir zwei müßen uns scheiden!
„Ich scheid nit weit, Gott weiß die Zeit,
Widerkommen bringt Freude."

2. Und nächten da ich bei ihr war,
ihr Angsicht stund voll Röte,
sie sah den Knaben freundlich an,
sprach: „daß dich Gott beleite!
Mein Schimpf und Scherz! Scheiden bringt Schmerz,
das bin ich worden innen."

---

*) lieber für liebere.

**) sich sehe.

***) Aus verschiedenen Handschriften und Liederbüchern des 16. und 17. Jahrh. bei Uhland 1, Nr. 72 S. 13 f. Böhme 537.

Würtembergische Wappen. „Jamer" mit langem a ist die ältere Form für unser Jammer. 1, 3 „on Abelon" ohne Ablassen. 1, 7 wie ich es mir auserkoren hatte. 1, 7 es scheut (flieht scheu) vor mir. 1, 9 „spir" ist dialektische Aussprache für „spüre"; so haben andere Texte in Str. 3, 5 f. „mag mir nit gbirn ein Hochgwild schon", wo „gebirn" für „gebühren" d. i. zukommen, zu Teil werden steht.

Str. 2, 2 ff. ich will deine Brust nicht mehr erschrecken dadurch, daß ich dich jage: ein anderer muß dich in Zukunft aus der Ruhe aufscheuchen und unter dem Gebell (Krei, aus französisch crie) der Hunde jagen, wobei du nicht entrinnen kannst.

Str. 3, 3 trotzdem beharre ich fest auf dem Jägers Bann (Bann ist das eingehegte, eingefriedigte Jagdgebiet; jetzt mißverstanden und in „Bahn" verderbt). 3, 5 „gon" (gehn) bedeutet hier „zum Fange oder Schuß recht kommen". 3, 7 „beniegen" ist mhd. benüegen, wofür das durch zwei Partikeln verstärkte be-ge-nüegen (unser begnügen) nur einzeln vorkam; ie steht für üe (vgl. die Bemerkung zu Str. 1, 9), dagegen in 3, 10 „betriegen" die richtige ältere Form für unser „betrügen". 3, 9 eisch d. i. heische.

Herzog Ulrich von Würtemberg, der als eifriger Jäger und Musikfreund vielleicht selbst das obige Lied verfaßt hat, war schon als Kind mit Sabina von Baiern, einer Nichte des Kaisers Maximilian verlobt. Der feurige Jüngling fühlte sich in Liebe zu der Markgräfin Elisabeth von Brandenburg hingezogen, konnte sich aber aus politischen Gründen den Fesseln nicht entziehen, die ihn an die wenig schöne und ebensowenig liebenswürdige bairische Prinzessin banden. Den schweren Entschluß der Entsagung sprach er (oder wer sonst das Lied dichtete, indem er sich in seine Lage versetzte) in allegorischer Form aus: er verglich die Elisabeth mit einem edeln Hochwild, das er nicht erjagen könne, er müsse sich nun mit gemeinem Hasenfleisch begnügen, das jeder leicht haben könne.

Die Ehe mit Sabina wurde 1511 mit großer Pracht vollzogen. Daß sie keine glückliche wurde, ist erklärlich; die Herzogin klagte über schwere Mißhandlungen, die sie von ihrem Gemahl habe dulden müssen. Er leugnete dies zwar aufs Entschiedenste, gab aber zu, daß er einmal in heftiger Erregung ihr einen Schlag mit der Hand gegeben habe, doch nicht zu hart.*)

Das Lied findet sich zuerst in Arnts von Aich Liederbuch (1519) und seitdem in einer großen Zahl von Sammlungen, so bei Johann Ott (1544), in G. Forsters frischen Liedlein 3 (1549) Nr. 9 und 4 (1556) Nr. 12. Auffallender Weise ist es schon hier mehrfach arg entstellt, z. B. lautet der Anfang „Ich schell mein Horn ins Jammerthal". In dieser Form erhielt es sich als sehr beliebtes Lied durch das ganze 16. Jahrhundert hindurch und ist so bei Uhland 1, Nr. 179, sowie bei Gödeke u. Tittmann S. 272 (auch in den frühern der Ausgaben des Handbüchleins) wieder abgedruckt. Das Wunderhorn (1, S. 162) hat in der ersten Zeile „Ich schwing mein Horn ins Jammerthal", ein Fehler, den bereits die 68 Lieder (gedruckt zu Nürmberg durch Johann vom Berg und Ulrich Newber) unter Nr. 67 bringen, während dieselbe Sammlung unter Nr. 9 die erste Strophe des Gedichtes in der reineren Form hat.

Von den noch jetzt gesungenen Volksliedern des Abschieds läßt sich sagen, daß nicht wenige derselben an Herzlichkeit

*) Die obige Auffassung des Sinnes von unserm Liede ist jetzt allgemein als die einzig richtige anerkannt. Ich habe darum dasjenige, was Vilmar annimmt, im Texte durch eine genauere Ausführung des wirklichen Sachverhalts ersetzt, teile aber hier auch seine Ansicht noch mit: „Dieses Lied, eigentlich ein auf die unglücklichen Unternehmungen des Herzogs Ulrich von Würtemberg 1510 gedichtetes, mithin historisches Lied, ist später, wie die Haltung desselben mit sich brachte, als ein Liebeslied, welches Abschied und Entsagung ausdrücke, angesehen und in diesem Sinne als ein sehr beliebtes Lied durch das ganze Jahrhundert überall in Deutschland gesungen worden."

Würtembergische Wappen. „Jamer“ mit langem a ist die ältere Form für unser Jammer. 1, 3 „on Abelon“ ohne Ablassen. 1, 7 wie ich es mir auserkoren hatte. 1, 7 es scheut (flieht scheu) vor mir. 1, 9 „spir“ ist dialektische Aussprache für „spüre“; so haben andere Texte in Str. 3, 5 f. „mag mir nit gbirn ein Hochgwild schon“, wo „gebirn“ für „gebühren“ d. i. zukommen, zu Teil werden steht.

Str. 2, 2 ff. ich will deine Brust nicht mehr erschrecken dadurch, daß ich dich jage: ein anderer muß dich in Zukunft aus der Ruhe aufscheuchen und unter dem Gebell (Krei, aus französisch crie) der Hunde jagen, wobei du nicht entrinnen kannst.

Str. 3, 3 trotzdem beharre ich fest auf dem Jägers Bann (Bann ist das eingehegte, eingefriedigte Jagdgebiet; jetzt mißverstanden und in „Bahn“ verderbt). 3, 5 „gon“ (gehn) bedeutet hier „zum Fange oder Schuß recht kommen“. 3, 7 „beniegen“ ist mhd. benüegen, wofür das durch zwei Partikeln verstärkte be-ge-nüegen (unser begnügen) nur einzeln vorkam; ie steht für üe (vgl. die Bemerkung zu Str. 1, 9), dagegen in 3, 10 „betriegen“ die richtige ältere Form für unser „betrügen“. 3, 9 eisch d. i. heische.

Herzog Ulrich von Würtemberg, der als eifriger Jäger und Musikfreund vielleicht selbst das obige Lied verfaßt hat, war schon als Kind mit Sabina von Baiern, einer Nichte des Kaisers Maximilian verlobt. Der feurige Jüngling fühlte sich in Liebe zu der Markgräfin Elisabeth von Brandenburg hingezogen, konnte sich aber aus politischen Gründen den Fesseln nicht entziehen, die ihn an die wenig schöne und ebensowenig liebenswürdige bairische Prinzessin banden. Den schweren Entschluß der Entsagung sprach er (oder wer sonst das Lied dichtete, indem er sich in seine Lage versetzte) in allegorischer Form aus: er verglich die Elisabeth mit einem edeln Hochwild, das er nicht erjagen könne, er müsse sich nun mit gemeinem Hasenfleisch begnügen, das jeder leicht haben könne.

Die übrigen fünf Strophen des Wunderhorn gehören sichtlich der Kunstdichtung zu, wie denn die Worte der sechsten Strophe des Wunderhorns „was für Wellen was für Flammen schlagen über mir zusammen“ sogar nachweislich eine Reminiscenz aus Canitz Gedichten enthalten. Ebenso verhält es sich mit den hinzugedichteten Zeilen in der dem „Teutschen Liederbuch“ angehörigen Recension, durch welche aus den zehn dreizeiligen Strophen des Wunderhorns fünf siebenzeilige Strophen gemacht wurden. In dieser letztern Abfassung mit ihrer ansprechenden, der wirklichen Volksmelodie sich nahe anschließenden Sangweise ist denn das Lied fast dreißig Jahre lang ein mit Recht sehr beliebtes Lied gewesen, aber dadurch eben doch kein Volkslied geworden.

Sodann gehören zu den besten Erzeugnissen des neueren volksmäßigen Abschiedsliedes folgende zwei Lieder, von denen das erstere*) schon seit den ersten zehn Jahren dieses Jahrhunderts bekannt geworden ist.

1. „Warum bist du denn so traurig?“
„Bin ich aller Freuden voll?“
„Meinst, ich sollte dich verlaßen?
du gefällst mir gar zu wol.“

2. „Morgen will mein Lieb abreisen,
Abschied nehmen mit Gewalt;
draußen singen schon die Vögel
in dem Walde mannigfalt.“

3. Saßen da zwei Turteltauben,
saßen wol auf grünem Ast:
wo sich zwei Verliebte scheiden,
da wächst nicht mehr Laub und Gras.

*) Es steht zuerst bei Büsching und v. d. Hagen, Sammlung deutscher Volkslieder (1807) und ist seitdem in viele Sammlungen aufgenommen und mehrfach aus dem Volksmund in verschiedenen Gegenden aufgezeichnet, noch zuletzt im Elsaß (Curt Mündel Elsässische Volkslieder, Straßburg 1884, S. 59). Es wechselt sehr in Strophenzahl und Fassung. Vgl. Scherer, Jungbrunnen S. 337, Nr. 70.

4. Laub und Gras das mag verwelken,
aber treue Liebe nicht;
kommst mir zwar aus meinen Augen,
doch aus meinem Herzen nicht.

1. Morgen muß ich weg von hier
und muß Abschied nehmen;
o du allerhöchste Zier,
Scheiden das bringt Grämen.
Der ich dich so treu geliebt
über alle Maßen,
ich soll dich verlaßen.

2. Wenn zwei gute Freunde sind,
die einander kennen,
Sonn und Mond bewegen sich,
ehe sie sich trennen;
wie viel größer ist der Schmerz,
wenn ein treu verliebtes Herz
in die Fremde ziehet.

[3. Küsset dir ein Lüftelein
Wangen oder Hände,
denke, daß es Seufzer sein,
die ich zu dir sende;
tausend schick ich täglich aus,
die da wehen um dein Haus,
weil ich dein gedenke.]

Die dritte Strophe dieses zweiten Liedes*) ist ohne alle Frage unecht: die Bildlichkeit und Sentimentalität derselben ist dem echten Volkslied gänzlich fremd. Übrigens empfehlen sich beide Lieder durch ihre vorzüglichen Melodieen. Letzteres gilt auch von dem modernen dialektischen Volkslied:

*) Es steht mit 4 Strophen im Wunderhorn 3, S. 31 und ist in dessen neuester Ausgabe von Birlinger und Crecelius (2 S. 219) nach der in Achims v. Arnim Nachlaß gefundenen schriftlichen Aufzeichnung abgedruckt. Das durch ganz Deutschland verbreitete Lied wird in den verschiedensten Gestalten gesungen, vgl. Erk Liederhort Nr. 111, Scherer, Jungbrunnen Nr. 75. Simrock Nr. 158.

Die übrigen fünf Strophen des Wunderhorn gehören sichtlich der Kunstdichtung zu, wie denn die Worte der sechsten Strophe des Wunderhorns „was für Wellen was für Flammen schlagen über mir zusammen" sogar nachweislich eine Reminiscenz aus Canitz Gedichten enthalten. Ebenso verhält es sich mit den hinzugedichteten Zeilen in der dem „Teutschen Liederbuch" angehörigen Recension, durch welche aus den zehn dreizeiligen Strophen des Wunderhorns fünf siebenzeilige Strophen gemacht wurden. In dieser letztern Abfassung mit ihrer ansprechenden, der wirklichen Volksmelodie sich nahe anschließenden Sangweise ist denn das Lied fast dreißig Jahre lang ein mit Recht sehr beliebtes Lied gewesen, aber dadurch eben doch kein Volkslied geworden.

Sodann gehören zu den besten Erzeugnissen des neueren volksmäßigen Abschiedsliedes folgende zwei Lieder, von denen das erstere*) schon seit den ersten zehn Jahren dieses Jahrhunderts bekannt geworden ist.

1. „Warum bist du denn so traurig?"
„Bin ich aller Freuden voll?"
„Meinst, ich sollte dich verlaßen?
du gefällst mir gar zu wol."

2. „Morgen will mein Lieb abreisen,
Abschied nehmen mit Gewalt;
draußen singen schon die Vögel
in dem Walde mannigfalt."

3. Saßen da zwei Turteltauben,
saßen wol auf grünem Ast:
wo sich zwei Verliebte scheiden,
da wächst nicht mehr Laub und Gras.

*) Es steht zuerst bei Büsching und v. d. Hagen, Sammlung deutscher Volkslieder (1807) und ist seitdem in viele Sammlungen aufgenommen und mehrfach aus dem Volksmund in verschiedenen Gegenden aufgezeichnet, noch zuletzt im Elsaß (Curt Mündel Elsässische Volkslieder, Straßburg 1884, S. 59). Es wechselt sehr in Strophenzahl und Fassung. Vgl. Scherer, Jungbrunnen S. 337, Nr. 70.

4. Laub und Gras das mag verwelken,
aber treue Liebe nicht;
kommst mir zwar aus meinen Augen,
doch aus meinem Herzen nicht.

1. Morgen muß ich weg von hier
und muß Abschied nehmen;
o du allerhöchste Zier,
Scheiden das bringt Grämen.
Der ich dich so treu geliebt
über alle Maßen,
ich soll dich verlaßen.

2. Wenn zwei gute Freunde sind,
die einander kennen,
Sonn und Mond bewegen sich,
ehe sie sich trennen;
wie viel größer ist der Schmerz,
wenn ein treu verliebtes Herz
in die Fremde ziehet.

[3. Küsset dir ein Lüftelein
Wangen oder Hände,
denke, daß es Seufzer sein,
die ich zu dir sende;
tausend schick ich täglich aus,
die da wehen um dein Haus,
weil ich dein gedenke.]

Die dritte Strophe dieses zweiten Liedes*) ist ohne alle Frage unecht: die Bildlichkeit und Sentimentalität derselben ist dem echten Volkslied gänzlich fremd. Übrigens empfehlen sich beide Lieder durch ihre vorzüglichen Melodieen. Letzteres gilt auch von dem modernen dialektischen Volkslied:

*) Es steht mit 4 Strophen im Wunderhorn 3, S. 31 und ist in dessen neuester Ausgabe von Birlinger und Crecelius (2 S. 219) nach der in Achims v. Arnim Nachlaß gefundenen schriftlichen Aufzeichnung abgedruckt. Das durch ganz Deutschland verbreitete Lied wird in den verschiedensten Gestalten gesungen, vgl. Erk Liederhort Nr. 111, Scherer, Jungbrunnen Nr. 75. Simrock Nr. 158.

„Muß i dann muß i dann zum Städele naus"*). Sehr lange, bis in die allerneueste Zeit, und sehr allgemein beliebt und für ein eigentliches Volkslied gehalten war das Lied des aus der Sturm- und Drang-Periode durch seine Idyllen, seine

*) Nur die erste Strophe ist Volkslied. Die zwei folgenden, welche jetzt gewöhnlich gesungen werden, sind von Heinrich Wagner (pseudonym Wergan) 1824 dazu gedichtet worden. Vgl. Scherer, Jungbrunnen S. 338 unter Nr. 74. Aus der schwäbischen Alp hat Scherer S. 178 f. folgende Fassung mitgeteilt:

1. Muß ich dann, muß ich dann zum Dörflein hinaus,
und du, mein Schatz, bleibst hier!
Wann ich komm, wann ich komm, wann ich wiedrum komm,
kehr ich ein, mein Schatz, bei dir.
Kann ich gleich nicht allzeit bei dir sein,
hab ich doch meine Freud an dir;
wann ich komm, wann ich komm, wann ich wiedrum komm,
kehr ich, mein Schatz, bei dir.

2. Kein Bauernmädchen mag ich nicht,
schau mir nur keine an!
Was batt mich ein ganzer Hut voll Geld?
Nur Unglück stell ich an.
's muß eine sein ganz hübsch und fein,
muß kommen aus der Stadt,
die vom Kopf bis zum Fuß ganz sauber ist
und keinen Fehler hat.

3. Wenn mir der Pfaff kein Weib nicht schafft,
so weiß ich mir schon Rat:
dann geh ich auf den Werbplatz hin
und da werd ein Herr Soldat,
und da krieg ich Geld und da zieh ich ins Feld,
und ist mein Herz erfreut!
Und wann ich zu meim Schätzchen komm,
so lieb ichs wieder aufs neu.

Ähnlich, nur in zwei Strophen verteilt, geben L. Erk und W. Irmer (Die deutschen Volkslieder mit ihren Singweisen 3. Heft Nr. 32) das Lied nach mündlicher Überlieferung aus der Umgegend von Frankfurt a. M.

Genoveva, Scenen aus Faust bekannten (Maler) Müller: „Heute scheid ich, heute wander ich“ (s. Seuffert, Maler Müller 86). Das Lied trägt allerdings etwas vom Stile des Volksliedes an sich, doch ist derselbe allzu nachlässig, und die ganze Haltung des Liedes weit unsicherer, als dem echten Volkslied eigen ist. Ähnlich verhält es sich mit dem, ursprünglich in schweizerischem Dialekt verfaßten Lied von Johann Rudolf Wyß d. j., „Herz, mein Herz, warum so traurig“, (es erschien zuerst in G. J. Kuhns Sammlung von Schweizer Kuhreihen 2. Ausg. Bern 1812), welches freilich als ein Lied der Heimatssehnsucht mit unsern Liedern nur äußerlich verwandt ist, und manchen andern Liedern.

Den Abschiedsliedern mögen einige Lieder von der Untreue folgen. Denn auch von der Untreue weiß die deutsche Volksdichtung — nicht so die ältere Minnepoesie, — wenn es gleich verhältnismäßig nur sehr wenig Lieder sind, welche diesen Stoff behandeln, und die herbe Täuschung des Herzens in den einfachen Tönen wahrhaften Schmerzes und tiefer Klage besingen. Noch seltner sind die Lieder, welche die Untreue in einer geschichtlichen Begebenheit erzählen oder in eine solche einkleiden. Die Seltenheit dieser Lieder, welche in der romanischen Poesie eine nicht unerhebliche Rolle spielen, dient zum Zeugnis, daß die Liebe von Alters her bei dem deutschen Volke mehr gewesen ist als Leidenschaft, als Sinnenspiel und Zeitvertreib, mehr als eine der vielen Formen des Egoismus. Das „ich bin dein und du bist mein, uns soll der Tod nicht scheiden“ ist für den Deutschen nicht allein der Ausdruck der himmlischen, es ist auch der Ausdruck der irdischen Liebe, oder vielmehr, weil dieses Wort voller wahrhafter Ausdruck der irdischen Liebe ist, so konnte es auch die himmlische Liebe so voll und ganz bezeichnen, wie das neben uns kein Volk der Erde vermocht hat. Am allerseltensten sind deshalb Lieder der leichtsinnigen Untreue, wie deren bei unsern west-

lichen und südlichen Nachbarn so viele gefunden werden. Die wenigen Stücke, welche hier aufgeführt werden, umfassen so ziemlich auch alles, was in diesem Zweige aus älterer Zeit Bedeutendes vorhanden ist.

Zunächst muß an das S. 132 mitgeteilte Lied erinnert werden, in welchem wir die Untreue auf eine ergreifende und beinahe großartige Weise von der Treue besiegt sahen. Im schärfsten Contrast hierzu steht folgendes Lied*) der leichtsinnigen Untreue, ein Lied der leichtsinnigen Reiterliebe:

1. Der Gutzgauch hat sich zu Tod gefallen
von einer holen Weiden,
wer sol uns diesen Sommer lang
die Zeit und Weil vertreiben?

2. Das sol sich tun Frau Nachtigall,
sie sitzt uf einem Zweige,
sie singt, sie springt, ist Freuden voll,
wann andere Vöglen schweigen.

3. Mein Bul hat mir ein Brief geschickt,
darin da stet geschriben,
sie hab ein andern lieber dann mich;
darauf hab ich verzigen.

4. Hast du ein andern lieber dann mich,
das acht ich warlich kleine,
da sitz ich uf mein apfelgraus Roß
und reit wol über die Heide.

5. Und da ich über die Heide kam,
mein feins Lieb trauret sere;
laß farn, laß farn, was nit bleiben will,
man findt der schön Jungfräulein mere.

Es scheint auf den ersten Blick, als sei von einer zweifachen leichtsinnigen Untreue, der des Mädchens und des Reiterknaben, die Rede, aber die letzte Strophe zeigt uns,

*) Nach der Heidelberger Handschrift und 2 Drucken des 16. Jahrh. bei Uhland 1, Nr. 153 S. 387.

daß es sich doch anders verhält: das Mädchen hat dem Leichtsinnigen, wohl eben um seines Leichtsinns willen, aufgekündigt, aber dieses Aufkündigen hat das Herz der immer noch Liebenden schwer verwundet; sie trauert tief, denn sie liebte nur ihn, den leichtsinnigen Reiter, und daß sie einen Andern lieber habe, war Vorwand — vielleicht hat sie es gar nicht gesagt, sondern es war nur Voraussetzung und leichtsinnige Selbstbeschwichtigung des Gleichgültigen und Flatterhaften. Er jedoch ist froh, des Bandes los zu sein: der alte, schwarze häßliche Kukuk ist tot, die Nachtigall singt noch und singt überall — schönere Liebesfreuden sind überall zu finden, als die waren, deren ich überdrüssig geworden war und die ich froh bin, jetzt los zu sein. Er versteht das liebende Herz nicht und will es nicht verstehen, er zieht in leichter Lust dahin auf Nimmerwiedersehen, neuen Abenteuern zu, freut sich seiner Freiheit und des bunten Wechsels — fahr hin, was nicht bleiben will, mir machts keine Sorge!

Das Lied hat sich, wenn schon mehrfach variiert, bis in die neueste Zeit erhalten; namentlich ist die erste Strophe noch heute hier und da bekannt und bezeichnet regelmäßig, daß etwas Unangenehmes, überdrüssig Gewordenes, vorüber ist, wie denn der Kukuk (Gutzgauch, Gauch) in der älteren Volkspoesie stets als Symbol widerlicher, ja gefährlicher Dinge dient, und namentlich den schnöden Undank bezeichnet (weil er nach der alten Vorstellung seine Pflegeeltern, die Grasmücken, auffrißt.) In diesem Sinne wird der Kukuk von dem Volke noch jetzt aufgefaßt, und gilt sogar „Kukuk“ ganz allgemein als ein Verkleidungswort für „Teufel“.*)

Die leichtsinnige und launenhafte Liebe des Mädchens wird in folgendem Liedchen dargestellt:

*) Diese Auffassung des Kukuks ist übrigens nicht die ausschließliche. Im Gegenteil wird er auch als Frühlingsbote begrüßt. Vgl. Uhland Schriften III, S. 24 f. 88 f.

1. Nächten, da ich bei ihr was,*)
schwatzten wir dann diß, dann das,
auch sehr freundlich zu mir saß,
sagt, sie lieb mich ohn all Maß.

2. Nächten, da ich von ihr scheid,
freundlich wir uns herzten beid,
verhieß mir bei ihrem Eid,
mein zu sein in Lieb und Leid.

3. Nächten, da ich von ihr gieng,
sie mich ganz freundlich umfieng,
darzu sehr ferr mit mir gieng,
und war gar sehr gut all Ding.**)

4. Heute, da ich zu ihr kam,
war es alles widerzam,
bösen Bscheid ich da bekam,
muſt abziehn mit Spott und Scham.

Das Lied gehört der späteren Zeit des alten Volksliedes, dem Jahr 1593,*) an. „Nächten" bedeutet: gestern Abend, und „widerzam" bedeutet nicht etwa „wieder zahm", wie die älteren Abdrücke des Liedes bei Eschenburg und im Wunderhorn haben, sondern: wider alles Ziemen verkehrt, — es war ihr alles nicht recht, nicht nach dem Sinne. Dieses bezeichnende Wort (widerzaeme) hat sich seitdem die Schriftsprache entgehen lassen; unser jetziges Wort „launenhaft" kommt dem Sinne von widerzam zwar einigermaßen nahe, erreicht ihn aber doch lange nicht.

Die Untreue des Mädchens ist in folgendem Liede geschildert:

---

*) was war.

**) all Ding in jeder Hinsicht.

***) es steht in „XXX Newer Lieblicher Galliardt. Von Nicolaus Rosthio" (1593.)

1. Wol heur zu disem Maien
in Grün wil ich mich kleiden;
den liebsten Bulen den ich hab,
der wil sich von mir scheiden;
das macht allein sein Untreu,
sein wankelmütger Sinn;
hab Urlaub, far dahin!

2. Hätt mir zu Freuden ausgesät,
ein ander hat mirs abgemäht,
das macht das Wetter unstät,
ein kleiner Wind, der mirs hinweht;
da kam ein großes Güße
und fürt mir alles dahin,
schafft, daß ich so traurig bin.

3. Ach Gott, wie sol ich mich ernären?
mein feins Lieb hat mir Urlaub geben;
du darfst mir zwar nit Urlaub geben,
ich wolt mich dein wol selbst erwegen!
mit ihren falschen Worten
hat sies an mich gebracht,
hätt sonst an sie nit dacht.*)

Die Untreue des Jünglings dagegen ist in folgendem schönen Liede dargestellt:

1. Ach Gott, ich klag dir meine Not!
ich bin verwundt bis in den Tod,
und mir ist misselungen:
ich hät mir ein feins Lieb auserkorn,
von ihm bin ich verdrungen.

2. Er hät mich lieb, er hät mich wert,
ich tät alls was sein Herz begert
in Züchten und in Ehren;
er hat ein andre vil lieber dann mich,
er hat mich übergeben.

*) In vielen Drucken des 16. Jahrhunderts, die untereinander sehr abweichen. Uhland 1, Nr. 66 S. 128. Böhme 299.

3. Was hilft dich, Knab, dein falsche List,
daß du so gar der Untreu bist,
magst nit auf mich gewarten?
dein Untreu hab ich längst gewist,
kränkt mir Herz, Mut und Sinne.

4. Hätt ich dein Untreu vor gewist,
deiner Liebe hätt mich nit gelüst,
du hast mir oft gelogen.
Fahr hin! fahr hin!
du must mir aus dem Herzen.

5. Der sich auf einen Distelbaum setzt,
und sich auf junge Knaben verläßt,
der läßt sich ein Blinden leiten;
Art die läßt von Arte nit,
Unkraut wil aus dem Garten nit.

6. Ich hät mir ein Apfel, war hübsch und rot,
hat mich verwundt bis in den Tod,
noch war ein Wurm darinne;
far hin, far hin, mein Apfel rot!
du must mir aus dem Sinne.*)

Ein drittes Lied, welches trotz seiner Anfangszeilen, die freilich nachgerade zu einer Trivialität geworden sind, ein sehr charakteristisches Gepräge trägt, ist folgendes:

1. Mein feins Lieb ist von Flandern
und hat einen wankeln Mut;
sie gibt ein umb den andern,
das thut die Läng nicht gut;
doch bin ich stäts
ihr aller**) wolgemut,
ich wünsch ihr alles Gut.

2. Mein feins Lieb wolt mich leren,
wie ich mich halten solt
in Züchten und in Eren;
fürwar ich bin ihr hold;

*) Aus der Heidelberger Handschrift bei Uhland 1, Nr. 50 S. 100 f.

**) aller steht hier als Adverbium im Sinne von „ganz."

holb bin ich ihr,
zu ihr stet mein Begir,
wolt Gott ich wär bei ihr!

3. Was sah ich nächten spate
an einem Fenster stan,
an einem Kammerladen?
was hatt sie schneweiß an?
was hatt sie an ihr Hände?
von Gold ein Ringelein,
die Herzallerliebste mein.

4. Und wär mein Lieb ein Brünnlein kalt,
und sprüng aus einem Stein,
und wär ich dann der grüne Wald,
mein Trauren das wär klein;
grün ist der Wald,
das Brünnlein das ist kalt,
mein Lieb ist wolgestalt.

5. Was sah ich in dem grünen Wald?
was sah ich hin und her?
ein Blümlein, das war wolgestalt,
und das mein Herz begert;
grün ist der Kle,
mein feines Lieb, alde, alde,
ich seh dich nimmerme.

6. In Schwarz wil ich mich kleiden,
und leb ich nur ein Jar,
umb meines Bulen willen,
von der ich Urlaub hab.
Urlaub hab ich
ohn alle Schulden;
ich muß mich gedulden.

7. Der uns dieß Liedlein neu gesang,
so wol gesungen hat,
das hat getan ein gut Gesell
an einem Abend spat;

er hats so wol gesungen
aus frischem freiem Mut;
er wünscht ihr alles Gut.*)

In diesem Liede kämpft, in ungeschminkt wahren und ansprechenden Zügen, die Besorgnis der Untreue des heiß geliebten Mädchens mit der innigsten und zärtlichsten Anhänglichkeit: er muß glauben, daß sie untreu ist, und kann es doch nicht, will es doch nicht glauben: wie sollte sie seine Treue, seine Herzlichkeit mit Wankelmut und Kälte vergelten? Und zürnen kann er ihr nicht — wenn sie ihn auch verläßt, er begleitet die Ungetreue mit seinen innigen Wünschen. Die Schlußstrophe zeigt, wenn es nicht die Wärme des ganzen Colorits und die einfache Natürlichkeit der Darstellung schon hinreichend darthäte, daß das Lied ein unmittelbarer Abdruck der eigenen Erfahrung, nicht etwa ein Erzeugnis dichterischer Divination ist.

Zuletzt dann noch eins der alten Lieder von — der Untreue, wenn man so will; doch ist es eben nur ein schmerzliches Klaglied des Mädchens, welches sein Lieb verloren hat; wie verloren? wird nicht gesagt, und die stilleste und beste Mädchenliebe muß ja noch immer durch Untreue verloren gehen.

1. Ich hört ein Sichellein rauschen,
wol rauschen durch das Korn,
ich hört eine feine Magd klagen:
sie hätt ihr Lieb verlorn.

2. „Laß rauschen, Lieb, laß rauschen,
ich acht nit, wie es geh;
ich hab mir ein Bulen erworben
in Veiel und grünem Klee.“

*) Aus dem Frankfurter Liederbuch bei Uhland 1, Nr. 49 S. 98 ff., Böhme 301. Die Derbheit und der Wankelmut der Flamländer war im 16. Jahrhundert und später sprichwörtlich. Vgl. Uhland Schriften IV S. 44.

3. „Hast du ein Bulen erworben
in Veiel und grünem Klee,
so steh ich hie alleine,
tut meinem Herzen weh.“ *)

Das schöne Lied war ein viel gesungenes und hat mancherlei Variationen erlebt; auch die Verfasser des Wunderhorns haben es mit einer starken Veränderung und mit Zusätzen, welche nicht zu seinem Vorteil gereichen, aufgenommen. Es kann kaum etwas Schöneres geben, als der Gegensatz und zugleich die Einstimmung zwischen der tiefen stillen Liebestrauer und dem heitern, aber einförmigen und doch auch leise wehmütigen Klingen der Sichel im reifen Korn, was hier so ganz ohne Emphase in wirklich rührender Einfalt ausgesprochen wird.**)

---

*) Str. 1 stammt aus einer musikalischen Sammlung der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, den „Graßliedlin“ Nr. 15 (Münchener Bibl.). Str. 2 und 3 stehn in Wolfgang Schmelzl's Quodlibet Nr. 25.

Daß diese drei Strophen zusammengehören, ist unzweifelhaft, da sie sich gemengt in folgender einzelnen Strophe zusammenfinden, die in Forsters frischen Liedlein V (1556) vorkommt:

Laß rauschen, Sichel, rauschen
und klingen wol durch das Korn!
weiß ich ein Meidlin trauren,
hat ihren Bulen verlorn.

Vgl. Uhland 1, Nr. 34 S. 78 und Schriften IV S. 85. Böhme 268. — Die erste Strophe findet sich noch in einem neueren, in Deutschland weit verbreiteten Lied „Es dunkelt in dem Walde“. S. die Ausgabe des Wunderhorns von Birlinger und Crecelius II S. 104.

**) Uhland (Schriften III S. 409 f.) nimmt mit Recht an, daß das Lied ein Gespräch zweier Mädchen zur Erntezeit geben will: „Dem verlassenen Mädchen ist das Rauschen der Sichel eine Mahnung an geschwundenes Glück, während das liebesfrohe, leichtgemute noch unter abgemähtem Korn an Veiel und grünen Klee gedenkt, an die Zeit des Frühlings und der zärtlichen Verhältnisse.“

Das einzige wirkliche Volkslied*) von der Untreue, welches die neuere Zeit erzeugt hat, ist das bekannte Lied (zuerst im Wunderhorn 3, S. 116 f.):

1. Es steht ein Baum im Odenwald,
der hat viel grüne Aest,
da bin ich schon viel tausendmal
bei meinem Lieb gewest.

2. Da sitzt ein schöner Vogel drauf,
der pfeift gar wunderschön;
ich und mein Schätzchen lauern auf,
wenn wir mitnander gehn.

3. Der Vogel sitzt in seiner Ruh,
wohl auf dem höchsten Zweig,
und schauen wir dem Vogel zu,
so pfeift er alsogleich.

4. Der Vogel sitzt in seinem Nest,
wohl auf dem grünen Baum;
ach Schätzel, bin ich bei dir gewest,
oder ist es nur ein Traum?

5. Und als ich wiedrum kam zu dir,
gehauen war der Baum;
ein andrer Liebster steht bei ihr —
o du verfluchter Traum!

6. Der Baum der steht im Odenwald
und ich bin in der Schweiz;
da liegt der Schnee und ist so kalt,
mein Herz es mir zerreißt.

---

*) L. Erk schreibt darüber: „Stammt aus derselben Handschrift wie Bd. II, 19 (neue Ausgabe des Wunderhorns) Lenore [das angebliche Original zu Bürgers Lenore s. oben S. 162]. Also wohl sicher ursprünglich kein Volkslied, wohl aber dazu geworden. Die Melodien hat Joh. Fr. Reichardt gemacht, also ursprünglich keine Volksweise. Vgl. die Ausgabe des Wunderhorns von Birlinger und Crecelius II, S. 187.

Die neuere Zeit ist, im Gegensatze gegen die ältere, reich an solchen Liedern der Untreue, dieselben entbehren jedoch, wie freilich die Mehrzahl der Liebeslieder aus dem Gebiete der Kunstpoesie überhaupt, allzusehr der rechten hellen, der unmittelbaren Wahrheit; man hört es ihnen nur allzu oft an, daß es nicht erlebte, daß es dichterisch erratene, daß es oft eigentlich erdichtete, willkürlich ersonnene Zustände sind, welche hier geschildert werden. Sehr nahe dem Volksliede steht Eduard Mörikes mit Recht vielbelobtes Lied:

Das verlassene Mägdlein.

1. Früh, wenn die Hähne krähn,
eh die Sternlein verschwinden,
muß ich am Herde stehn,
muß Feuer zünden.

2. Schön ist der Flammen Schein,
es springen die Funken;
ich schaue so drein
in Leid versunken.

3. Plötzlich da kommt es mir,
treuloser Knabe,
daß ich die Nacht von dir
geträumet habe.

4. Thränen auf Thränen dann
stürzen hernieder;
dann kommt der Tag heran —
o gieng er wieder!

So glücklich auch der Gedanke ist, an dem Hineinschauen in die Flamme die Leidesgedanken sich entwickeln zu lassen, so reicht das Lied an Einfalt und an Mangel aller Emphase doch bei weitem nicht an das alte herzliche Lied von dem durch das Korn rauschenden Sichellein. Noch entfernter von dem Volksliede steht Eichendorfs allbekanntes „zerbrochenes Ringlein“ (In einem kühlen Grunde da geht ein

Mühlenrad), welches von Vielen als ein rechtes Volkslied ist angesehen und gesungen worden, auch wirklich einige alte volksmäßige Motive verwendet. Als lyrisches, singbares Produkt hat es vor Mörikes Gedicht entschieden den Vorzug, es fehlt ihm jedoch die Durchsichtigkeit des echten alten Volksliedes und die zwingende Notwendigkeit der Gedankenfolge, oder richtiger der Thatsachenfolge: das Reisen als Spielmann und das Fliegen in die Schlacht erscheint beides nicht gehörig motiviert, erscheint als ein Einfall, und das Ende ist — man mag sagen was man will — zu stark aufgetragen, und erinnert einigermaßen an Millers Siegwartslied von dem Gärtner der ein trauriges Lied sang; in dem Munde eines Mädchens — das wird ein jeder durch das starke Gewürz unserer modernen Poesie nicht Verwöhnte und Verweichlichte zugeben — nähme sich dieser Schluß bei weitem besser aus. Und doch — hälten wir das „fahr hin, fahr hin, mein Apfel rot, du mußt mir aus dem Sinn" neben das „ich möcht am liebsten sterben, da wärs auf einmal still", so fragt es sich noch sehr, welcher Wendung wir auch in eines Mädchens Munde den Vorzug geben sollen. Es offenbart sich in den Gegensätzen, die wir hier berühren, die Gesundheit der alten Zeit gegenüber der nervösen Kränklichkeit der modernen Welt. Weit über Eichendorfs Lied und vielfach angelehnt an die besten Motive des alten Volksliedes steht, wie einsam auf höchster Bergeshöhe, Emanuel Geibels Lied: „Wenn sich zwei Herzen scheiden".

Die große Anzahl derjenigen deutschen Volkslieder aus alter und neuer Zeit, welche die Schilderung der Treue zum Gegenstande haben, trägt in ihrer überwiegenden Mehrheit, namentlich in den Liedern ältern Ursprungs, den Charakter schlichter Einfalt, biederer Ehrbarkeit und naiver Treuherzigkeit, wie denn diese Züge die entschiedensten Charaktereigenschaften des deutschen Herzens und Lebens sind. Er-

künstelte Sprödigkeit, Prüderie, eine pretiöse und eben darum auch pretentiöse Gemessenheit, hinter welche sich etwa die Treue wie hinter einem Schilde versteckte, um desto vorteilhafter hinter demselben hervorzulauschen, sind dem deutschen Liede, aber von Grund aus auch dem deutschen Herzen fremd; stachlichte, wenn auch noch so geistreiche Neckerei, ein pikantes Schrauben, Hinhalten und Aufziehen, ein künstliches Versteckspiel und kleine maliziöse Treueproben, welches alles etwa nur dazu diente, um der Treue zu vermeintlich vorteilhafter Folie zu werden, und dieselbe mit desto größerem Glanze aus dem künstlich-geistreichen Spiele hervortreten zu lassen — alle diese Eigenschaften, durch welche sich das italienische und französische Liebeslied auszeichnet, gelten im wirklich deutschen Leben, in welches sich noch kein Blendlingsgeist, keine „Weltkultur" eingemischt hat, für keine Auszeichnung, und sind dem Charakter des deutschen Volksliedes geradehin zuwider. Unsere natürliche Stimmung ist die der einfachen, ihrer selbst unbewußten Herzlichkeit, Offenheit und Gutmütigkeit, die sich giebt wie sie ist, und sich gern und leicht ganz giebt, ebenso aber auch genommen sein will. Wir stimmen darin, so weit wir Blut nnd Sitte unvermischt erhalten haben, weit mehr mit einigen slavischen Stämmen und mit dem lithauischen Volksstamme, als mit unsern westlichen Nachbarn überein, nur daß unsere Stimmung heiterer und heller ist, und nicht so ganz in das Wehmütige und Elegische übergeht, wie die Stimmung der Serben, der Südrussen und Lithauer, welche diese in ihren Liedern von treuer Liebe an den Tag legen. Ja selbst großartigere Beispiele einer heldenmütigen oder doch unter schwierigen Verhältnissen bewiesenen Treue sind verhältnismäßig nur selten in unseren Liedern vertreten.

Mit dem Maßstabe unseres heutigen Geschmackes gemessen, könnte die nicht unansehnliche Reihe unserer Treue-Lieder (eine ganze Anzahl findet sich z. B. in Simrocks

Volksliedern Nr. 129 und weiter zusammengestellt) beinahe für ermüdend und langweilig gehalten werden, denn nicht alles, was sich als schön und würdig im Leben darstellt, ist es darum auch in ganz gleichem Grade in der Poesie. Doch darf hier wohl mit allem Fug geltend gemacht werden, daß da, wo es sich um eigentliche Volkspoesie, um das aus innerer Notwendigkeit, mit tiefem unbewußtem Drange von dem dichtenden Volke Erzeugte handelt, es beinahe unmöglich ist, Leben und Poesie zu trennen: ein wahres Volksgefühl, eine wahre Empfindung, welche in gleicher Weise viel tausend Herzen durchziehet und belebt, wird immer wenigstens einen wahrhaft poetischen Ton anzuschlagen, immer eine wahrhaft dichterische Seite erklingen zu lassen wissen. So wenig der, welcher nur noch einen Zug von dem innigen deutschen Naturgefühl, von der still für sich blühenden dichterischen Liebe, der Herzensliebe, der Minne, in sich trägt, die Minnepoesie der alten Zeit für unpoetisch halten und um ihrer Einförmigkeit willen ermüdend nennen kann, so gewiß wird nur der diese Lieder der Treue, welche der deutschen Volkspoesie angehören, für ermüdend und langweilig erklären, welcher die einfache herzliche Treue im Leben selbst für prosaisch und langweilig hält.

Nicht wenige dieser Lieder der Treue sind zugleich oder vornehmlich Abschiedslieder, wie denn unter den vorher mitgeteilten Abschiedsliedern sich mehrere finden, welche auch hierher gezogen werden können, z. B. das Lied „Wiewohl ich arm und elend bin". Von diesen muß hier abgesehen werden, und darf sich die Auswahl auf eine geringe Anzahl beschränken.

Zunächst ein einfaches, herzliches Treuelied des Jünglings, und ein ebenso einfaches, gleichsam als Antwort auf das erste dienende Lied, in welchem ein Mädchen die Treue seines Herzens und Lebens ausspricht; dafür, daß die einfache Gesinnung der Treue das ganze Volk durchzog, können diese

der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts angehörigen Lieder auch in so fern als Beleg dienen, als das erste im Norden, das andere im tiefen Süden Deutschlands seinen Ursprung hat.

1. Kein größer Freud auf Erden ist,
denn wer bei seiner Liebsten ist,
bei seiner Liebsten alleine;
der mag wol reden, was ihm gebrist,
und was ihn in seinem Herzen gelüst,
freundlich tun sie anschauen.

2. Ich hatt einen Bulen, das ist war,
drei viertel länger denn ein Jar,
ich dorft es niemand sagen;
ich hatte sie lieb von ganzem Herzen,
ich dorft ihr kein freundlichs Wort zusprechen,
ich forcht, sie möcht mirs für übel haben.

3. Ich gieng wol über ein grünen Plan,
da sah ich vil hübscher Jungfrauen stan,
mein feins Lieb war darunder;
mein Lieb daucht mich die schönste sein,
die Herzallerliebste mein,
für andern auserkoren.

4. Mein feins Lieb trägt ein schwarzes Kleid,
darunder trägt sie groß Herzeleid,
das kan ihr niemand wenden,
denn du allein, du höchster Hort!
tröst sie mit einem freundlichen Wort,
tröst sie in ihrem Elende.

5. Ich hab ein Ring an meiner Hand,
den gäb ich nicht um das deutsche Land,
er komt von ihren Händen;
der Ring der ist von rotem Gold,
darumb bin ich dem Mägdlein hold;
wolt Gott, ich möcht ihr dienen!

6. Eh ich mein Bulen wolt faren lan,
eh wolt ich mit ihr ins Elend gan,

wolt meiden weltliche Freude,
hab ihr vertraut auf guter Baut,
der Herzallerliebsten mein,
ich wil sie noch wol finden.

7. Der uns diß Liedlein neu gesang,
ein feiner Knab ist er genant,
hat es so wol gesungen;
er get zu Lüneburg aus und ein
bei der Herzallerliebsten sein,
er bleibt wol unverdrungen.*)

1. Ich hab mir ein stäten Bulen zwar,
drei viertel und ein ganzes Jar
bin ich ihm hold gewesen,
ich bin ihm hold von Grund meins Herzens,
ich darf nit frölich mit ihm scherzen,
ich förcht man werd es innen.

2. Und wann ich für mein feins Lieb geh,
so gschicht mir in meinem Herzen weh,
daß ich sein Lieb muß meiden,
daß ich sein Lieb muß heimlich tragen;
das wil ich dir in Treuen klagen,
wie kans mein Herz ertragen?

3. Ich trag ein Ring an meiner Hand,
ich gäb ihn nit umb das ganze Land,
er komt mir von großer Güte;
der Ring der hat ein braunen Stein,
es weiß niemand wan ich und du allein,
er erfreut mir mein Gemüte.

4. Und wenn du weder Samet noch Seiden trägst an,
so wil ich dichs nit entgelten lan:

---

*) Nach dem Frankfurter Gesangbuch bei Uhland 1, Nr. 60 S. 120 ff. Das Lied ist wohl ursprünglich niederdeutsch, aus einem niederdeutschen Liederbuch des 16. Jahrh. wieder abgedruckt: Niederdeutsche Volkslieder Heft 1 (Hamburg 1883) S. 18 f.

du bist meines Herzen ein Ziere,
du bist meines Herzen ein höchster Hort,
sprichst du zu mir ein freundlichs Wort,
so tröst du mich in meinen Nöten.

5. Ei wer ist der uns das Liedlein sang?
ein schöne Jungfrau ist sie genant,
sie hats so frei gesungen,
sie hats von ihrem Bulen gemacht,
sie spricht: alde zu guter Nacht!
schier wil ich wider kommen.*)

In dem ersten Liede ist Str. 1 „gebrist" das, was wir durch „gebricht" ausdrücken, und Str. 6 bedeutet „Baut": Tausch. Im zweiten Liede Str. 1 ist das Wort „zwar" noch in seinem eigentlichen Sinne (zu wahren): gewis, sicher, zu nehmen, welchen es erst seit dem Ende des 17. Jahrhunderts verloren hat. Str. 2, 1 steht für statt vor. Str. 3, 1 ist geändert, weil die Lesart des Originals „Er trägt ein Ring an seiner Hand" keinen Sinn giebt.

Hiernächst noch zwei gleichfalls unter einander verwandte Lieder der ehrbaren Liebe und Treue, wie sie im wackern, im züchtigen und frommen Bürgerleben erschienen ist und noch erscheint; freilich sticht diese Liebe und Treue gegen eine phantastische Roman- und Theaterliebe und gegen die pikanten Zustände, die man uns in der neuesten Zeit für Liebe hat verkaufen wollen, und in denen die Treue zum Spott gemacht wird, als ziemlich schwerfällig und hausbacken ab; aber ob die alten Zustände, Sitten und Lieder von der Art seien, daß sie sich neben den neuen Zeitsitten und Zeitpoesieen gar nicht mehr dürften sehen lassen, das werden mit mir alle die sehr bezweifeln, welche sich selbst achten und die Selbstwegwerfung an das Fremde verschmähen.

*) Nach einem in Augsburg um 1566 gedruckten fl. Bl. bei Uhland 1, Nr. 61 S. 122 f.

1. Mir liebt im grünen Maien
die frölich Sommerzeit,
in der sich tut erfreuen
die ganze Christenheit,
und auch die liebst auf Erden,
die mir in meinem Herzen leit.

2. O Mai, du edler Maie!
der du den grünen Wald
so herrlich tust bekleiden
mit Blümlein manigfalt,
darin sie tut spazieren
die allerliebst und wolgestalt.

3. Ach Gott, du wöllst mir geben
in diesem Maien grün
ein frölich gsundes Leben,
und auch die zart und schön!
die du mir, Gott, geschaffen,
kan mir doch nit entgehn.

4. Bei der ich hab erkennet
ihr große Gnad und Gunst;
mein Herze seufzt und senet,
verhaft mit Liebesbrunst;
wanns Gott nit schickt und schaffet
so ist es alls umbsunst,

5. Lieb hab ich sie mit Schmerzen,
das gschicht doch manchem mer;
freu mich von Grund meins Herzen
wann ich nur von ihr hör;
nichts liebers möcht mir doch geschehn
dann wenn*) ich immer bei ihr wär.

6. Es wird mir doch auf Erden
weil die Welt ist so weit,
mein feins brauns Mägdlein werden,
Gott weiß die rechte Zeit;
nun wil ich der erwarten,
die mir mein Herz erfreut.

---

*) als wenn.

7. Grüß mir sie Gott in Freuden,
Gott geb gleich wo sie sei!
die ich iezund sol meiden
derselben ich mich freu;
bei allen andern schönen Jungfrauen
hab ich sie lieb allein.

8. Nemt mich doch nichts in allem,
wo ich ihr dienen sol
trag ich groß Wolgefallen;
mein Herz ist Freuden voll,
aus inbrünstig rechtschaffner Lieb,
möcht ihr gern dienen wol,

9. Und daß ich bei ihr geren*)
bin je und allezeit,
soll mir doch niemand weren,
der mich schon darumb neidt;
so will ichs doch nit laßen
und wärs ihm gleich im Herzen leid.

10. Nichts ist daran gelegen,
ob schon sind Neider vil;
es gschicht dannoch allwegen
was mein Gott haben wil;
seiner tu ich mich tröften,
er weiß das rechte Zil.

11. Wil das Vertrauen setzen
auf Gott den Herren mein;
doch kan mein Herz ergetzen
die Allerliebste mein;
hat mirs Gott anderst auserkoren,
so will ich ewig bei ihr sein.

12. Auf get sie mir im Herzen
gleich wie die helle Sonn;
so ich mit ihr solt scherzen,
das wär mir Freud und Wonn;
allein die Zeit tut mich erfreun
in der ich selber zu ihr komm.

---

*) [illegible] gern.

13. Lieblich ists allenthalben
wenn Gott den Sommer sendt,
laß mirs auch wolgefallen;
allein die Gott wol kennt,
mein Hoffnung und ganz Leben
befilch ich ihm in seine Händ.*)

1. Nun grüß dich Gott im Herzen,
du Auserwählte mein!
du wendst mir viel der Schmerzen
darzu manch schwere Pein.
Wann ich denk an die Treue dein,
so kann ich nichts als frölich sein
und leben wolgemut.
Dein freu ich mich aus Herzengrund:
der lieb Gott spar dich lang gesund,
halt dich in seiner Hut.
Allein gut Achtung auf dich gib,
daß dich der Kläffer nicht betrüb,
trau nicht den Worten sein,
denn sein Wort sind mit Gall vermischt,
sein Herz steckt voll Neid, Haß und List;
drum folg der Warnung mein.

2. Treu hab ich dir geschworen,
das weißt, Herzliebelein,
für andern dich erkoren,
in mein Herz gschloßen ein,
nimmermehr zu verlaßen dich,
bei dir verharrn beständiglich,
bis kommt die liebe Zeit,
darinnen ich mag für und für

---

*) Nach mehreren fl. Bl. und Liederbüchern bei Uhland 1, Nr. 59 S. 117 ff., Böhme 239. Ein fl. Blatt giebt als Verfasser einen G. Grünew. Georg Grünewald kommt als Vf. von Liedern um 1580 vor. S. Uhland Schriften IV S. 216 f. Nach einer Schwänkesammlung aus der Mitte des 16. Jahrh. hieß N. Grünewald ein Singer am Hofe des Herzogs Wilhelm von München „ein berühmter Musikus und Componist“, dabei „ein guter Zechbruder“ (Uhland Schriften III S. 455 f.)

7. Grüß mir sie Gott in Freuden,
Gott geb gleich wo sie sei!
die ich iezund sol meiden
derselben ich mich freu;
bei allen andern schönen Jungfraun
hab ich sie lieb allein.

8. Reut mich doch nichts in allem,
wo ich ihr dienen sol
trag ich groß Wolgefallen;
mein Herz ist Freuden voll,
aus inbrünstig rechtschaffner Lieb,
möcht ihr gern dienen wol,

9. Und daß ich bei ihr geren*)
bin je und allezeit,
soll mir doch niemand weren,
der mich schon darumb neidt;
so will ichs doch nit laßen
und wärs ihm gleich im Herzen leid.

10. Nichts ist daran gelegen,
ob schon sind Neider vil;
es gschicht dannoch allwegen
was mein Gott haben wil;
seiner tu ich mich trösten,
er weiß das rechte Zil.

11. Wil das Vertrauen setzen
auf Gott den Herren mein;
doch kan mein Herz ergetzen
die Allerliebste mein;
hat mirs Gott anderst auserkoren,
so wil ich ewig bei ihr sein.

12. Auf get sie mir im Herzen
gleich wie die helle Sonn;
so ich mit ihr solt scherzen,
das wär mir Freud und Wonn;
allein die Zeit tut mich erfreun
in der ich selber zu ihr komm.

---

*) geren gern.

13. Lieblich ists allenthalben
wenn Gott den Sommer sendt,
laß mirs auch wolgefallen;
allein die Gott wol kennt,
mein Hoffnung und ganz Leben
befilch ich ihm in seine Händ.*)

1. Nun grüß dich Gott im Herzen,
du Auserwählte mein!
du wendst mir viel der Schmerzen
darzu manch schwere Pein.
Wann ich denk an die Treue dein,
so kann ich nichts als frölich sein
und leben wolgemut.
Dein freu ich mich aus Herzengrund:
der lieb Gott spar dich lang gesund,
halt dich in seiner Hut.
Allein gut Achtung auf dich gib,
daß dich der Kläffer nicht betrüb,
trau nicht den Worten sein,
denn sein Wort sind mit Gall vermischt,
sein Herz steckt voll Neid, Haß und List;
drum folg der Warnung mein.

2. Treu hab ich dir geschworen,
das weißt, Herzliebelein,
für andern dich erkoren,
in mein Herz gschloßen ein,
nimmermehr zu verlaßen dich,
bei dir verharrn beständiglich,
bis kommt die liebe Zeit,
darinnen ich mag für und für

*) Nach mehreren fl. Bl. und Liederbüchern bei Uhland 1, Nr. 59 S. 117 ff., Böhme 239. Ein fl. Blatt giebt als Verfasser einen G. Grünewald. Georg Grünewald kommt als Vf. von Liedern um 1580 vor. S. Uhland Schriften IV S. 216 f. Nach einer Schwänkesammlung aus der Mitte des 16. Jahrh. hieß N. Grünewald ein Singer am Hofe des Herzogs Wilhelm von München „ein berühmter Musikus und Componist“, dabei „ein guter Zechbruder“ (Uhland Schriften III S. 455 f.)

aufschließen dir der Liebe Thür,
leben bei dir in Freud.
Ich gläub nicht daß deins Gleichen lebt
die so rechtschaffen Liebe pflegt,
denn du Herzlieb allein.
Du bist meins Lebens Aufenthalt,
dir geb ich mich in dein Gewalt
bis an die Hinfart mein.

3. Kein Untreu soltu spüren,
dieweil ich leb auf Erd;
ich will dich nicht verführen,
dich halten lieb und wert,
versprech dir hiemit bei der Hand
mein Treu und Ehr zu einem Pfand
aus wolbedachtem Sinn.
Von dir will ich nicht weichen ab,
bis man mich hinträgt in das Grab:
des soltu werden inn.
Daß ich so selten komm zu dir,
gschicht niemand wirser je denn mir,
wie du weißt selber wol.
In deinem Dienst trag ich Geduld;
weil ich erworben hab dein Huld,
nichts mehr mich kränken soll.

4. Nachtgall thu dich herschwingen,
du mußt mein Bote sein;
dieß Liedlein soltu bringen
der Auserwählten mein!*)
und schwing dich eilends für ihr Haus,
richt mir die Sach fein fleißig aus,
sag niemand nichts darvon.
Wann du kommst für Liebs Fensterlein,
mit deinem gülden Schnäbelein
klopf gar fein leis daran
und grüß mir sie, meins Herzn ein Kron,
gib ihr das Liedlein, fleug darvon,

*) Die Nachtigall als Liebesbote ist ein in der Volkspoesie zahlreicher Völker beliebtes Motiv, s. Böckel LXXXVII.

und bring mir Antwort bald;
wann du widrum kommst zu mir,
gar treulich will ich lohnen dir
dort in dem grünen Wald.

Dies zweite Lied*) ist eins der spätesten Lieder des sechzehnten Jahrhunderts, und aus einer Reihe von Reminiscenzen aus älteren Volksliedern, doch auf geschickte und sinnige Weise, zusammengesetzt. Das Wort „wirser" in Str. 3 bedeutet: ärger, schlimmer.

Vor den Liedern, welche großartige Proben der Liebestreue schildern, gehört eins zu den bekanntesten Volksliedern überhaupt: „Es stund eine Linde im tiefen Thal". Es folgt hier eine der ältesten Formen dieses Liedes (Uhland 1, Nr. 116 S. 263 ff.):

1. Es stet ein Linde in jenem Tal,
ist oben breit und unden schmal,
darauf da sitzt Frau Nachtigal
und andre Vögelein vor dem Wald.

2. „Sing an, sing an, Frau Nachtigal,
du kleines Vöglein vor dem Wald!
sing an, sing an, du schöns mein Lieb!
wir beide müssen uns scheiden hie."

3. Er nam sein Rösslein bei dem Zaum,
er fürts wol under den Lindenbaum,
sie half ihm in den Sattel so tief:
„wann komst du herwider, du schöns mein Lieb?"

4. „Wann es get gegen dem Sommer
wil ich herwider kommen,
wann alle Bäumlein tragen Laub,
so schau auf mich, du schöne Jungfrau!"

*) Nach einer Handschrift aus dem Ende des 16. Jahrh., in der Brieger-Bibliothek, bei Hoffmann v. F. (Die deutschen Gesellschaftslieder Nr. 23 S. 39 f.)

5. „Wen setzst du mir zu einem Bürgen?“
„den heiligen Ritter Sant Jörgen;
so trau ich meinem Bürgen so wol,
daß ich bald wider kommen sol.“

6. „Es get wol gegen dem Sommer,
mein feins Lieb wil nicht kommen“,
sie gieng spazieren vor dem Holz,
begegnet ihr ein Ritterlein stolz.

7. „Gott grüß euch, Jungfrau reine!
was macht ihr hie alleine?
ist euch eur Vatter und Muter so gram,
oder habt ihr heimlich einen Mann?“

8. „Vatter und Muter ist mir nicht gram,
heimlich hab ich wol einen Mann:
dort under der Linden also breit
da schwur er mir ein hohen Eid.“

9. „Hat er euch ein Eid geschworen,
wann habt ihr ihn verloren?“
„so ist es heut ein ganzes Jar,
daß ich mein Lieb verloren hab.“

10. „Was wolt ihr ihm entbieten?“
ich komm erst von ihm geritten,
so ist es doch heut der neunte Tag,
daß man ihm ein Jungfräulein gab.“

11. „Hat man ihm ein Jungfräulein geben,
so wil ich beweinen mein junges Leben;
weil er mir nicht kan werden zu Teil,
so wünsch ich ihm vil Glück und Heil.

12. Und kan er mir nicht werden,
der liebst auf dieser Erden,
so will ich brechen meinen Mut,
gleich wie das Turteltäublein tut.

13. Es setzt sich auf ein dürren Ast,
das irret weder Laub noch Gras,

und meidet das Brünnlein küle
und trinket das Waßer trübe."

14. Was zog er ab der Hände sein?
von rotem Gold ein Fingerlein:
„seht hin, schöne Jungfrau, das solt ihr haben,
eur feins Lieb solt ihr nicht länger klagen."

15. Sie warf den Ring wol in ihr Schoß,
mit heißen Thränen sie ihn begoß,
sie sprach: „den Ring will ich nicht haben,
mein feins Lieb will ich länger klagen."

16. Da zog er ab sein Seidenhut,
erst kennet ihn die Jungfrau gut:
„bis Gott willkomm, du schöns mein Lieb,
wie lang ließt mich in Trauren hie!

17. „Da tät ich dich versuchen,
ob du mir tätest fluchen,
und hättest du mir ein Fluch getan,
so wär ich geritten wider darvon.

18. Da du mir nicht tätst Flüche
da erfreut sich mein Gemüte,
du machst mein Herz ganz Freuden voll,
du erfreust mich, daß ich dich haben sol."

Aus dieser Fassung*) ist diejenige Form unseres Liedes, wie dieselbe wenigstens seit dem Anfange dieses Jahrhunderts, vielleicht seit weit längerer Zeit, allgemein gesungen wurde, mit nur geringen Änderungen hervorgegangen. In dieser Gestalt wurde das Lied auch in das Wunderhorn (1, S. 61; nur: „es sah eine Linde ins tiefe Thal"), und von da aus in fast alle neuere Sammlungen von Volksliedern aufge-

*) Sie ist zusammengesetzt aus einer Aufzeichnung im handschriftlichen Liederbuch der Ottilia Fenchlerin von Straßburg (1592) und einem fliegenden Blatte von 1677 (Uhland Schriften IV S. 121). Eine Übersicht über die Litteratur giebt A. Reifferscheid S. 153 ff.

nommen. Es gab jedoch im sechzehnten Jahrhundert, aus welchem unsere aus Uhland entlehnte Recension herrührt, noch andere Lieder gleiches Anfangs aber sehr abweichenden Inhalts. Eins dieser Lieder (in welchem die Nachtigall als Botin zur Anfertigung und Überbringung eines Ringleins benutzt wird) findet sich gleichfalls bei Uhland 1, S. 47 ff. Ein anderes Lied dieses Anfangs, dessen Inhalt nichts weniger als die Treue gewesen sein kann, deutet unser Satiriker Fischart mit nachdrücklichem Verwerfungsurteil an.

Ein zweites Lied der erprobten Liebestreue ist folgendes, welches Uhland (1, Nr. 117 S. 267 f.) nach einer aus mündlicher Tradition geschöpften Mitteilung der Dichterin Annette von Droste*) giebt:

1. O Schiffmann!
lass du das Fähnlein rumme drehn,
lass du das Schifflein untergehn,
lass du das schwarzbraun Mädelein
zu Grunde!

2. O Schiffmann!
o halt, mein lieber Schiffmann, halt!
ich habe einen Vater noch,
der wird mich nicht verlassen.
nicht verlassen.

3. O Vater!
verkauf du deinen roten Rock
und rette mir mein Leben doch,
und rette mir mein junges
frisches Leben!

4. O Schiffmann!
lass du das Fähnlein rumme drehn,
lass du das Schifflein untergehn,
lass du das schwarzbraun Mädelein
zu Grunde!

*) Eine andere Fassung s. bei A. Reifferscheid S. 10 f. u. S. 138 f. eine Zusammenstellung der verwandten Lieder.

5. Ô Schiffman!
o halt, mein lieber Schiffmann, halt!
ich habe einen Bruder noch,
der wird mich nicht verlaßen,
nicht verlaßen.

6. O Bruder!
verkauf du deinen braunen Rock,
und rette mir mein Leben doch,
und rette mir mein junges
frisches Leben.

7. O. Schiffmann!
laß du das Fähnlein rumme drehn,
laß du das Schifflein untergehn,
laß du das schwarzbraun Mädelein
zu Grunde!

8. O Schiffmann!
o halt, mein lieber Schiffmann halt!
ich habe einen Liebsten noch,
der wird mich nicht verlaßen,
nicht verlaßen.

9. O Liebster!
verkaufe dich ans Ruder hier,
mein junges Leben rette mir,
o rette mir mein junges
frisches Leben!

10. O Mädelein!
Leib und Seel verkaufe ich,
dein junges Leben rette ich,
ich will dich nicht verlaßen,
nicht verlaßen.

11. O Schiffmann!
setz aus, setz aus das Mädlein doch,
sie hat ja einen Liebsten noch,
der will sie nicht verlaßen,
nicht verlaßen.

Dieses dem Stoffe nach ungemein schöne Lied muß, eben um des Stoffes willen, sehr alt sein und weit über das sechzehnte Jahrhundert hinausreichen. Die hier vorliegende Form aber gehört teils dem modernen Volkslied, teils der kunstmäßigen Überarbeitung an. Das echte Volkslied würde unzweifelhaft nicht zweimal denselben Loskaufgegenstand, den Rock, nennen, sondern an den Bruder die Forderung des Loskaufs mit Beziehung auf einen anderen Gegenstand richten; auch ist das Herumdrehen des Fähnleins einer von den Einfällen des modernen Volkspoesie, durch welche die durch Vergessen der richtigen Bezeichnungen entstandenen Lücken ausgefüllt und verdeckt zu werden pflegen. Das Sich-verkaufen an das Ruder aber, so wie die ganz unvolksmäßige Wiederholung der Interjektion O gehört wohl vollends der Überarbeitung an.

Eine andere Abfassung, welche freilich auch nur bis zum Anfange des vorigen Jahrhunderts zurückreicht und gleichfalls sehr erkennbare Spuren der modernen Volkspoesie an sich trägt, hält dagegen den epischen Schritt des Volksliedes in weit vollkommnerem Grade ein, als die eben mitgeteilte Recension. Ich lasse diese aus Schleswig stammende*) Abfassung zur Vergleichung um so mehr hier folgen, als sie ganz vergessen zu sein scheint.

1. Halt, Schiffer halt!
ich hab noch einen Vater,
der wird mich nicht verlaßen, verlaßen, verlan.

*) Sie findet sich in der, zum größten Teil verdienter Weise, vergessenen Zeitschrift des wunderlichen J. D. Gräter: Idunna und Hermode, 1814, S. 76, aus einer Mitteilung des aus Schleswig gebürtigen dänischen Capitäns Abrahamson, welcher sie in seiner Kindheit, um 1750, von der Magd seiner Mutter „die von Volksliedern überfloß“ singen gehört hatte. Abrahamson macht sodann ganz richtige Bemerkungen über den Stil dieser „Art von Ballade“, und teilt noch die Anfänge von einem andern, sonst schon bekannten, gleicher Quelle entnommenen Volksliede mit.

Der Vater kam daher gegangen:
„ach Vater mein!
versetz Er seinen braunen Rock,
und rett mein junges Leben!“
„Meinen braunen Rock versetz ich nicht,
dein junges Leben rett ich nicht,
fahr, Schiffer, fahr!

2. Halt, Schiffer, halt!
ich hab noch eine Mutter,
die wird mich nicht verlaßen. :,: :,:
Die Mutter kam daher gegangen:
„ach Mutter mein!
versetz Sie ihre goldne Kett,
und rett mein junges Leben!“
„Meine goldne Kett versetz ich nicht,
dein junges Leben rett ich nicht,
fahr, Schiffer, fahr!“

3. Halt, Schiffer, halt!
ich hab noch einen Bruder,
der wird mich nicht verlaßen. :,: :,:
Der Bruder kam daher gegangen:
„ach Bruder mein!
versetz du deine silbern Schnalln
und rett mein junges Leben!“
„Mein silbern Schnallen versetz ich nicht,
dein junges Leben rett ich nicht,
fahr, Schiffer, fahr!

4. Halt, Schiffer, halt!
ich hab noch eine Schwester,
die wird mich nicht verlaßen. :,: :,:
Die Schwester kam daher gegangen:
„ach Schwester mein!
versetz du deinen weißen Platen,
und rett mein junges Leben!“
„Mein weißen Platen versetz ich nicht,
dein junges Leben rett ich nicht,
fahr, Schiffer, fahr!

5. Halt, Schiffer, halt!
ich hab noch einen Liebsten,
der wird mich nicht verlaßen. :,: :,:
Der Liebste kam daher gegangen:
„ach Liebster mein!
versetze du dein blankes Schwert
und rett mein junges Leben.“
„Mein blankes Schwert versetz ich wol,
dein junges Leben rett ich wol,
halt, Schiffer, halt!

In beiden Abfassungen scheint das Lied Fragment zu sein, doch ist es nicht eben nötig, dies anzunehmen. Die Situation hat sichtlich die Seeräuberei zum Hintergrunde, und diese Raubfahrten konnten ehedem sehr wohl als bekannt vorausgesetzt, brauchten, als in gleicher Weise sich wiederholend, wenigstens in dem Liede nicht eigens erzählt zu werden, wenn auch, wie es jetzt mitunter noch zu geschehen pflegt, dem abgesungenen Liede eine kurze Einleitung in Prosa vorausgeschickt wurde. In den Volksliedern von Kretzschmer findet sich eine doppelte Recension dieses Liedes mit den stärksten und fast unleidlichen Zuthaten modernen Prunkes (1, 181 Nr. 162 und 2, 54 Nr. 22), doch müssen die Bearbeiter die eben mitgeteilte Abfassung, wie sie in Schleswig zu Hause war oder noch ist, gekannt haben.*) — Noch ist zu bemerken, daß in dieser Schleswigischen Recension das Schwert sicherlich alttraditionell ist, wenn auch Schnalle und Platen (Plätt, Vortuch, Schürze und Halstuch — durch ganz Niederdeutschland gehende Bezeichnung) der modernen Volkspoesie angehören.

Die Lieder der Liebesfreude, des Liebesglückes und etwa auch der Liebessehnsucht sind zwar im Allgemeinen sehr zahlreich, wenn man nämlich die spätere Zeit des Volks-

*) Eine merkwürdige Notiz über das erste Lied teilt Kind (kleine Romane und Erzähl. II, 77) mit. Über Verbreitung des Stoffes vgl. Liebrecht zur Volkskunde 222 ff.

liedes, wie sich dasselbe in den letzten zwei Jahrzehnten des sechzehnten Jahrhunderts gestaltete, mit in Betrachtung zieht. In der älteren für das Volkslied mustergiltigen Zeit aber sind sie nicht häufig, weil das ältere Volkslied diese Empfindungen nur selten anders als an Begebenheiten, Thatsachen, sich gestalten ließ. Außer einigen wenigen, jetzt sofort aufzuführenden höchst einfachen Liedern der Liebesfreude und des Liebesglückes sind die meisten und vorzüglichsten Lieder dieser Gattung an die Frühlingsfreude und Sommerfreude angeschlossen, hierin der alten Minnesängerpoesie nicht unähnlich; oder sie sind, gleichfalls der alten Zeit ähnlich, Reigenlieder. Von diesen Formen des Volksliedes gebe ich hier einige Proben, während ich die in den späteren Zeiten des Volksgesanges entstandenen zahlreichen Lieder des Liebesglückes übergehe.

1. Ach Elslein, liebes Elselein,
wie gern wär ich bei dir!
so sein zwei tiefe Waßer
wol zwischen dir und mir.

2. „Das bringt mir großen Schmerzen,
herzallerliebster Gsell!
red ich von ganzem Herzen,
habs für groß Ungefäll.“

3. Hoff, Zeit werd es wohl enden,
hoff, Glück werd kummen drein,
sich in alls Guts verwenden,
herzliebstes Elselein!

In dieser einfachsten Gestalt*) gehört das Lied noch

*) Sie findet sich in Otts 121 Liedern (Nürnberg 1534) unter Nr. 37. In G. Forsters frischen Liedlein II Nr. 49 finden sich folgende 2 Strophen:

1. Es warb ein schöner Jüngling
über ein breiten See
umb eines Königes Tochter,
nach Lieb geschach ihm weh.

dem fünfzehnten Jahrhundert oder den ersten Jahren des sechzehnten Jahrhunderts an, und muß eins der allerbekanntesten Lieder jener Zeit gewesen sein. Etwa vierzig Jahre später erhielt es eine neue Form, in welcher die „zwei tiefen Waßer" sehr angemessen zwar und wirklich anmutig ausgesponnen, aber eben doch ausgesponnen wurden. In dieser Gestalt, welche schon den Übergang des alten Volksliedes in das neuere vorbereitet, war das Lied in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts in demselben hohen Grade beliebt, wie die ältere Form in früherer Zeit, findet sich in den meisten damaligen Liedersammlungen, sowie in den meisten neueren, indes blieb auch die alte, kürzere Form in Übung, hier und da sogar bis in den Anfang dieses Jahrhunderts.*)

---

2. Ach Elslein, lieber Bule,
wie gern wär ich bei dir!
so fließen zwei tiefe Waßer
wol zwischen mir und dir.

Es folgten darauf offenbar noch mehr Strophen, zu denen wohl die oben abgedruckten gehört haben. Die Herausgeber des Wunderhorns dichteten zu den zwei Strophen bei Forster noch 6 hinzu, die indes ganz und gar vom Ton des Volkslieds abweichen.

*) Es sind diese Liedchen und Liedfragmente ein Reflex aus der uralten Sage, welche z. B. in Griechenland von Hero und Leander erzählt und durch das griechische Gedicht des Grammatikers Musäus bekannt wurde. Ein Volkslied, welches das gleiche Schicksal zweier Königskinder besingt, ist durch ganz Deutschland, namentlich aber in Niederdeutschland, verbreitet. Der Anfang lautet:

Es waren zwei Königskinder,
die hatten einander so lieb,
sie konnten zusammen nicht kommen,
das Wasser war viel zu tief

oder in der Schweiz (Rochholz, Schweizersagen aus dem Aargau, 1856, I S. 33):

Es wend zwöi Liebi z'sämme,
wenn's vor em Wasser g'si möcht;
Er schrau im Lieben ännet,
ob es nit zündä wett?

Zur Vergleichung möge auch die neuere Form*) hier stehen:

1. Ach Elslein, liebes Elslein mein,
wie gern wär ich bei dir!
so sind zwei tiefe Waßer
zwischen mir und auch dir.

2 „Wiltu dich lan abwenden drumb,
weil der Waßer sind zwei?
da doch sonst mancher stolzer Knab
leidt noch so mancherlei.“

3. Ach Lieb, das schrecket mich allein,
daß ich nicht fahren kan,
und wenn dann bräch das Schiffelein,
müst ich bald untergan.

4. „Ach nein, das sol geschehen nicht,
ich selb helf rudern dir,
damit du nur in kurzer Zeit,
Herzlieb, her komst zu mir.“

5. Weil du's, schöns Lieb, denn meinst so gut,
wil ichs gleich wagen frei,
allein das bitt ich fleißig dich:
steh mir ohn Falschheit bei!

Nicht minder einfach ist folgendes Lied:

1. Lieblich hat sich gesellet
mein Herz in kurzer Frist
zu einer die mir gefället,
Gott weiß wol, wer sie ist;
sie liebet mir ganz inniglich,
die Herzallerliebste mein,
in Treuen ich sie mein.

Die hochdeutsche Fassung steht z. B. im Wunderhorn 1, S. 336, in Erk's Liederhort S. 65 f., eine niederdeutsche bei Uhland 1, S. 199 ff., eine andere bei A. Reifferscheid S. 2 f., welcher auf S. 127 ff. eine Übersicht über die gesamte Litteratur giebt.

*) Bei Nicolaus Rostius XXX Newer Lieblicher Galliardt I. Teil (Erfurt 1593) Nr. XVI. Daher bei Uhland 1, Nr. 46.

2. Wol für des Maien Blüte
hab ich sie auserkorn,
sie erfreuet mein Gemüte,
mein Dienst hab ich ihr geschworn,
den wil ich halten stätiglich,
mit Willen ganz untertan,
dieweil ich das Leben han.

3. Ich gleich sie einem Engel,
die Herzallerliebste mein:
ihr Härlein kraus als ein Sprengel,
ihr Wänglein rot als ein Rubin,
zwei weiße Ärmlein, die sind schmal,
darzu ein roten Mund,
der lachet zu aller Stund,*)

Die erste Strophe, welche ohne Zweifel der eigentliche Stamm des Liedes ist, während die zweite und dritte Strophe (oder gar eine vierte, in welcher „der Venus Pfeil" vorkommt) Zusätze sind, hat ihre Bedeutung und allgemeine Verbreitung ohne Zweifel vor allem der in derselben ausgedrückten Verschwiegenheit der Liebe, diesem unerläßlichen, in der Minnesängerdichtung so stark vertretenen Bestandteil wahrer Herzensliebe, zu danken. In dieser Strophe ist das Wort „lieben" noch ganz in der alten Bedeutung und Wortfügung: wohlgefallen, gebaucht; „in Treue meinen" ist ein von alter Zeit her bis in das 17. Jahrhundert gebräuchlicher, stehender Ausdruck, um die ganze, volle, innerliche und äußerliche Treue zu bezeichnen: „meinen" bedeutet: seine Gesinnung auf etwas richten, während die jetzige Bedeutung: wähnen, eine Verschlechterung und Verflachung des ursprünglichen Sinnes ist. Str. 3, 3 „Sprengel" bedeutet Weihwedel.

Es mögen nun diejenigen Lieder folgen, welche die Liebesfreude mit der Naturfreude verbinden.

---

*) Vielfach in Liederbüchern des 16. Jahrh., auch in der Heidelberger Handschrift. Mittler S. 511. Die erste Str. findet sich schon im Forsters frischen Liedlein II, Nr. 14.

1. Sie gleicht wol einem Rosenstock,
drum gliebt sie mir im Herzen,
sie trägt auch einen roten Rock,
kann züchtig, freundlich scherzen;
sie blühet wie ein Röselein,
die Bäcklein wie das Mündelein;
liebst du mich, so lieb ich dich,
Röslein auf der Heiden!

2. Der die Röslein wird brechen ab,
Röslein auf der Heiden,
das wird wol thun ein junger Knab,
züchtig, fein bescheiden;
so stehn die Steglein auch allein,
der lieb Gott weiß wol, wen ich mein:
sie ist so grecht von gutem Gschlecht,
von Ehren hoch geboren.

3. Das Röslein das mir werden muß,
Röslein auf der Heiden,
das hat mir treten auf den Fuß,
und gschach mir doch nicht leide:
sie gliebet mir im Herzen wol,
in Ehren ich sie lieben soll,
beschert Gott Glück, gehts nicht zurück,
Röslein auf der Heiden!

4. Behüt dich Gott, mein herzigs Herz,
Röslein auf der Heiden!
es ist fürwar mit mir kein Scherz,
ich kann nicht länger beiten;
du komst mir nicht aus meinem Sinn,
dieweil ich hab das Leben inn;
gedenk an mich wie ich an dich,
Röslein auf der Heiden!

5. Beut mir her deinen roten Mund,
Röslein auf der Heiden,
ein Kuß gib mir aus Herzengrund,
so steht mein Herz in Freuden.

Behüt dich Gott zu ieder Zeit,
all Stund und wie es sich begeit,
küß du mich, so küß ich dich,
Röslein auf der Heiden.*)

Es darf nicht erst gesagt werden, welches Lied seine Motive aus diesem, der Mitte des 16. Jahrhunderts angehörigen Liede entlehnt hat. In Str. 2 3. 5 wird die Verschwiegenheit der Liebe angedeutet: ich gehe meine Wege allein, die niemand weiß. In Str. 4 bedeutet „beiten“: warten, und in Str. 5 ist „begeit“ eine Zusammenziehung von: begibt.

1. Die Röslein sind zu brechen Zeit,
derhalben brecht sie heut!
und wer sie nicht im Sommer bricht,
der brichts im Winter nicht.

2. Und brichst du sie im Sommer nicht,
das reuet dich, ja dich;
es get ein frischer Sommer herein,
dasselbig freuet mich.

3. Der Sommer bringt uns külen Tau
ins grüne Gras, ja Gras;
wär ich bei meinem feinen Lieb,
so wär mir desto baß.

4. „Wilt du zu mir, saum dich nit lang,
in diesem Zil, ja Zil!
es get ein frischer Sommer herein,
bringt uns der Röslein vil.“

5. Da brachen sie der Röslein viel
mit großer Freud, ja Freud:
wolauf mit mir, brauns Mägetlein,
es ist iezt an der Zeit!

6. Sie brachen ihnn der Röslein ab
zu einem Kranz, ja Kranz,

*) Aus einem Liederbuch von Paul v. d. Aelst (Deventer 1602) S. 72 und 94 bei Uhland 1, Nr. 56 S. 111 f.

sie globten einander Treu und Ehr,
das macht ihr Lieb erst ganz.

7. Wer ist der uns das Liedlein sang
aus freiem Mut, ja Mut?
das tät eins reichen Bauren Son,
war gar ein junges Blut.*)

1. Wie schön blüht uns der Maie,
der Sommer färt dahin!
mir ist ein feins Jungfräulein
gefallen in meinen Sinn;
oft sehen tut den Augen wol;
wenn ich an sie gedenke,
mein Herz ist Freuden voll.

2. Wenn ich des Nachts will schlafen,
kommt mir mein feins Lieb für,
und wenn ich dann erwache,
so find ich nichts bei mir;
erst hebt sich an ein große Klag,
wenn ich von ihr muß scheiden,
das macht mich alt und grau.

3. Ein Blümlein auf der Heiden
mit Namen Wolgemut
laß uns der lieb Gott wachsen,
ist uns für Trauren gut;
Vergißmeinnicht stet auch darbei;
grüß sie mir Gott von Herzen,
die mir die liebste sei!

4. Wolt Gott, ich solt ihr wünschen
zwo Rosen auf einem Zweig!
ach Gott, solt ich sie wecken
mit meinem stolzen Leib!
das wär meins Herzen große Freud;
tu mich, Herzlieb, nun trösten
mit eim freundlichen Wort!**)

---

*) Aus einem fl. Bl. der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und Fischarts Gargantua Cap. 6 bei Uhland 1, Nr. 23 S. 63.

**) In vielen fl. Bl. u. Liederbüchern des 16. und 17. Jahrhunderts. Uhland 1, Nr. 58 S. 116 f. Vgl. Böhme 341.

1. Wol kömt der Mai mit mancherlei
der Blümlein zart nach seiner Art,
erquicket das verdorben was
durch Winters Gewalt,
das freuet sich ganz manigfalt.

2. Alls das da lebt sich iezt erhebt:
der Vögel Gsang, welcher vor lang
verschwigen was; auch Laub und Gras
das grünet schon,
derhalb ich auch nicht trauren kann.

3. Und sonderlich erfreu ich mich
heimlichen des, ich weiß wol, wes,
davon man nicht vil sonders spricht,
noch sagen sol;
wie es nur wöll so gräts mir wol.*)

1. Nachtigal, ich hör dich singen,
das Herz im Leib möcht mir zerspringen,
komm bald und sag mirs wol
wie ich mich verhalten soll.

2. Nachtigal, ich seh dich laufen,
aus dem Bächlein thust du saufen,
du tunkst dein klein Schnäblein ein,
meinst es wär der beste Wein.

3. Nachtigal, wo ist gut wohnen?
auf den Linden, in den Kronen,
bei der schön Frau Nachtigal,
grüß mein Schätzchen tausendmal.

Dies letzte Lied ist eins der wenigen wirklich guten Lieder dieser Gattung, welche von der neueren Volkspoesie hervorgebracht worden sind, vielleicht das einzige. Abgedruckt wurde es zuerst bei Büsching u. v. d. Hagen, Sammlung

*) In einem Druck der Kunegund Hergotin (Nürnberg um 1530) und bei Forster I Nr. 66. Daraus Hoffmann v. F. (die deutschen Gesellschaftslieder Nr. 64) und Goedeke-Tittmann Nr. 149. Str. 3, 2 sonders besonders, sonderlich. Str. 3, 5 gerät es mir wol

deutscher Volkslieder S. 203, und im Wunderhorn 1, S. 93, wahrscheinlich mit einer leisen Überarbeitung, wenigstens ist es mir aus dem Volksmunde selbst nicht ganz in dieser Gestalt vorgekommen.*)

Zum Abschluß dieser Abteilung, der Liebeslieder, mögen noch drei Reigenlieder folgen. Unter diesen hat man solche zu verstehen, welche nicht bloß außerhalb des Tanzes, etwa zur nachfeiernden Erinnerung an denselben, gleichsam als Abbilder des Tanzes, sondern welche bei dem Tanze, von den Tanzenden selbst, gesungen wurden. Der alte Tanz, Reigen, war langsam und gemessen genug, um ein solches Singen zuzulassen, und Tänze, welche in das Schwenken, Rennen und Wirbeln übergingen, wurden nicht nur in der Zeit des Minnegesanges, sondern noch im sechzehnten Jahrhundert, meist als welsche Tänze, als roh und unanständig betrachtet. Anders heut zu Tage, wo es der tanzenden Jugend aber auch nicht mehr möglich ist, die volle Harmonie der Jugendfreude, die Zusammengehörigkeit von Gesang und Tanz darzustellen.

1. Bergreigen.

1. Bei meines Bulen Haupte
da stet ein güldner Schrein,
darin da leigt verschloßen
das junge Herze mein;
wolt Gott, ich hätt den Schlüßel,
ich würf ihn in den Rhein,
wär ich bei meinem Bulen,
wie möcht mir baß gesein!

2. Bei meines Bulen Füßen
da fleußt ein Brünnlein kalt,

*) Nach fl. Bl. (seit 1750) und aus dem Volksmund bei L. Erk Liederhort Nr. 159. Die 7 Strophen, welche noch weiter im Wunderhorn stehen, rühren aus einem fl. Bl. her, das in die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts fällt (abgedruckt in der Ausgabe von Birlinger u. Crecelius I S. 526.)

und wer des Brünnleins trinket,
der jungt und wird nicht alt;
ich hab des Brünnleins trunken
so manchen stolzen Trunk;
vil lieber wolt ich küssen
meins Bulen roten Mund.

3. In meines Bulen Garten
da sten zwei Bäumelein,
das ein das trägt Muskaten,
das ander Nägelein;
Muskaten die sind süße,
die Nägelein die sind räß*),
die gib ich meinem Bulen,
daß er mein nicht vergeß.

4. Und der uns diesen Reien sang,
so wol gesungen hat,
das haben getan zwen Hauer**)
zu Freiberg in der Stadt;
sie haben so wol gesungen
bei Met und külem Wein;
darbei da ist geseßen
der Wirtin Töchterlein.***)

2. Winterreigen.

1. Es hat sich zu mir gesellet
ein feines Fräuelein;
wie wol sie mir gefället;
ihr Diener wolt ich sein;
ich dient ihr ganz mit Treuen
demselben Fräuelein,
ich dient ihr in allen Reien
biß auf das Ende mein.

*) scharfschmeckend.

**) Bergleute.

***) Aus verschiedenen Drucken und Liederbüchern des 16. und 17. Jahrhunderts bei Uhland 1, Nr. 30 S. 73 f. Vgl. Schriften IV, S. 31 f.

2. Sie kan mir Freuden machen,
Lust, Lieb, zu aller Zeit,
mit ihrem freundlichen Lachen
hat ich mir sie auserwält;
sie liebet mir vor allen,
das red ich auf mein Eid;
der lieb Gott sol ihr walten!
der Fluch sei ihr geseit.*)

3. Erleb ich den liebsten Sommer,
so hebt sich ein großer Streit
vor den Blümlein in der Aue
darzu den Röslein rot;
ich mein die zarte Jungfrauen;
ihr dient ich früh und spat,
ich dient ihr in allen Reien
bis auf mein Hinnefart.**)

3. Maienreigen.

1. Der Sommer und der Sonnenschein
ganz lieblich mir das Herze mein
erquicken und erfreuen,
daß ich mit Lust im grünen Gras
mag springen an den Reien.

2. Des lacht die Allerliebste mein,
wolt Gott ich solt heint***) bei ihr sein
in Züchten und in Ehren!
das wär meins Herzen gröste Freud,
darauf darf ich wol schweren.

3. Demselben wacker Meidelein
schickt ich neulich ein Kränzelein
mit rotem Gold bewunden,
dabei sie mein gedenken sol
bei hundert tausend Stunden †).

---

*) gesagt.

**) Aus den Bergkreyen bei Uhland 1, Nr. 38 S. 83 f.

***) an diesem Abend.

†) „Stunden" ist das, was wir jetzt nur nur durch „Mal" ausdrücken.

4. Ich ritt durch einen grünen Wald,
da sungen die Vöglein wolgestalt,
Frau Nachtigal mit ihnen;
nun singt ihr klein Waldvögelein
um meines Bulen willen.*)



III. Lieder der Geselligkeit.

Eine große Anzahl von Volksliedern der älteren Zeit ist der treue Abdruck der unbefangenen oft freilich im höchsten Grade sorglosen Lebensfreude, von welcher trotz aller politischen und socialen Not und Bedrängnis das sechzehnte Jahrhundert erfüllt war — es sind Lieder, welche den Genuß des Lebens feiern, nicht selten freilich in der allermateriellsten Weise, indes doch mit kaum nennenswerten Ausnahmen, so daß dieser Genuß den höheren Gütern des Lebens nicht nur nicht entgegen gesetzt wird, sondern dieselben gelten läßt, ja deutlich genug voraussetzt, sogar zuweilen ausdrücklich anerkennt. Gegensätze gegen diese höheren Lebensgüter, wie dieselben in neueren Liedern des Lebensgenusses der Poesie nicht förderlich, sondern dieselbe zerstörend, so oft vorgekommen sind, finden sich in diesen Liedern gar nicht — sie sind, wie das der echten Dichtung eigen ist, völlig ohne Tendenz, ohne Beabsichtigung der Erreichung irgend eines außerhalb der Dichtung liegenden Zweckes. Sie haben, wenigstens in ihrer weit überwiegenden Mehrzahl, eine Unbefangenheit und Harmlosigkeit, welche man die Unbefangenheit und Harmlosigkeit fröhlicher Knaben nennen könnte, und zeigen die bessere Seite

*) Bei N. Rosth, XXX Newer lieblicher Galliardt (1593). Daraus Uhland 1, Nr. 39 (auch im Wunderhorn 3, S. 147, angeblich aus mündlicher Überlieferung). Str. 2, 5 schweren schwören.

der das fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert freilich im Übermaß beherrschenden Lebelust und Genußlust auf, während das fünfzehnte Jahrhundert auch den schlimmen, ja den ärgsten Seiten dieser Genußlust in seinen verabscheuungswürdigen Fastnachtsspielen einen litterarischen — wir dürfen nicht sagen: einen poetischen — Ausdruck gegeben hat.

Zu diesen, für die Kreise fröhlichen Zusammenseins der männlichen Jugend bestimmten, oder vielmehr aus diesen Kreisen als deren unmittelbares Erzeugnis hervorgegangenen, Liedern lassen sich nun auch manche der im Vorhergehenden aufgeführten Lieder, wie namentlich die Reiterlieder und Landsknechtslieder rechnen. Ich stelle hier nur solche zusammen, welche, ohne die Zustände einzelner Gesellschaftsklassen darzustellen, mehr allgemeiner Art sind: Weinlieder oder Zechlieder, Gelaglieder (Schlemmerlieder), unter ihnen auch solche, in denen sich die Sorglosigkeit und der Leichtsinn selbst ironisiert, und sonstige Scherzlieder. Dem Zwecke dieser Blätter entsprechend, gebe ich von allen diesen Formen der Gesellenlieder nur eine sehr sparsame Auswahl.

An die Spitze derselben möge ein Lied treten, welches eins der beliebtesten Volksbilder jener Zeit überhaupt gewesen ist und sich bis weit in das siebenzehnte Jahrhundert hinein beliebt erhalten hat, ein Lied, in welchem die Naturfreude sich in naiver Weise an die Genußfreude, oder diese an jene, anlehnt:

1. Herzlich tut mich erfreuen
die frölich Sommerzeit,
all mein Geblüt verneuen,
der Mai viel Wollust geit;
die Lerch tut sich erschwingen
mit ihrem hellen Schall,
lieblich die Vöglein singen,
voraus Frau Nachtigall.

2. Der Kukuk mit seim Schreien
macht frölich iedermann,

des Abends frölich reien
die Meidlin wolgetan;
spazieren zu den Brunnen
pflegt man zu diser Zeit*),
all Welt sucht Freud und Wunne
mit Reisen fern und weit.

3. Es grünet in den Wälden,
die Bäume blühen frei,
die Röslein auf den Felden
von Farben mancherlei;
ein Blümlein stet im Garten,
das heißt Vergiß nit mein,
das edle Kraut Wegwarten
macht guten Augenschein.

4. Ein Kraut wächst in der Auen
mit Namen Wolgemut,
liebt ser den schönen Frauen,
darzu Holunderblut,
die weiß und roten Rosen
hält man in großer Acht,
kan Geld darum gelosen,
schön Kreuz man daraus macht.

5. Das Kraut Je länger je lieber
an manchem Ende blüht,
bringt oft ein heimlich Fieber,
wer sich nit dafür hüt;
ich hab es wol vernommen,
was dieses Kraut vermag,
doch kan man dem fürkommen:
wer Maßlieb braucht all Tag.

6. Des Morgens in dem Taue
die Meidlin grasen gan,
gar lieblich sie anschauen
die schönen Blümlin stan,

*) Über solche Brunnenfahrten die bes. im 15. und 16. Jahrhundert sehr beliebt waren s. v. d. Hagen, Ges.-Abenteuer I, 356. Altd. Blätter I, 405. Altswert ed. Keller 148.

darauß sie Krenzlein machen,
und schenkens ihrem Schatz,
den sie freundlich anlachen
und geben ihm ein Schmatz.

7. Darum lob ich den Summer
darzu den Maien gut,
der wendt uns allen Kummer
und bringt vil Freud und Mut;
der Zeit will ich genießen
dieweil ich Pfenning hab,
und den es tut verdrießen,
der fall die Stiegen ab!*)

Dieses Lied wurde schon im Jahr 1561 von Johann Walther in ein bis auf diesen Tag bekanntes und beliebtes geistliches Lied umgekleidet, und erfuhr außer dieser Umkleidung noch mehrere andere Contrafakturen von verschiedenem Werte, auch ist an die Anfangsworte unseres Liedes angelehnt das vortreffliche Sterbelied: Herzlich thut mich verlangen nach einem selgen End.

Hierauf mögen noch drei der ältesten und beliebtesten Weinlieder folgen:

1.

1. Wo wächst Heu auf der Matten
dem frag ich gar nicht nach,
hab Sonne oder Schatten,
ist mir ein ringe**) Sach:
sonder das komt von Reben
das selbig wölln wir han,
das kan vil Freuden geben,
das weiß doch Weib und Man;

*) In vielen Liedersammlungen des 16. Jahrhunderts. Uhland 1, Nr. 57. Böhme 238. — Str. 1, 4 geit gibt. Str. 4, 4 Holunderblut die Blüte des Holunderstrauchs. Str. 4, 6 im Frankfurter Liederbuch: man kan Geld daraus lösen. Str. 5, 7 fürkommen zuvorkommen, verhüten.

**) gering, unbedeutend.

das ist gut Heu des ich mich freu
und blanget[1]) wann es reifen tut,
dann es macht allzeit Freud und Mut.

2. Man sol es treulich pflanzen,
dann es vil Wunder tut,
macht Krumb und Lam[2]) zu tanzen,
ist das von Art nicht gut?
macht Jung und Alt zu singen,
ein traurigs Herz erkickt,[3])
daß es wird guter Dinge,
zu allen Sachen gschickt,
gibt Kraft dem Man, daß er get dran
an Streit und an die Fräulein fein,
macht auch, daß die tun hurtig sein.

3. Wo wächst doch Heu so gute,
daß mir mein Teil auch werd?
Gott halts in seiner Hute,
wo es ie[4]) wächst auf Erd,
daß es mög wol geraten!
zun[5]) Freuden dient es fein;
wölln bachen[6]), sieden, braten,
da muß kein Mangel sein;
mit Freud und Mut, das Heu ist gut,
laßt uns das sauber füren ein!
es mag allzeit gut heuen sein.

4. Der uns das Heu tut geben,
Gott wöll sein Schirmer sein,
daß er bleib lang bei Leben!
auß Heu macht er gut Wein
und kocht uns gute Bißlein
darzu Pasteten gnug,
wir achten[7]) nicht der Spißlein,[8])
Rebhühner sind sein Fug,

---

[1]) belangen mit Sehnsucht und Verlangen erfüllen. [2]) Krumm und Lahm. [3]) erkecken, erkicken beleben (unser erquicken.) [4]) je d. i. irgendwo. [5]) zun zu den. [6]) bachen oberdeutsch für backen. [7]) wir achten nicht d. h. es ist alles so reichlich vorhanden, daß man ohne ängstliche Sorge reichlich davon nehmen kann. [8]) Schmeller: „Ein Spissl Vögel, Fische u. s. w., eine Anzahl kleinerer Stücke, die

die Wachteln und die Lerchen gsund
die sind so lustiglich bereit
mit Gsellschaft gut und aller Freud.

5. Das Heu tut ihn nit reuen,[1])
gibt uns des allzeit gnug,
wer das nicht wol mag käuen
der selb ist nit sein Fug,[2])
und ihn[3]) auch wolt verdrießen
beim Gsang und Saitenspil,
der möcht des Heus nicht gnießen
und wär sein ganz zevil;[4])
wer Freud wil han der selbig mag
mit uns das Heu verdämpfen[5]) frei!
nun rat, wer doch der Heuer sei?

6. Wil am besten[6]) das melden:
man lebt in solcher Art
im Holz und auf den Felden
wo man mit Heu außfart,
und möcht ein ieder wänen,
man meiets in dem Gras.[7])
und rechets mit den Zänen
und labets mit dem Glas,
das Heu so gut, das manchem tut
die Schaben treiben auß dem Gwand,
das Heu ist iedem wol bekant.[8])

---

an einem Spreißel, Rütchen und wie immer zusammengefügt, mit einander hingegeben (oder allenfalls an einem Spieß gebraten) werden."

[1]) er spart des Heues nicht. [2]) passen für ihn. [3]) und ihn d. i. derjenige, welchen. [4]) zuviel. [5]) verdämpfen vertrinken. [6]) Vielleicht „am lesten" (letzten). [7]) Vielleicht „man mähets in dem Faß". [8]) Aus einem fl. Bl. (Basel bei Samuel Apiario, mit der Singweise, componiert durch Gregorium Meyer, Organist) bei Uhland 2, Nr. 232 S. 604 ff. In Fischarts Gargantua Cap. 8 findet sich Strophe 1 nebst einigen paraphrasierten Zeilen aus den folgenden Strophen (darnach im Wunderhorn 2, S. 428 ff.) Vgl. Uhland Schriften IV S. 211 ff.

2.

1. Den liebsten Bulen den ich han
der leigt beim Wirt im Keller,
er hat ein hölzens Röcklein an
und heißt der Muskateller;
er hat mich nächten trunken gmacht
und frölich heut den ganzen Tag,
Gott geb ihm heint ein gute Nacht!

2. Von diesem Bulen den ich mein
wil ich dir bald eins bringen,
es ist der allerbeste Wein,
macht mich lustig zu singen,
frischt mir das Blut, gibt freien Mut
alls durch sein Kraft und Eigenschaft;
nun grüß dich Gott mein Rebensaft!*)

3.

1. Man sagt wol: in dem Maien
da sind die Brünnlein gsund,
ich glaubs nit, bei mein Treuen:
es schwenkt eim nur den Mund
und tut im Magen schweben,
drumb wil mirs auch nit ein;
ich lob die edlen Reben,
die bringen uns gut Wein.

2. Nu bis mir recht willkommen,
du edler Rebensaft!
ich hab gar wol vernommen:
du bringst mir süße Kraft,
läßt mir mein Gmüt nit sinken
und stärkst das Herze mein,
drumb wöllen wir dich trinken
und alle frölich sein.**)

*) Aus den Newen deudschen Liedlein durch A. Scandellum (Dresden 1578) und Fischarts Gargantua Cap. 8, bei Uhland 2, Nr. 214 B. S. 585. Böhme 410.

**) Aus Fischarts Gargantua Cap. 8 und Scandelli deudschen Liedlein bei Uhland 2, Nr. 215 S. 585 ff. Böhme 400. Str. 2, 1 bis ist s. v. a. sei.

Martinslied.

1. Im Winter ist ein kalte Zeit,
daß man nit vil zu Felde leit:
ich sach ein Wolf her traben
für eines reichen Bauren Hof,
ein Gans trug er beim Kragen.

2. Er setzt sich nieder auf den Schne,
der bitter Hunger tät ihm weh,
die Gans wolt er verzehren:
da dacht die Gans in ihrem Mut:
möcht ich michs Wolfs erweren!

3. Die Gans die bat den Wolf gar ser:
ob ihres Lebens nimmer wär,
daß ers ein Lied ließ singen,
das frölich nach ihrem Tode jäch*)
von Tanzen und von Springen.

4. Die Gans die rauft ein Feder aus,
und macht dem Wolf ein Kränzlein drauß,
der besten Federn eine
so sies in ihrem Flügel trug,
war besser dann sonst keine.

5. Und da der Kranz gemachet war,
dem Wolf setzet sies auf sein Haar,
des tät der Wolf sich freuen,
er sprach: wir wöllen tanzen tun
ein kleinen kurzen Reien.

6. Sie tanzten hin und tanzten her,
gleich ob es vor der Fasnacht wär,
der Tanz war mancherleie;
ich stund darbei und sach ihn zu.
der Wolf der fürt den Reien.

7. Und da der Tanz am besten was,
das Gänslein da sein nicht vergaß,
stund auf und flog von dannen:
„gesegn dich, Wolf, du scheußlichs Thier,
nach mir hab kein Verlangen".

---

*) ausspräche, sagte, erzählte.

8. Der Wolf der stund und sach ihr nach:
„der Teufel mir das riet und sprach,
daß ich tät nüchtern tanzen;
betrügt mich kein Gans nimmermer,
sei Gänsin oder Ganser“.

9. Der Wolf der schwur bei seinem Eid:
„es sol vil Gänsen werden leid,
ich wil ihns nicht vertragen,
den Winter und den Sommer wil
ich erst vil Gänsen zwagen“*).

10. „Ja Wolf! du bist ein listigs Thier,
betrogen bist worden von mir,
wol durch ein Kränzeleine;
Sant Merten errette mich von dir,
der treu Nothelfer meine.“**

Schlemmerlieder.

1.

1. Wo sol ich mich hin keren,
ich tummes***) Brüderlein?
wie sol ich mich ernären?
mein Gut ist vil zu klein;
als ich ein Wesen han†)
so muß ich bald davon,
was ich sol heur††) verzeren,
das hab ich fernt vertan.

2. Ich bin zu früh geboren,
ja wo ich heut hinkum
mein Glück kumt mir erst morgen;
hätt ich das Kaisertum,

*) den Kopf waschen, derb abreiben.

**) Aus einem fl. Bl. des 16. Jahrhunderts bei Uhland 2, Nr. 205 S. 565 ff. Daselbst S. 567 ff. niederdeutsch. Vgl. Uhland Schriften IV S. 193 ff.

***) tumm unbesonnen, thöricht, wild.

†) wie ich mein Leben führe, wie mein Thun und Treiben ist.

††) heur in diesem, fernt im vorigen Jahre.

darzu den Zoll am Rhein,
und wär Venedig mein,
so wär es alls verloren,
es müst verschlemmet sein.

3. So will ich doch nit sparen,
und ob ichs alls verzer,
und will darumb nit sorgen,
Gott bschert mir morgen mer;
was hilfts, daß ich lang spar?
villeicht verlör ichs gar;
solt mirs ein Dieb austragen,
es reuet mich ein Jar.

4. Ich wil mein Gut verprassen
mit Schlemmen früh und spat,
und wil ein*) sorgen laßen,
dem es zu Herzen gat;
ich nim mir ein Ebenbild
bei manchem Tierlein wild,
das springt auf grüner Heide,
Gott bhüt ihm sein Gefild.

5. Ich sich**) auf breiter Heide
vil manches Blümlein stan,
das ist so wol bekleidet:
was Sorg solt ich denn han,
wie ich Gut überkum?
ich bin noch frisch und jung,
solt mich ein Not anlangen,
mein Herz wüst nichts darumb.

6. Kein größer Freud auf Erden ist,
denn gutes Leben han;
mir wird nicht mer zu diser Frist,
denn schlemmen umb und an,***)

---

*) einen, denjenigen.

**) sich sehe.

***) Gödeke-Tittmann S. 126: „Der fehlerhafte männliche Reim läßt sich leicht entfernen: Kein größer Freud auf Erden, denn gutes Leben han; mir kann nichts liebers werden, denn schlemmen um und an.

darzu ein guter Mut;
ich reis' nicht ser nach Gut,
als mancher reicher Burger
nach großem Wucher tut.

7. Der gwinnt sein Gut mit Schaben,
darzu mit großer Not,
wenn er ein Ruh sol haben,
leigt er als sei er tot:
so bin ich frisch und jung,
Gott verleih mir vil der Stund!
Gott bhüt mich jungen Knaben,
daß mir kein Unmut kum.

8. Ich laß die Vögel sorgen
gen disem Winter kalt;
wil uns der Wirt nicht borgen,
mein Rock geb ich ihm bald,
das Wammes auch darzu;
ich hab weder Rast noch Ruh,
den Abend als den Morgen,
biß daß ichs gar vertu.

9. Steck an die schweinen Braten,
darzu die Hüner jung!
darauf mag uns geraten
ein frischer freier Trunk;
trag einher külen Wein
und schenk uns tapfer ein!
mir ist ein Beut geraten,
die muß verschlemmet sein.

10. Drei Würfel und ein Karte,
das ist mein Wapen frei,
sechs hübscher Fräulein zarte,
an ieglicher Seiten drei;
ruck her, du schönes Weib!
du erfreust mirs Herz im Leib,
wol in dem Rosengarte
dem Schlemmer sein Zeit vertreib!

*) schaben gierig zusammenscharren.

11. Ich bind mein Schwert an dSeiten,
und mach mich bald darvon,
hab ich dann nit zu reiten,
zu Fuße muß ich gon;
es ist nit allzeit gleich,
ich bin nit allweg reich,
ich muß der Zeit erbeiten*)
biß ich das Glück erschleich.**)

2.

1. Ein Abt den wöll wir weihen,
ist auß der Maßen gut,
ein Kloster wöll wir bauen,
ligt so in großer Armut,
darinne wont mancher Bruder ohn bar Geld,
unser Orden regiert in aller diser Welt.

2. Und wolt ihr Herren wißen
wie unser Orden sei gstalt?
und der in unsern Orden wil,
daß er kein Pfenning bhalt,
allzeit zerrißen, nackend, barfuß sol er gan;
was sol der Bruder für eine seltsame Gugel***) han?

3. Ein Narrenkappe zimt ihm wol,
das sol sein Gugel sein,
zerrißen Kleider sten ihm wol,
darburch sein Ehr erschein,
schmarotzen, betteln tut uns armen Brüdern wol,
trachten nur, daß wir Tag und Nacht stäts werden voll.

4. Da kam ein Bruder bald herfür,
fragt was mein Orden sei?

---

*) erwarten.

**) Aus mehreren Liederbüchern und fl. Bl. des 16. u. 17. Jahrhunderts bei Uhland 2, Nr. 213 S. 581 ff. (vgl. Schriften IV, S. 202 ff.) Böhme 430. Burk. Waldis, d. verlor. Sohn ed. Milchsack. 28.

***) Gugel bezeichnet eine Kappe oder Kapuze an einem Rock oder Mantel, die über den Kopf gezogen werden kann und einen Mantel mit einer Kappe der Art. Es ist besonders Mönchstracht.

drei Würfel zucket ich herfür,
und warf zink,*) quater, drei;
„du magst mir wol ein rechter Bruder im Orden sein!“
er schloß mir auf und ließ mich in sein Klösterlein.**)

Zwei Bohnenlieder.

1. Man sagt von Geld und großem Gut,
das tun ich alls ring***) achten,
für alls gfällt mir ein freier Mut,
darnach ich nur wil trachten;
kein sonder Witz noch Kunst so spitz
wil laßen umb mich wonen,
und singen frisch frölich ob Tisch:
nun gang mir auß den Bonen!

2. Was brächt es Nutz ob ich schon wolt
nach großer†) Witz tun stellen?
ist mir beschert Glück, Gut und Gold
wird sich zu mir wol gsellen,
darf nit vil Not; in keinen Not
wil ich, da ich muß schonen
der Weisheit gar, nit singen tar††):
nun gang mir auß den Bonen!

3. Auf meiner Weis' wil ich hinauß,
das Vöglein laßen sorgen,
und frölich sein nur überaus
vom Abend an biß Morgen?
auf meinem Tisch ob schon nit Fisch
und köstlich Speis tun wohnen,
so eß ich Kraut, füllt mir die Haut,
sing: gang mir auß den Bonen!

4. Wil Gott, so muß kein Geld bei mir
durch Alter schimmlig werden,

*) zink cinque.

**) Aus verschiedenen Liederbüchern des 16. und 17. Jahrhunderts bei Uhland 2, Nr. 209, S. 574.

***) gering.

†) Witz im Sinne von Wissen ist in der ältern Sprache weiblichen Geschlechts.

††) mir getraue.

raum auf, leib nichts!*) ist mein Begir;
vil Glück ist noch auf Erden,
es kumt bei Tag wer warten mag,
daß mir mein Weis' wird lohnen,
nach dem ich ring und täglich sing:
nun gang mir auß den Bonen!

5. Bei dem ichs ietzt wil bleiben lon,
mich gar nit kümmern laßen
was ieder sagt nach seinem Won;
trag auf vier, fünf, sechs Maßen!
ich bring dir ein, halt siben Stein,
und kost es schon ein Kronen,
so will ich doch singen im Gloch**);
nun gang mir auß den Bonen!***)

---

1. Wer lützel†) bhalt und vil vertut,
der darf nit ston in Sorgen,
daß man ihm zletst vergant sein Gut:
kein Jud tut ihm drauf borgen;
wer nütze Ding, will achten ring,
sein selbst nit wil verschonen,
dem sagt man bald eh daß er alt:
nun gang mir auß den Bonen!

2. Wer allzeit mit den Gläsern kämpft,
ist stät bei vollen Rotten,
wann er das Sein hat all verdämpft,
so tut man nur sein spotten;
wer böse Spiel nit laßen wil,
dem wird es übel lonen,
kumt er für Thür, man weist ihn für,
spricht: gang mir auß den Bonen!

3. Wer sich an böse Weiber kert,
den hält man wert zu Zeiten;
eh daß er ihr Bosheit gelert,
bhalt er kein Geld im Beutel;

---

*) laß nichts übrig. **) gemeinschaftliches Mahl mit Trunk; jetzt fälschlich „Gelage“ gesprochen und geschrieben. ***) Aus 65 teutscher Lieder (Straßburg) bei Uhland 2, Nr. 235 S. 614 f. Auch bei Fischart im Gargantua Cap. 8 steht das Lied. †) wenig.

man zeigt auf ihn und lachet sein,
und spricht: er muß gewonen!
jagt ihn auch auß von Hof und Haus,
spricht: pack dich auß den Bonen!

4. Wer Weib und Kind daheim verlaßt,
mutwillig zeucht zu Kriegen,
mag merken nit, das Sein verprasst,
am Sold hat kein Benügen:
er raubt und brennt, auf Beuten rennt,
zletst straft ihn ein Kartonen,
des freut sich dann, manch armer Mann,
spricht: gang mir auß den Bonen!

5. Wer sein Gut fast auf Rüstung leit,
vil Gäul auch hat am Barren,
kein Dienstgeld hat und wenig Bscheid,
tut selten gut in d'Harren;
wann er verzert, sich Stegreifs närt,
greift an auf all Personen,
der denkt billich: erschnappt man mich,
so muß ich auß den Bonen!

6. Wer sunst hat gnug und keine Kind,
darzu nichts tut dann sparen:
er lauft und rennt, kratzt, schabt und schindt,
wird wenig Dank erfaren;
ihm gschicht gleich wie dem Esel hie:
muß Holz und Waßer fronen,
wärmt sich nit mit und wascht sich nit;
zletst muß er auß den Bonen.*

Dazu noch ein, im sechzehnten Jahrhundert weit verbreitetes Spottlied:

1. Ich weiß mir einen freien Hof,
da sitzt ein reicher Baursmann auf,
der hät ein schöne Fraue;
das ward ein glatter Münch gewar,
er meint, er wolts beschauen.

2. Der Münch der kam des Abends spat:
„Frau wißt ihr nicht ein heimlich Ort?

*) Aus den 65 Liedern bei Uhland 2, Nr. 236 S. 616 f.

sie antwort ihm gar schnelle:
„kein heimlicher Ort in meinem Haus,
dann drunden in meinem Keller.“

3. Der Münch der sprach zum Fräulein schön:
„laßt uns in euren Keller gan!
wir wöllen Kurzweil treiben;
kein heimlicher Ort in disem Haus,
da wir mögen bleiben.“

4. Da sie mit ihm auf die Staffel kam,
das Fräulein wider hinter sich sprang,
sie tät die Tür beschließen:
„trett fort, lieber Herre mein,
laßt euch das nicht verdrießen!“

5. Das Fräulein war im Sinn so stät,
da sie die Tür beschloßen hät,
sie tät gar heimlich lachen:
„hätt ich die Münch all zwölf im Keller,
die Sach wolt ich ihnen machen.“

6. Das Fräulein steckt ein Zeichen auß,
es kamen noch eilf Münch ins Haus,
einer nach dem andern gangen;
da gedacht das selbig Fräuelein:
„die Füchs will ich wol fangen“.

7. Da sies*) all zwölf im Keller bracht,
sie liefen zusammen wie die Schaf,
tät einer dem andern klagen:
„hat uns der bitter Teufel herein
in disen Keller tragen?“

8. Das Fräulein sah zum Kellerloch nein:
„was sol das für ein Lärmen sein?
was tut ihr in meinem Keller?
ich mein, ihr wolt mir stelen mein Wein,
ich darf sein warlich selber.

9. Wolt ihr euch nit mit mir vertragen,
ich wil es meinem Amptman klagen,
der wird es euch nit schenken;
der Amptman ist ein zornig Man,
der läßt euch all zwölf henken.“

---

*) sies = sie sie.

10. „Ach nein, herzliebe Fraue, nein,
wir stelen euch weder Brot noch Wein,
laßt uns aus eurem Keller!
wir wölln euch hundert Gulden geben,
daran felt nit ein Heller.“

11. Das Fräulein wolt des gwissen Spiln,*)
sie sprach: „langt mir das Geld vor her!
ihr möcht mich sunst betriegen“.
Wolten sie aus dem Keller herauß,
sie musten die Riemen ziehen.

12. Sie gaben ihrs Geld zum Kellerloch nauß,
sie ließ die bschorne Buben rauß,
einen nach dem andern;
da sprach das selbig Fräuelein:
„zwölf Füchs hab ich gefangen“.

13. Der Prior der war voll und satt,
er fürt die zwölf mit ihm ins Bad,
sie täten das Leid abwäschen;
das Fräulein nam das Geld von ihn,
ließ ihnn die lären Täschen.**)

Endlich noch ein kleines Scherzlied zum Schluß:

1. „Gott grüß euch, Frau Malerin, hübsch und fein!
wo habt ihr eur schwarzbraun Töchterlein?“

2. „Mein Töchterlein das ist noch viel zu klein,
sie schläft wol noch ein Jahr allein!“

3. „Ein Jahr, ein Jahr ist mir so lang!“
sie schwingt sich von der Erden wol auf die Bank.

4. Wol von der Bank wol auf den Tisch:
„sehet, liebe Frau Mutter, wie groß bin ich!“

*) die sichrere Partie ergreifen.

**) Aus einem fl. Bl. des 16. Jahrhunderts bei Uhland 2, Nr. 286 S. 739 f. Böhme 597.



Register der Lieder.

